3 1761 08149714 1

EMILE ZOLA

Ein Liebesblatt

Presented to
The Library
of the
University of Toronto

Hafis-Lesebücherei

LF
Z861p
.Gs

Emile Zola

Ein Liebesblatt

Roman

476 006
1. 7. 48

H. Fikentscher Verlag / Leipzig C 1

Ungekürzte Ausgabe übersetzt von Armin Schwarz

Textrevision:
Dr. Paul Beyer

Printed in Germany
Druck von G. Kreysing in Leipzig

Erster Teil

Erstes Kapitel

Das Nachtlicht in seinem blauen Glase brannte auf dem Kaminsims hinter einem Buche, dessen Schatten das halbe Zimmer verdunkelte. Es war ein mildes Licht, das einen Streif auf das Tischchen und den Liegestuhl warf, die schweren Falten der Samtvorhänge beleuchtete und einen bläulichen Schimmer über den Spiegel des Mahagonischrankes breitete, der zwischen den beiden Fenstern stand. Die spießbürgerliche Einfachheit des Gemaches, dieses Blau der Tapeten, der Möbel und der Vorhänge nahm zu dieser nächtlichen Stunde die verschwimmende, milde Farbe eines Gewölks an. Das dem Fenster gegenüber im Schatten stehende, gleichfalls mit Samtvorhängen versehene Bett bildete eine dunkle Masse, von der sich die Weiße der Bettücher abhob. Helene lag mit gekreuzten Händen, in der ruhigen Haltung einer Mutter und Witwe da und schlief mit sanftem Atemzuge.

Mitten in der tiefen Stille schlug die Stutzuhr eins. Im Stadtviertel war es stille geworden. Zu diesen Höhen des Trokadero drang nur ein gedämpftes Summen aus Paris herauf. Der kurze Atem Helenes war so sanft, daß er die keusche Linie ihres Busens nicht hob. Sie lag in einem gesunden, ruhigen und kräftigen Schlafe mit ihrem fein geschnittenen Profil und ihrem zu einem mächtigen Knoten geschlungenen kastanienbraunen Haar, den Kopf zur Seite geneigt, als sei sie lauschend eingeschlummert. Im Hintergrunde des Gemaches bildete die weit offene Tür eines Kabinetts ein dunkles Viereck in der Wand.

Kein Geräusch war zu vernehmen. Die Uhr schlug halb. In der tiefen Schlafesstille, die das ganze Zimmer einhüllte, klang auch das Ticktack des Pendels leiser. Das Nachtlämpchen schlief, die Möbel schliefen. Auf dem Tischchen neben einer ausgelöschten

Lampe schlief eine Frauenarbeit. Helene bewahrte im Schlafe ihre ernste und gütige Miene.

Als es zwei Uhr schlug, ward die Stille des Gemaches gestört; ein Seufzer drang aus dem Dunkel des Kabinetts hervor. Dann war ein Knistern von Linnen zu vernehmen, und es ward wieder still. Jetzt war ein beklommener Atem zu hören. Helene hatte sich noch nicht gerührt. Aber plötzlich richtete sie sich auf. Ein verworrenes Stammeln wie von einem leidenden Kinde hatte sie geweckt. Sie führte noch schlaftrunken die Hände an die Schläfen, als ein dumpfer Schrei ertönte. Mit einem Satze stand sie auf dem Teppich.

Johanna! ... Johanna! ... Was ist dir? Antworte mir! fragte sie.

Als das Kind schwieg, griff sie eilends nach dem Nachtlicht und murmelte:

Mein Gott! sie war nicht wohl; ich hätte nicht zu Bett gehen sollen.

Sie trat hastig in das anstoßende Zimmer, wo wieder tiefe Stille eingetreten war. Das Öllämpchen verbreitete ein schwaches, zitterndes Licht, das einen hellen Kreis auf die Zimmerdecke warf. Helene, die sich über die eiserne Bettstatt gebeugt hatte, konnte anfänglich nichts unterscheiden. Dann sah sie in dem bläulichen Lichte inmitten der zurückgeworfenen Bettücher Johanna liegen, ganz steif, mit zurückgebogenem Kopfe, die Muskel des Halses straff und hart. Ein Krampf entstellte das leidende, schöne Gesicht; die Augen standen offen, starr auf die Lanze gerichtet, an welcher die Bettvorhänge befestigt waren.

Mein Gott! mein Gott! Das Kind stirbt! schrie sie.

Sie stellte die Nachtlampe hin und betastete mit zitternden Händen ihre Tochter. Sie konnte keinen Puls finden, das Herz schien stille zu stehen. Die kleinen Arme, die kleinen Beine streckten sich heftig. Sie glaubte vor Entsetzen den Verstand zu verlieren und stammelte:

Mein Kind stirbt! ... Zu Hilfe! ... Mein Kind! mein Kind!

Taumelnd und überall anstoßend, kehrte sie in das Zimmer zurück, ohne zu wissen, wohin sie ging; dann trat sie wieder in das Kabinett, warf sich von neuem über die Bettstätte und rief immerfort um Hilfe. Sie hatte Johanna in ihre Arme genommen, küßte ihre Haare, strich mit den Händen über ihren Körper und flehte um eine Antwort. Ein Wort, nur ein einziges Wort!

Wo tat es ihr weh? Wollte sie ein wenig von der neulichen Arznei? Vielleicht würde die frische Luft sie beleben? Sie wollte sie durchaus sprechen hören.

Sprich, Johanna! Sprich, ich bitte dich!

Mein Gott! es war so plötzlich zur Nachtzeit gekommen; sie wußte nicht, was anfangen. Sie hatte nicht einmal Licht. Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie fuhr fort, zu ihrer Tochter zu sprechen, befragte sie und antwortete anstatt ihrer. Ob sie im Magen Schmerzen habe oder vielleicht im Halse? Es werde nichts sein, sie solle sich nur beruhigen. Sie tat sich Gewalt an, um auch ihrerseits die Fassung zu bewahren. Allein wie sie das Kind in ihren Armen steif werden fühlte, ging es ihr durchs Herz. Sie betrachtete sie, wie sie vom Krampfe zusammengezogen und atemlos dalag; sie trachtete, sich selbst zu beschwichtigen, und kämpfte gegen das Bedürfnis zu schreien. Aber plötzlich schrie sie unwillkürlich auf.

Sie durcheilte das Speisezimmer und die Küche und rief:

Rosalie! ... Rosalie! ... Rasch einen Arzt! Mein Kind stirbt!

Die Magd, die in einem hinter der Küche gelegenen, kleinen Gelasse schlief, begann zu heulen. Helene war sogleich wieder in die Zimmer zurückgekehrt. Im bloßen Hemde lief sie so hin und her und schien die Kälte dieser eisigen Februarnacht nicht zu fühlen. Will die Magd ihr Kind sterben lassen? rief sie. Und doch war kaum eine Minute verflossen. Sie kam noch einmal in die Küche und lief wieder in die Zimmer zurück. Hastig warf sie einen Rock über und bedeckte ihre Schultern mit einem Schal. Sie stieß die Möbel um und erfüllte mit ihrer geräuschvollen Verzweiflung dieses Zimmer, wo eben noch so tiefe Stille geherrscht hatte. Die Füße bloß mit Pantoffeln bekleidet, alle Türen offen lassend, eilte sie selbst die drei Treppen hinunter mit der Arbeit, selbst einen Arzt zu holen.

Als die Pförtnerin die Schnur gezogen hatte, befand sich Helene auf der Straße mit summenden Ohren und wirrem Kopfe. Sie eilte die Weinstraße hinab und läutete bei dem Doktor Bodin, der Johanna schon behandelt hatte; es dünkte ihr eine Ewigkeit, bis eine Dienerin erschien, die ihr meldete, daß der Doktor bei einer Gebärenden sei. Helene stand ratlos auf dem Straßenpflaster. Sie kannte in ganz Passy keinen zweiten Arzt. Eine Weile lief sie durch die Straßen und betrachtete die Häuser. Es wehte ein schwacher, aber eisiger Wind; sie watete mit ihren

Pantoffeln in einer dünnen Lage Schnee, der am Abend gefallen war. Unablässig hatte sie ihre Tochter vor Augen mit dem beklemmenden Gedanken, daß sie sie töte, wenn sie nicht sogleich einen Arzt finde. Sie eilte die Weinstraße wieder hinauf und läutete an einer Haustür; sie wollte nachfragen, man werde ihr vielleicht eine Adresse geben. Weil nicht sogleich geöffnet ward, läutete sie ein zweites Mal. Der Wind preßte ihr dünnes Röckchen knapp an ihre Beine, und ihre Haare flatterten im Winde.

Endlich kam ein Diener und meldete ihr, der Doktor Deberle schlafe schon. Sie hatte also bei einem Arzt angeläutet, Gott verließ sie nicht. Sie drängte den Diener beiseite, um eintreten zu können, wobei sie wiederholte:

Mein Kind, mein Kind stirbt! . . . Sagen Sie ihm, er solle kommen!

Es war ein kleines Wohnhaus voll Teppiche und Vorhänge. Sie stieg ein Stockwerk empor, immer mit dem Diener kämpfend und auf alle seine Bemerkungen erwidernd, daß ihr Kind sterbe. In einem Zimmer angekommen, erklärte sie, sie wolle warten. Doch als sie hörte, wie in dem anstoßenden Gemache der Arzt sich erhob, näherte sie sich und redete durch die Türe zu ihm.

Schnell, mein Herr, ich bitte Sie! . . . Mein Kind stirbt.

Als der Arzt erschien, bloß mit einer Jacke bekleidet und ohne Halsbinde, zog sie ihn fort und ließ ihm nicht Zeit, sich vollends anzukleiden. Er hatte sie indes erkannt; sie wohnte im Nachbarhause und war seine Mieterin. Als er sie, um den Weg abzukürzen, durch einen Garten führte und eine kleine Tür aufschloß, welche die beiden Häuser verband, erinnerte auch sie sich plötzlich.

Es ist wahr, murmelte sie; Sie sind Arzt und ich wußte es. Sie sehen, ich habe den Verstand verloren. Eilen wir!

Im Treppenhause sollte er vorausgehen. Den lieben Herrgott würde sie nicht mit größerer Ehrfurcht eingeführt haben. Rosalie war inzwischen bei Johanna geblieben und hatte die Lampe angezündet, die auf dem Tischchen stand. Der Arzt nahm bei seinem Eintritt sofort die Lampe und ließ ihr volles Licht auf das Kind fallen, das noch immer in schmerzlicher Steifheit dalag; nur der Kopf war zur Seite geglitten und blitzschnelle Zuckungen liefen über das Gesicht. Eine Minute stand er schweigend mit gespitzten Lippen da. Helene betrachtete ihn beklommen. Als er diesen angstvollen, flehenden Blick der Mutter sah, murmelte er:

Es wird nichts sein . . . Aber man darf sie nicht hier lassen; sie braucht Luft.

Helene nahm sie mit kräftigem Griff auf ihre Schulter und trug sie hinaus. Sie hätte dem Arzte für dieses beruhigende Wort die Hände küssen mögen; ein beseligendes Gefühl durchrieselte sie. Doch kaum hatte sie Johanna in ihr eigenes, großes Bett gelegt, als dieser arme, kleine Körper wieder von heftigen Krämpfen gepackt wurde. Der Arzt hatte den Schirm von der Lampe entfernt, und eine weiße Helle erfüllte das Gemach. Er öffnete zur Hälfte ein Fenster und gebot Rosalien, das Bett hinter den Vorhängen hervorzuziehen. Abermals von Angst ergriffen, stammelte Helene:

Aber sie stirbt, mein Herr! Sehen Sie doch! . . . Ich erkenne sie nicht mehr!

Er antwortete nicht sogleich, verfolgte nur den Anfall mit aufmerksamem Blick. Dann sagte er:

Gehen Sie in das Schlafzimmer und halten Sie ihre Hände, damit sie sich nicht kratzt . . . So, nur sachte ohne Kraftanwendung . . . Beunruhigen Sie sich nicht; die Krise muß ihren Lauf nehmen.

Beide neigten sich über das Bett und hielten Johanna, deren Glieder in heftigen Erschütterungen sich krümmten. Der Arzt hatte seine Jacke zugeknöpft, um seinen nackten Hals zu verbergen. Helene war in den Schal eingehüllt geblieben, den sie über ihre Schultern geworfen hatte. Doch Johanna hatte in ihren Zuckungen einen Zipfel des Schals heruntergezogen und den obersten Knopf der Jacke geöffnet. Aber sie merkten es nicht; sie hatten keinen Blick für sich selbst.

Doch allmählich ward der Anfall schwächer. Die Kleine schien in eine tiefe Erschöpfung versunken. Obgleich er die Mutter über den Ausgang der Krise beruhigte, blieb der Arzt doch besorgt. Er betrachtete unablässig die Kranke und begann kurze Fragen an Helene zu richten, die auf der anderen Seite des Bettes stand.

Wie alt ist das Kind?

Elfeinhalb Jahre.

Neues Schweigen. Er schüttelte den Kopf und bückte sich, um das geschlossene Augenlid Johannas zu heben und die Schleimhaut zu betrachten. Dann fuhr er in seinen Fragen fort, ohne Helene anzusehen.

Hatte sie Krämpfe als kleines Kind?

Ja, mein Herr; aber im sechsten Jahre verschwanden die

Krämpfe . . . Sie ist sehr zart. Seit einigen Tagen bemerkte ich, daß sie sich unwohl fühlte. Sie hatte Krämpfe, Ohnmachtsanfälle.

Hat es in Ihrer Familie Nervenkrankheiten gegeben?

Ich weiß nicht . . . Meine Mutter ist als Brustkranke gestorben.

Sie zögerte, von einem Schamgefühl ergriffen, und wollte nicht eingestehen, daß eine ihrer Elternmütter in einem Irrenhause eingeschlossen sei. Ihre ganze Familie in aufsteigender Linie war von einem schrecklichen Verhängnisse heimgesucht.

Aufgepaßt, sagte der Arzt, ein neuer Anfall meldet sich.

Johanna hatte die Augen geöffnet. Mit wirrem Blicke schaute sie um sich, ohne ein Wort hervorzubringen. Dann ward ihr Blick starr, ihr Körper warf sich zurück, die Glieder streckten sich und wurden steif. Sie war sehr rot. Doch plötzlich erblaßte sie und ward leichenfahl; die krampfhaften Zuckungen traten wieder ein.

Lassen Sie sie nicht los, sprach der Arzt; halten Sie ihre andere Hand.

Er eilte zum Tischchen, auf das er bei seinem Eintritt eine Handapotheke niedergestellt hatte. Er kehrte mit einem Fläschchen zurück, an das er das Kind riechen ließ. Das wirkte wie ein furchtbarer Peitschenhieb; Johanna ward dermaßen erschüttert, daß sie den Händen der Mutter entglitt.

Nein, nein, keinen Äther, rief diese, durch den Geruch aufmerksam gemacht. Der Äther macht sie ganz toll.

Beide vermochten kaum, sie festzuhalten. Sie krümmte sich gewaltsam, so daß der Körper, der nur auf den Fersen und dem Nacken ruhte, gleichsam zusammengebogen war. Dann fiel sie zurück und warf sich in einer wiegenden Bewegung zwischen den beiden Rändern des Bettes hin und her. Ihre Fäuste waren geballt, der Daumen gegen den Handteller eingekrümmt; von Zeit zu Zeit öffnete sie für Augenblicke die Hände und griff mit ausgespreizten Fingern ins Leere, als suche sie Gegenstände zu fassen. Ihre Finger berührten den Schal ihrer Mutter, und sie klammerte sich daran. Am meisten marterte Helene, wie sie sagte, daß sie ihre Tochter nicht mehr erkannte. Der arme Engel mit dem sanften Antlitz hatte verstörte Züge; die Augen lagen tief in den Höhlen und zeigten das bläuliche Weiße.

Tun Sie etwas, ich bitte Sie, mein Herr, flehte Helene. Ich fühle, daß meine Kräfte zu Ende gehen.

Sie erinnerte sich, daß die Tochter einer ihrer Nachbarinnen zu Marseille in einer ähnlichen Krise den Erstickungstod fand.

Vielleicht täuschte sie der Arzt, um sie zu schonen. Jeden Augenblick glaubte sie den letzten Hauch Johannas, deren stockender Atem stillestand, in ihrem Gesichte zu spüren. Im Innersten bekümmert, von Mitleid und Schrecken verstört, begann sie zu weinen. Ihre Tränen fielen auf die unschuldige Nacktheit des Kindes, das die Bettdecke zurückgeworfen hatte.

Der Doktor begann inzwischen mit seinen langen, geschmeidigen Fingern den Halsansatz der Kranken leicht zu drücken. Der Anfall ließ allmählich nach. Johanna bewegte sich noch einigemal langsam und blieb dann regungslos liegen. Sie war mitten im Bette hingesunken mit ausgestrecktem Körper und ausgebreiteten Armen, den Kopf durch ein Kissen gestützt und auf die Brust geneigt. Man glaubte ein Christuskind vor sich zu haben. Helene bückte sich herab und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Ist es nun vorbei? fragte sie halblaut. Glauben Sie, daß noch weitere Anfälle kommen?

Er machte eine ausweichende Bewegung. Dann sagte er:

In jedem Falle werden die anderen weniger heftig sein.

Er hatte von Rosalien eine Flasche und ein Glas verlangt. Das Glas füllte er zur Hälfte mit Wasser, nahm zwei neue Fläschchen, zählte die Tropfen und führte mit Hilfe Helenens, die den Kopf des Kindes stützte, einen Löffel mit dieser Arznei zwischen die aufeinander gepreßten Zähne der Kranken ein. Die Lampe brannte mit hochgeschraubter, weißer Flamme und beleuchtete die Unordnung dieses Zimmers, wo die Möbel umgestoßen lagen. Die Kleider, die Helene beim Schlafengehen auf die Lehne eines Sessels geworfen hatte, waren zu Boden geglitten und verlegten den Teppich. Der Arzt, der auf ein Mieder getreten war, hob es auf, um es nicht wieder unter seinen Füßen zu finden. Ein Duft von Eisenkraut stieg von dem zerwühlten Bette und dem verstreuten Linnen auf. Das ganze intime Leben einer Frau lag da schonungslos ausgebreitet. Der Arzt ging selbst ein Waschbecken holen, tauchte ein Linnen hinein und legte es um die Schläfen Johannas.

Madame, Sie werden sich erkälten, sagte Rosalie fröstelnd. Man könnte vielleicht das Fenster schließen. Die Luft ist zu kühl.

Nein, nein, rief Helene; lassen Sie das Fenster offen . . . Nicht so, mein Herr?

Schwache Windstöße drangen ein und blähten die Vorhänge.

Aber Helene fühlte sie nicht. Und doch war der Schal ganz von ihren Schultern herabgeglitten und enthüllte den Ansatz des Busens. Der gelöste Haarknoten ließ wirre Flechten herabhängen, die ihr bis zu den Lenden reichten. Sie hatte ihre nackten Arme frei gemacht, um sich leichter bewegen zu können, und vergaß alles, nur von der leidenschaftlichen Sorge um ihr Kind erfüllt. Und auch der geschäftige Arzt vor ihr dachte nicht an seine offene Jacke, an den Hemdkragen, den Johanna herabgerissen hatte.

Heben Sie sie ein wenig, sagte er. Nein, nicht so . . . Reichen Sie mir Ihre Hand.

Er ergriff ihre Hand, legte sie unter den Kopf des Kindes, dem er noch einen Löffel von der Arznei einflößen wollte. Dann rief er sie zu sich, bediente sich ihrer wie einer Gehilfin, und sie gehorchte ihm blindlings, als sie sah, daß ihre Tochter ruhiger schien.

Kommen Sie . . . Lehnen Sie ihren Kopf an Ihre Schulter, während ich sie behorche.

Helene tat, wie er gebot. Er neigte sich über sie, um sein Ohr an Johannas Brust zu legen. Er hatte mit seiner Wange ihre nackte Schulter gestreift und hätte, indem er dem Herzschlage des Kindes lauschte, auch das Herz der Mutter pochen hören können. Als er sich wieder aufrichtete, begegnete sein Atem dem Atem Helenens.

Von dieser Seite ist nichts zu befürchten, sagte er ruhig, während sie neuen Trost schöpfte. Legen Sie sie wieder hin; man darf sie nicht weiter stören.

Doch es kam ein neuer Anfall. Dieser war viel weniger ernst. Johanna ließ einige unzusammenhängende Worte hören. In kurzen Zwischenräumen folgten noch zwei weitere, rasch vorübergehende Anfälle. Das Kind war in eine Starrheit versunken, die den Arzt abermals zu beunruhigen schien. Er hatte ihren Kopf sehr hoch gebettet, die Decke bis zu ihrem Kinn hinaufgezogen, und stand nahezu eine Stunde da, beobachtete sie und horchte der Wiederkehr des regelmäßigen Atemzuges. Helene stand unbeweglich auf der anderen Seite des Bettes und wartete gleichfalls.

Allmählich nahm das Gesicht Johannas einen Ausdruck tiefer Ruhe an. Die Lampe warf ein blondes Licht auf sie. Ihr Gesicht nahm sein schönes, etwas längliches Oval wieder an und zeigte seinen feinen, anmutigen Schnitt. Ihre schönen, geschlossenen

Augen hatten breite, bläuliche, durchsichtige Lider, unter denen man den dunklen Glanz des Blickes erriet. Ihre dünne Nase ließ ein leises Blasen vernehmen, der etwas große Mund schien zu einem Lächeln gespitzt. So schlief sie auf der ausgebreiteten Lage ihrer tintenschwarzen Haare.

Jetzt ist es vorüber, sprach der Arzt halblaut.

Er wandte sich um, ordnete seine Flaschen und schickte sich an fortzugehen. Helene näherte sich ihm bittend.

Ach, Herr Doktor, murmelte sie, verlassen Sie mich nicht. Warten Sie noch einige Minuten. Es könnten noch Anfälle kommen. Sie haben sie gerettet.

Er bedeutete ihr, daß nichts mehr zu fürchten sei, blieb aber dennoch, um sie zu beruhigen. Sie hatte Rosalie schlafen geschickt. Bald dämmerte der Morgen — ein milder, grauer Morgen — über die schneebedeckten Hausdächer herauf. Der Arzt schloß das Fenster. In der tiefen Stille tauschten die beiden nur von Zeit zu Zeit kurze Bemerkungen im Flüstertone aus.

Ihr fehlt nichts, was Besorgnis erregen könnte, versicherte er. Aber in diesem Alter ist große Sorgfalt notwendig. Wachen Sie besonders darüber, daß sie ein immer gleichmäßiges, zufriedenes, von Aufregungen freies Leben führt.

Nach einer Weile sagte Helene:

Sie ist so zart, so nervös ... Ich bin ihrer nicht immer Herrin. Kleinigkeiten rufen bei ihr Ausbrüche der Freude und der Traurigkeit hervor, die durch ihre Lebhaftigkeit mich beunruhigen ... Sie liebt mich so leidenschaftlich, so eifersüchtig, daß sie in Schluchzen ausbricht, wenn ich ein anderes Kind liebkose.

Er nickte mit dem Kopfe und wiederholte:

Ja, ja, zart, nervös, eifersüchtig ... Der Doktor Bodin behandelt sie, nicht wahr? Ich werde mit ihm über sie sprechen. Wir werden eine energische Kur verordnen. Sie ist in dem Alter, wo die Gesundheit einer Frau sich entscheidet.

Als Helene ihn so dienstbereit sah, rief sie in einer stürmischen Aufwallung der Dankbarkeit:

Ach, Herr Doktor, wie soll ich Ihnen für alle die Mühe danken, die Sie sich genommen haben!

Weil sie dies mit lauter Stimme gesagt hatte, neigte sie sich über das Bett, aus Furcht, Johanna geweckt zu haben. Das Kind schlief ganz rosig mit einem Lächeln auf den Lippen. Eine gewisse Schlaffheit lag jetzt auf diesem stillen Gemach; Teppiche,

Möbel und Kleider waren wieder in einen ruhigen, ungetrübten Schlummer versunken. Alles verschwamm in dem Dämmerlichte, das zu den beiden Fenstern eindrang.

Helene stand wieder an der der Wand zugekehrten Seite des Bettes, der Doktor auf der anderen Seite. Zwischen ihnen lag Johanna und schlief mit leisem Atemholen.

Ihr Vater war oft krank, ich aber war stets gesund, sagte Helene in sanftem Tone, indem sie auf die Fragen des Arztes zurückkam.

Der Arzt, der sie bisher noch nicht angesehen hatte, erhob den Kopf und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, so gesund und stark fand er sie. Auch sie hatte ein gutmütiges, zufriedenes Lächeln. Ihre Gesundheit machte sie glücklich.

Indes ließ er keinen Blick von ihr. Niemals hatte er eine regelmäßigere Schönheit gesehen. Groß, prächtig gebaut, war sie eine Juno mit kastanienfarbenem Haar, das einen goldigen Schimmer und blonden Widerschein hatte. Wenn sie langsam das Haupt umwandte, nahm ihr Profil die ernste Reinheit einer Statue an. Ihre grauen Augen und ihre weißen Zähne erhellten ihr ganzes Antlitz. Sie hatte ein rundes, etwas starkes Kinn, das ihrem Gesichte den Ausdruck der Besonnenheit und Festigkeit verlieh. Was den Doktor aber in Erstaunen versetzte, war die herrliche Nacktheit dieser Mutter. Der Schal war noch weiter herabgeglitten und enthüllte den Busen; auch die Arme blieben nackt. Eine dicke Flechte, von der Farbe gebräunten Goldes, floß über die Schulter herab und verlor sich zwischen den Brüsten. Und in ihrem schlecht befestigten Röckchen, mit ihrem in Unordnung geratenen Haar, bewahrte sie eine Majestät, eine stolze Ehrbarkeit und Züchtigkeit, die sie keusch bleiben ließ unter diesem Mannesblicke, der eine tiefe Verlegenheit verriet.

Sie ließ einen Augenblick prüfend ihre Augen auf ihm ruhen. Der Doktor Deberle war ein Mann von fünfunddreißig Jahren mit rasiertem, ein wenig länglichem Antlitz, scharfem Blick und dünnen Lippen. Als sie ihn betrachtete, bemerkte auch sie, daß sein Hals entblößt sei. So verharrten sie einander gegenüber zu beiden Seiten des Bettes, in welchem die kleine Johanna schlief. Allein dieser Raum, soeben noch unermeßlich weit, schien sich zu verengen. Das Kind hatte einen zu leisen Atemzug. Mit langsamer Hand zog Helene ihren Schal hinauf und verhüllte sich, während der Doktor den Kragen seiner Jacke zuknöpfte.

Mama, Mama, stammelte Johanna in ihrem Schlummer.

Sie erwachte. Als sie die Augen offen hatte, sah sie den Arzt und ward unruhig.

Wer ist das? Wer ist das? fragte sie.

Doch die Mutter küßte sie und sagte:

Schlafe mein Schatz; du warst ein wenig leidend . . . Es ist ein Freund.

Das Kind schien überrascht. Sie erinnerte sich an nichts. Der Schlaf übermannte sie wieder, und sie schlummerte ein, während sie mit liebkosender Miene flüsterte:

Ach, ich bin schläfrig . . . Gute Nacht, Mütterchen . . . Wenn er dein Freund ist, wird er auch der meine sein.

Der Arzt hatte seine Handapotheke eingepackt. Er grüßte schweigend und ging. Helene horchte noch einen Augenblick dem Atemholen des Kindes. Dann blieb sie sinnend, traumverloren am Bettrande sitzen. Der Lampenschein erblaßte im hellen Morgenlichte.

Zweites Kapitel

Am folgenden Tage dachte Helene, es sei schicklich, zum Doktor Deberle zu gehen und ihm zu danken. Die schroffe Art, wie sie ihn genötigt hatte, mit ihr zu gehen, und die Nacht, die er am Krankenbette Johannas zugebracht hatte, setzten sie jetzt in Verlegenheit angesichts eines Dienstes, der weit hinauszugehen schien über einen gewöhnlichen Krankenbesuch. Indes zögerte sie zwei Tage, diesen Schritt zu tun, aus Gründen, die sie sich nicht recht erklären konnte. Bei diesem Zögern und Zaudern dachte sie an den Arzt. Als sie eines Morgens ihm begegnete, verbarg sie sich wie ein Kind. Hinterher ärgerte sie sich über diese Regung der Furchtsamkeit. Ihre ruhige und gerade Natur empörte sich gegen diese Störung in ihrem Leben. Darum entschloß sie sich, noch am nämlichen Tage sich zu dem Arzte zu begeben, um ihm zu danken.

Der Anfall der Kleinen hatte in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch stattgehabt, und jetzt war schon Samstag. Johanna hatte sich seither vollkommen erholt. Der Doktor Bodin, der sehr beunruhigt herbeigeeilt war, hatte von dem Doktor Deberle mit jener Achtung gesprochen, den ein armer alter Dor-

stadtarzt für einen jungen, reichen und schon berühmten Kollegen hat. Er erzählte indes mit einem schlauen Lächeln, daß das Vermögen vom alten Deberle stamme, von einem Manne, den ganz Passy verehrte. Der Sohn hatte nur die Mühe, anderthalb Millionen und eine prächtige Praxis zu erben. Übrigens ein tüchtiger Junge, beeilte sich Doktor Bodin hinzuzufügen, und es gereiche ihm zur Ehre, sich mit jenem über die ihm so teure Gesundheit seiner kleinen Freundin Johanna zu beraten.

Gegen drei Uhr gingen Helene und ihre Tochter hinab; sie hatten nur einige Schritte in der Weinstraße zu gehen, um am Nachbarhause zu läuten. Beide waren noch in tiefer Trauer. Ein Kammerdiener in schwarzem Frack und weißer Halsbinde öffnete ihnen die Tür. Helene erkannte den mit orientalischen Teppichen behängten breiten Flur; aber jetzt standen zu beiden Seiten Blumenbehälter mit einer Menge Blumen. Der Diener führte die Damen in einen kleinen Salon, dessen Wände und Möbel mit einem resedafarbenen Stoff bekleidet waren, und blieb harrend vor ihnen stehen. Helene sagte ihm ihren Namen.

Frau Grandjean.

Der Diener öffnete die Tür eines in Gelb und Schwarz sehr reich geschmückten Salons, trat beiseite und wiederholte:

Frau Grandjean!

Helene trat von der Schwelle einen Schritt zurück. Sie hatte am anderen Ende des Gemaches in der Kaminecke eine junge Dame bemerkt, die auf einem schmalen Sofa saß, das ihre breiten Röcke ganz einnahmen. Ihr gegenüber saß eine ältere Person, die zu Besuch gekommen war und weder Hut noch Schal abgelegt hatte.

Verzeihung, sagte Helene, ich wünschte Herrn Doktor Deberle zu sprechen.

Damit nahm sie Johanna bei der Hand, die sie vor sich hatte eintreten lassen. Es setzte sie in Erstaunen und Verwirrung, so auf diese junge Frau gestoßen zu sein. Warum hatte sie nicht nach dem Doktor gefragt? Sie wußte ja, daß er verheiratet war.

Frau Deberle schloß eben mit rascher und etwas schriller Stimme:

Oh, es ist wunderbar, wunderbar! . . . Sie versteht mit einer Wirklichkeit zu sterben! . . . Sie faßt mit beiden Händen ihr Leibchen, so; sie wirft den Kopf zurück und wird ganz grün . . . Sie müssen es sehen, Fräulein Aurelie . . .

Dann erhob sie sich, kam mit einem lauten Rauschen von Stoffen bis zur Tür und sagte mit reizender Anmut:

Treten Sie bitte ein . . . Mein Mann ist nicht da . . . Aber ich freue mich sehr . . . Das scheint das schöne Fräulein zu sein, das neulich nachts so krank war . . . Ich bitte Sie, nehmen Sie einen Augenblick Platz.

Helene mußte einen Lehnstuhl annehmen, während Johanna sich schüchtern auf den Rand eines Sessels setzte. Frau Deberle hatte sich wieder auf ihrem kleinen Sofa niedergelassen und mit einem frohen Lachen hinzugefügt:

Heute ist mein Tag; ja, ich empfange am Samstag Gäste, und dann führt Peter jeden ein. Vorige Woche brachte er mir einen Obersten, der die Gicht hatte.

Sind Sie aber übermütig, Julie! bemerkte Fräulein Aurelie, die ältere Dame, eine betagte, arme Freundin, die Frau Deberle seit ihrer frühesten Kindheit kannte.

Ein kurzes Schweigen trat ein. Helene betrachtete die reiche Einrichtung des Salons mit den in Schwarz und Gold gehaltenen Vorhängen und Sesseln, die gleich Sternen glänzten. Blumen standen auf dem Kaminsims, auf dem Klavier, auf den Tischen; durch die Fensterscheiben drang das helle Licht vom Garten herein, dessen laubbloße Bäume und kahlen Boden man sah. Es war sehr heiß in dem Raume; im Kamin zerfiel ein einziger Klotz in kleine Glut. Durch einen zweiten Blick überzeugte sich Helene, daß der helle Glanz des Salons ein glücklich gewählter Rahmen war. Frau Deberle hatte tintenschwarze Haare und eine milchweiße Haut. Sie war klein, wohlgenährt, langsam und anmutig in ihren Bewegungen. Inmitten all des Goldes nahm unter dem dichten Haarschmuck, den sie trug, ihre blasse Gesichtsfarbe einen Goldschimmer mit einem rötlichen Widerschein an. Helene fand sie wirklich wunderbar schön.

Ach, die Krämpfe sind eine abscheuliche Sache, hub jetzt Frau Deberle wieder an. Mein kleiner Lucien hatte im zartesten Kindesalter solche Anfälle . . . Sie müssen sehr unruhig gewesen sein, verehrte Frau. Das liebe Kind scheint aber ganz und gar hergestellt.

Während sie diese Worte langsam vorbrachte, betrachtete sie auch ihrerseits Helene, überrascht und entzückt von ihrer großen Schönheit. Niemals hatte sie eine Frau mit so königlichen Zügen gesehen wie diese in ihren schwarzen Gewändern, welche die

hohe und strenge Gestalt der Witwe bekleideten. Ihre Bewunderung verriet sich durch ein unwillkürliches Lächeln, während sie mit Fräulein Aurelie einen Blick austauschte. Beide musterten sie mit einem Ausdrucke so treuherzigen Entzückens, daß auch Helene lächeln mußte.

Frau Deberle lehnte sich behaglich in ihrem Sofa zurück, ergriff den an ihrem Gürtel hängenden Fächer und wandte sich an Helene mit der Frage:

Sie waren gestern nicht bei der Erstaufführung im Volkstheater, verehrte Frau?

Ich gehe niemals ins Theater, erwiderte Helene.

Ach, die kleine Noëmi war wunderbar, wunderbar! . . . Sie versteht mit einer Wirklichkeit zu sterben! . . . Sie faßt mit beiden Händen ihr Leibchen so, wirft den Kopf zurück, wird ganz grün, . . . Die Wirkung war eine außerordentliche.

Einen Augenblick besprach sie noch das Spiel der Schauspielerin, dann ging sie zu den anderen Neuigkeiten von Paris über; zur Gemäldeausstellung, wo sie unerhört schöne Bilder gesehen; zu einem blöden Roman, für den sehr viel Reklame gemacht wurde; zu einem pikanten Abenteuer, von dem sie mit Fräulein Aurelie in verhüllten Worten sprach. So ging sie von einem Gegenstand zum andern über, unermüdlich und mit rascher Stimme; es war ihr Element. Helene, in diesen Kreisen fremd, begnügte sich zuzuhören und brachte nur von Zeit zu Zeit ein Wort, eine kurze Erwiderung hervor.

Jetzt ward die Tür geöffnet und der Diener meldete:

Frau von Chermette . . . Frau Tissot . . .

Zwei Damen in vornehmer Toilette traten ein. Frau Deberle trat rasch vor; die Schleppe ihres schwarzen Seidenkleides, mit allerlei Putz reichlich besetzt, war so lang, daß sie sie mit dem Fuß aus dem Wege schieben mußte, sooft sie sich umwandte. Einen Augenblick hörte man einen raschen Austausch von Worten, die mit flötenden Stimmen vorgebracht wurden.

Wie liebenswürdig Sie sind! . . . Ich sehe Sie fast nie . . .

Wir kommen wegen der Wohltätigkeitslotterie, Sie wissen ja?

Ja, freilich!

Nein, wir können uns nicht setzen; wir haben noch zwanzig Häuser zu besuchen.

Aber, Sie werden doch nicht gleich wieder gehen wollen.

Die beiden Damen nahmen schließlich auf dem Rande eines

Sofas Platz. Und nun ging das Geplauder der Flötenstimmen wieder los.

Gestern im Volkstheater war's aber schön!

Oh, herrlich!

Wie sie ihr Mieder aufnestelt, ihre Haare herabfallen läßt: die Wirkung ist großartig!

Man sagt, sie verschlucke irgend etwas, um grün zu werden.

Nein, nein, die Bewegungen sind berechnet . . . Aber es galt zuerst, sie zu ersinnen.

Es ist wunderbar!

Die beiden Damen hatten sich erhoben und gingen. Der Salon versank wieder in seine heiße Stille. Von den Hyazinthen auf dem Kaminsims strömte ein durchdringender Duft aus. Einen Augenblick hörte man aus dem Garten das heftige Gezwitscher eines Schwarmes Sperlinge, die sich auf einem Rasenplatze niedergelassen hatten. Ehe sie sich wieder setzte, zog Frau Deberle den Vorhang von gesticktem Tüll vor einem Fenster herab, dann nahm sie in dem gedämpften Goldschimmer des Salons ihren Platz wieder ein.

Entschuldigen Sie, es kommen so viele Leute, sagte sie.

Und jetzt begann sie, in ernstem, sehr freundschaftlichem Tone mit Helene zu plaudern. Sie schien ihre Geschichte teilweise zu kennen, ohne Zweifel durch den Tratsch in dem Hause, das ihr gehörte. Mit einer gewissen Kühnheit, aber zugleich mit vielem Takt und großer Teilnahme sprach sie von ihrem Gatten, von dessen schrecklichem Tode im Hotel du Dor in der Richelieu-Straße.

Sie waren eben erst angekommen, nicht wahr? Sie waren nie früher in Paris gewesen? Es muß furchtbar sein, diese Trauer bei Unbekannten am Tage nach einer langen Reise, und wenn man kaum noch weiß, wo man den Fuß hinsetzen soll.

Helene nickte langsam. Ja, sie hatte schreckliche Stunden verbracht. Die Krankheit, die ihren Gatten hinwegraffen sollte, war plötzlich aufgetreten am Tage nach ihrer Ankunft in dem Augenblicke, da sie zusammen ausgehen wollten. Sie kannte nicht eine Straße; sie wußte nicht einmal, in welchem Stadtviertel sie war. Acht Tage hindurch war sie mit dem Sterbenden eingeschlossen, hörte das Geräusch von Paris unter ihrem Fenster, fühlte sich allein, verlassen, verloren, wie in einer Wüste. Als sie zum erstenmal wieder die Füße auf das Pflaster setzte, war sie Witwe. Wenn sie sich des großen, kahlen Zimmers erinnerte, das mit Arznei-

flaschen angefüllt war, und in welchem die Reisekoffer noch ungeöffnet standen, schauerte sie zusammen.

Ihr Gatte war, wie man mir sagte, fast doppelt so alt wie Sie? fragte Frau Deberle mit einer Miene tiefer Teilnahme, während Fräulein Aurelie die Ohren spitzte, um kein Wort zu verlieren.

Nicht doch, erwiderte Helene, er war kaum sechs Jahre älter als ich.

Und sie ließ sich herbei, die Geschichte ihrer Ehe in einigen Sätzen zu erzählen; die tiefe Liebe, die ihr Gatte zu ihr gefaßt hatte, als sie mit ihrem Vater, dem Hutmacher Mouret, in der kleinen Marienstraße zu Marseille wohnte; dann den hartnäckigen Widerstand der Familie Grandjean, einer Familie reicher Ölfabrikanten, die wegen der Armut des Mädchens erbittert war; endlich die traurige, fast verstohlen gefeierte Hochzeit, nachdem die gesetzlichen Aufgebote erledigt waren, und das eingeschränkte Leben, das sie führten bis zu dem Tage, da ein Oheim bei seinem Ableben ihnen eine Rente von zehntausend Franken hinterlassen hatte. Damals beschloß Grandjean, der einen Haß gegen Marseille hatte, nach Paris zu gehen, um sich dort niederzulassen.

Wie alt waren Sie denn, als Sie heirateten? fragte Frau Deberle.

Siebzehn Jahre.

Sie müssen sehr schön gewesen sein.

Hier stockte die Unterhaltung. Helene schien die Bemerkung überhört zu haben.

Frau Manguelin, kündigte der Diener an.

Eine junge Frau erschien, zögernd und verlegen. Frau Deberle erhob sich kaum von ihrem Sitze. Es war eine von ihr Empfohlene, die gekommen war, um für einen Dienst zu danken. Sie blieb nur einige Minuten und ging nach einer tiefen Verbeugung.

Jetzt nahm Frau Deberle die Unterhaltung wieder auf und sprach vom Abbé Jouve, den beide kannten. Es war dies ein armer Pfarrer der Mariahilf-Kirche zu Passy, aber wegen seiner Mildtätigkeit der beliebteste und meist gehörte Priester des Stadtviertels.

Wie salbungsvoll! murmelte sie mit frommer Miene.

Er war zu uns sehr gütig gewesen, sagte Helene. Mein Mann hatte ihn ehemals in Marseille gekannt. Als er von meinem Unglück hörte, übernahm er alle notwendigen Besorgungen. Er hat uns auch in Passy untergebracht.

Hat er nicht einen Bruder? fragte Julie.

Ja, seine Mutter hat wieder geheiratet . . . Herr Rambaud, sein Bruder, hat meinen Mann ebenfalls gekannt. Er hat in der Rambuteau-Straße eine große Niederlage in Ölen und Südfrüchten errichtet und verdient, wie ich glaube, viel Geld.

Dann fügte sie in heiterem Tone hinzu:

Der Abbé und sein Bruder bilden meinen ganzen Hof.

Johanna, die auf dem Rande ihres Sessels sich langweilte, betrachtete ihre Mutter mit ungeduldiger Miene. Ihr feingeschnittenes Gesicht litt, als habe es all das bedauert, was da gesprochen wurde, und sie schien zuweilen die schweren und starken Gerüche des Salons zu wittern, wobei sie argwöhnische Blicke auf die Möbel warf, in ihrer außerordentlichen Empfindlichkeit unbestimmte Gefahren ahnend. Dann wandte sie ihre Blicke mit einer tyrannischen Verehrung wieder zu ihrer Mutter.

Frau Deberle gewahrte das Unbehagen des Kindes.

Das kleine Fräulein langweilt sich, weil sie sich artig halten muß wie eine große Person, sagte sie. — Dort auf jenem Tischchen liegt ein Bilderbuch.

Johanna ging hin und nahm ein Album; aber ihre Blicke glitten über das Buch hinweg mit einem flehenden Ausdruck zu ihrer Mutter. Durch die freundliche Umgebung gewonnen, in der sie sich befand, rührte Helene sich nicht von der Stelle; sie war von ruhigem Blute und blieb gern stundenlang sitzen. Doch als der Diener drei Damen nacheinander anmeldete— Frau Berthier, Frau von Guiraud, Frau Levasseur — glaubte sie, sich erheben zu sollen. Doch Frau Deberle rief aus:

Bleiben Sie doch; ich muß Ihnen meinen Sohn zeigen.

Der Kreis vor dem Kamin erweiterte sich. Alle Damen sprachen zugleich. Eine war da, die behauptete, todmüde zu sein; sie erzählte, daß sie seit fünf Tagen nicht vor vier Uhr morgens zu Bett gegangen sei. Eine andere beklagte sich bitter über die Ammen; man finde nicht eine einzige, die ehrlich sei. Dann kam das Gespräch auf die Schneiderinnen. Frau Deberle behauptete, eine Frau könne keine gute Schneiderin sein; um ein gutes Kleid zu machen, dazu gehöre ein Mann. Zwei Damen hatten inzwischen halblaut zu flüstern begonnen, und als Stille eintrat, hörte man einige ihrer Worte. Alle begannen darüber zu lachen und fächelten sich mit matten Bewegungen.

Herr Malignon, kündigte der Diener an.

Ein sehr vornehm gekleideter, hochgewachsener, junger Mann trat ein. Er ward mit halblauten Ausrufen begrüßt. Frau Deberle reichte ihm die Hand, ohne sich zu erheben und sagte:

Nun, wie fanden Sie die gestrige Erstaufführung im Volkstheater?

Ekelhaft.

Wie? ekelhaft? Sie ist wunderbar, wenn sie mit beiden Händen ihr Leibchen faßt und den Kopf zurückwirft.

Lassen Sie gut sein . . . Diese Wirklichkeit in der Darstellung widert an.

Darüber ward nun gestritten. Wirklichkeit war ja bald gesagt. Aber der junge Mann wollte überhaupt keine Wirklichkeit.

In nichts, rief er laut; in nichts. Das setzt die Kunst herab. Man wird schließlich saubere Dinge auf den Brettern zu sehen bekommen. Warum ging Noëmi nicht bis ans Ende? Und er machte eine Gebärde, über die die Damen entrüstet waren. Pfui! abscheulich! Doch nachdem Frau Deberle ihre Redensart von der wunderbaren Wirkung wiederholt und Frau Levasseur erzählt hatte, daß eine Dame auf dem Balkon in Ohnmacht gefallen war, einigte man sich dahin, daß ein großer Erfolg erzielt worden sei. Damit schloß die Auseinandersetzung.

Der junge Mann streckte sich in einem Sessel aus, mitten unter den ausgebreiteten Frauenröcken. Er schien zu den Vertrauten des Hauses zu gehören. Mechanisch hatte er eine Blume aus einem Blumentopf genommen und kaute an ihr. Frau Deberle fragte ihn:

Haben Sie den Roman gelesen . . .?

Doch er ließ sie nicht vollenden und sagte mit überlegener Miene:

Ich lese nur zwei Romane im Jahre.

Was die Ausstellung im Künstlerklub betraf, so war sie nicht wert, daß man sich dahin bemühe. Als alle Gegenstände des Tages erschöpft waren, lehnte er sich an das kleine Sofa der Hausfrau, mit der er im Flüstertone einige Worte wechselte, während die anderen Damen ein lebhaftes Gespräch untereinander führten.

Schau, er ist schon wieder fort, rief Frau Berthier, als sie sich umwandte. Vor einer Stunde habe ich ihn bei Frau Robinot getroffen.

Ja, er geht zu Frau Lecomte, sagte Frau Deberle. Er ist einer der meistbeschäftigten Menschen in Paris.

Und zu Helene gewendet, die diese Szene mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, fügte sie hinzu:

Ein vortrefflicher junger Mann, den wir sehr lieben . . . Er ist bei einem Wechselagenten beteiligt, überdies sehr reich und über alles auf dem laufenden.

Die Damen entfernten sich.

Leben Sie wohl, liebste Frau; am Mittwoch rechne ich auf Sie.

Ja, am Mittwoch.

Sagen Sie mir: wird man Sie auf jener Abendgesellschaft sehen? Man weiß nie, wen man da trifft. Ich werde hingehen, wenn Sie gehen.

Gut, ich werde hingehen, ich verspreche es Ihnen. Meine besten Grüße an Herrn von Guiraud.

Als Frau Deberle zurückkam, fand sie Helene mitten im Salon stehen. Johanna lehnte an ihrer Mutter, deren Hand sie ergriffen hatte; mit zuckenden und liebkosenden Fingern zog sie sie allmählich zur Türe.

Ach ja, richtig, sagte die Hausfrau.

Sie schellte dem Diener und gebot ihm:

Sagen Sie Fräulein Smithson, daß sie Lucien bringe.

Während man auf Lucien wartete, ward die Tür vertraulich geöffnet, ohne daß jemand angemeldet würde. Herein trat ein schönes Mädchen von sechzehn Jahren, gefolgt von einem Greise mit gerötetem, aufgedunsenem Gesichte.

Guten Tag, sagte das Mädchen, indem sie Frau Deberle küßte.

Guten Tag, Pauline . . . Guten Tag, Vater . . . erwiderte die Hausfrau.

Fräulein Aurelie, die sich in ihrer Ecke nicht gerührt hatte, erhob sich jetzt, um Herrn Letellier zu grüßen. Dieser betrieb auf dem Kapuziner-Boulevard einen großen Seidenwarenhandel. Seit dem Ableben seiner Gattin führte er seine Tochter überallhin auf der Suche nach einer vorteilhaften Heirat.

Warst du gestern im Volkstheater? fragte Pauline.

Oh, wunderbar, wiederholte mechanisch Frau Deberle, die vor einem Spiegel stand und eine widerspenstige Haarlocke ordnete.

Pauline machte ein Mäulchen wie ein verhätscheltes Kind.

Es ist doch recht verdrießlich, ein Mädchen zu sein; man darf nichts sehen! . . . Ich bin mit Papa um Mitternacht bis zur Türe

gegangen, um wenigstens zu erfahren, wie das Stück aufgenommen worden.

Ja, sagte der Vater, wir haben Malignon getroffen. Er fand das Stück sehr gut.

Schau, schau! rief Julie; er war soeben hier und fand es ekelhaft . . . Man kennt sich bei ihm niemals aus.

Du hast viel Gesellschaft gehabt? fragte Pauline und ging plötzlich zu einem anderen Gegenstande über.

Oh, sehr viel! Alle Damen meiner Bekanntschaft! Der Salon ist nicht leer geworden. Ich bin rein weg! . . .

Dann erinnerte sie sich, daß sie eine förmliche Vorstellung vergessen hatte und sagte:

Mein Vater und meine Schwester . . . Frau Grandjean . . .

Und man sprach von den Kindern und den Kinderkrankheiten, die den Müttern so viel Unruhe verursachen, als Fräulein Smithson, eine englische Erzieherin, mit einem kleinen Knaben an der Hand erschien. Frau Deberle richtete einige englische Worte an sie, um sie auszuzanken, weil sie auf sich hatte warten lassen.

Ach, da ist ja mein kleiner Lucien! rief Pauline, und kniete vor dem Kinde mit einem hellen Rauschen ihrer Kleider nieder.

Laß ihn, sagte Julie. Komm her, Lucien, sage diesem Fräulein guten Tag.

Der kleine Junge trat verlegen näher. Er war höchstens sieben Jahre alt, dick und kurz, aber niedlich wie eine Puppe. Als er sah, daß alle ihn lächelnd ansahen, blieb er stehen und betrachtete Johanna mit seinen erstaunten blauen Augen.

Vorwärts! ermunterte ihn seine Mutter.

Er blickte sie fragend an und machte dann noch einen Schritt. Er zeigte sich von der gewöhnlichen Schwerfälligkeit der Knaben, hatte den Kopf zwischen den Schultern eingezogen, starke, schmollende Lippen, mißtrauisch gerunzelte Augenbrauen; Johanna schien ihn einzuschüchtern, denn sie war ernst, bleich, ganz schwarz gekleidet.

Mein Kind, auch du mußt liebenswürdig sein, sagte Helene, als sie die schroffe Haltung ihrer Tochter sah.

Die Kleine hatte den Handknöchel ihrer Mutter nicht losgelassen; ihre Finger bewegten sich unruhig auf der Haut zwischen dem Ärmel und dem Handschuh. Sie erwartete Lucien gesenkten Hauptes mit der unruhigen Miene eines wilden und nervösen

Mädchens, das sich anschickt, vor einer Liebkosung durchzugehen. Doch als ihre Mutter sie sanft drängte, machte auch sie einen Schritt vorwärts.

Fräulein, es wird notwendig sein, daß Sie ihn küssen, sagte Frau Deberle lachend. Die Damen müssen ihm immer zuvorkommen . . . Er ist ein rechter Dickschädel!

Küsse ihn, Johanna, sagte Helene.

Das Kind erhob die Augen zu seiner Mutter; dann lächelte sie, gleichsam gewonnen durch das einfältige Gesicht des Jungen und von einer gewissen Rührung ergriffen angesichts dieser verlegenen Miene, liebenswürdig, und ihr Antlitz erhellte sich unter dem plötzlichen Andrang einer leidenschaftlichen inneren Bewegung.

Recht gern, Mama, erwiderte sie.

Damit faßte sie Lucien bei den Schultern, hob ihn fast zu sich empor und küßte ihn kräftig auf beide Wangen. Nun willigte er ein, auch sie zu küssen.

So ist's recht! riefen alle Anwesenden.

Helene grüßte und wandte sich zur Tür, begleitet von Frau Deberle.

Ich bitte Sie, verehrte Frau, sagte sie, wollen Sie dem Herrn Doktor meinen Dank übermitteln. Er hat mich neulich nachts aus einer tödlichen Angst befreit.

Ist denn Heinrich nicht zu Hause? fragte Herr Letellier.

Nein, er kommt erst spät heim, erwiderte Julie.

Da sie bemerkte, daß auch Fräulein Aurelie sich erhob, um mit Frau Grandjean zugleich zu gehen, setzte sie hinzu:

Sie bleiben zum Essen bei uns, das ist abgemacht.

Das alte Fräulein, das jeden Samstag auf diese Einladung wartete, entschloß sich endlich, Schal und Hut abzulegen. Man erstickte in dem Salon fast vor Hitze. Herr Letellier hatte ein Fenster geöffnet und blieb davor stehen, um einen Fliederbusch zu betrachten, der schon Knospen angesetzt hatte. Pauline trieb sich mit Lucien zwischen den Sesseln und Stühlen herum, die nach den Besuchen in großer Unordnung herumstanden.

Auf der Schwelle streckte Julie mit einer Bewegung freundschaftlicher Offenheit Helenen die Hand hin.

Sie erlauben es mir, nicht wahr? Mein Mann hat mir von Ihnen erzählt; ich fühle mich zu Ihnen hingezogen. Ihr Unglück, Ihre Einsamkeit . . . Kurz, ich bin sehr glücklich, Sie gesehen zu

haben, und rechne darauf, daß es nicht zum ersten und letzten Male war.

Ich verspreche es Ihnen und danke Ihnen, erwiderte Helene, sehr gerührt von dieser Aufwallung der Zuneigung bei einer Dame, die ihr ein wenig trubeltöpfig geschienen.

Sie standen eine Weile Hand in Hand und sahen einander lächelnd ins Gesicht. Julie gestand mit schmeichelnder Miene den Grund ihrer plötzlichen Freundschaft.

Sie sind so schön, daß man Sie lieben muß!

Helene lachte hell auf; ihre Schönheit störte niemals ihren Seelenfrieden. Sie rief Johanna, die aufmerksam den Spielen Paulines und Luciens gefolgt war. Doch Frau Deberle hielt das Mädchen noch einen Augenblick zurück und sagte:

Ihr seid von nun ab gute Freunde; sagt euch: Auf Wiedersehn!

Und die beiden Kinder warfen einander Kußhändchen zu.

Drittes Kapitel

Jeden Dienstag hatte Helene Herrn Rambaud und den Abbé Jouve beim Mittagstisch zu Gaste. Sie hatten sich in den ersten Tagen ihrer Witwenschaft bei ihr eingedrängt und mit einer freundschaftlichen Ungezwungenheit zu Tische geladen, um sie wenigstens einmal in der Woche aus der Einsamkeit zu reißen, in der sie lebte. Dann waren diese Dienstagessen eine regelrechte Einrichtung geworden. Die Gäste fanden sich wie zu einer Pflicht ein, kamen Schlag sieben Uhr stets mit der nämlichen ruhigen Gemütlichkeit.

An diesem Dienstag saß Helene am Fenster, im Dämmerlichte mit einer Näharbeit beschäftigt und ihre Gäste erwartend. Hier verlebte sie ihre Tage in einem ungetrübten Frieden. Der Lärm der Stadt drang nicht bis zu diesen Höhen herauf. Sie liebte dieses geräumige, stille Zimmer mit seinem bürgerlichen Luxus, seinen Mahagonimöbeln und den blauen Samtüberzügen. Als ihre Freunde sie hier eingerichtet hatten, ohne daß sie sich um etwas zu bekümmern hatte, litt sie anfänglich durch diesen plumpen Luxus, in dem Herr Rambaud sein Ideal von Kunst und Bequemlichkeit erschöpft hatte, zur großen Bewunderung des Abbé, der in den Hintergrund getreten war. Aber schließlich war

sie sehr zufrieden in dieser Behausung, die solid und einfach war wie ihr Herz. Die schweren Vorhänge, die dunklen, massiven Möbel trugen zu ihrer Ruhe noch bei. Die einzige Erholung, die sie während ihrer langen Arbeitsstunden sich gönnte, war die, daß sie einen Blick warf auf den weiten Horizont, auf dieses große Paris, welches das wogende Meer seiner Hausdächer vor ihr entfaltete. Ihr einsamer Winkel öffnete sich auf diesen unermeßlichen Ausblick.

Mama, ich sehe nicht mehr deutlich, sagte Johanna, die neben ihr auf einem niedrigen Stühlchen saß.

Sie ließ ihre Arbeit fallen und betrachtete Paris, auf das allmählich große Schatten sich niedersenkten. Gewöhnlich machte das Kind wenig Geräusch. Die Mutter mußte ordentlich böse werden, um sie zu einem Ausgang zu bewegen; auf die bestimmte Weisung des Doktors Bodin führte sie sie täglich zwei Stunden nach dem Boulogner Gehölz spazieren; es war ihr einziger Ausgang; sie waren in achtzehn Monaten nicht dreimal nach Paris hinabgestiegen. Nirgends schien das Kind so heiter wie in dem großen blauen Zimmer. Helene hatte darauf verzichten müssen, sie Musik lernen zu lassen. Eine Orgel, die zuweilen in dem stillen Stadtviertel sich vernehmen ließ, brachte eine Erregung in ihr hervor und füllte ihre Augen mit Tränen. Sie war ihrer Mutter behilflich, Kinderzeug für die Armen des Abbé Jouve zu nähen.

Die Nacht war vollständig hereingebrochen, als Rosalie mit einer Lampe ins Zimmer trat. Ihre Tätigkeit in der Küche schien sie in große Aufregung zu versetzen. Das Dienstagessen war das einzige Ereignis der Woche, das im Hause einige Bewegung hervorbrachte.

Kommen denn die Herren heute abend nicht? fragte sie.

Helene blickte auf die Uhr.

Es ist dreiviertel auf sieben Uhr, sagte sie. Sie werden schon kommen.

Rosalie war ein Geschenk des Abbé Jouve. Er hatte sie vom Orleanser Bahnhof abgeholt, als sie nach Paris kam, so daß sie nicht einen Pflasterstein der ungeheuren Stadt kannte. Ein ehemaliger Mitschüler im Seminar, jetzt Pfarrer in einem Dorfe der Beauce-Gegend, hatte sie ihm geschickt. Sie war kurz und dick mit einem runden Gesicht unter dem engen Häubchen, hatte schwarze, grobe Haare, eine platte Nase und einen roten Mund.

In der Zubereitung kleiner, leckerer Schüsseln suchte sie ihresgleichen, denn sie war auf dem Pfarrhofe an der Seite ihrer Taufpatin, der Magd des Pfarrers, herangewachsen.

Ach, da ist ja Herr Rambaud, sagte sie, als sie hinausging, um zu öffnen, noch ehe man geläutet hatte.

Herr Rambaud, ein großer, vierschrötiger Herr, zeigte sein breites Gesicht, das dem eines Provinznotars glich. Obgleich erst 45 Jahre alt, war er doch schon grau. Aber seine großen, blauen Augen hatten den treuherzigen, sanften Ausdruck eines Kindes.

Da ist auch der Herr Abbé. Die Gesellschaft ist beisammen, sagte Rosalie, indem sie von neuem die Tür öffnete.

Während Herr Rambaud, nachdem er Helene die Hand gedrückt, sich wortlos niedersetzte und lächelte wie ein Mann, der sich zu Hause fühlt, war Johanna dem Abbé um den Hals gefallen.

Guten Tag, lieber Freund, sagte sie. Ich war sehr krank.

Sehr krank, Liebste?

Die beiden Männer wurden unruhig, besonders der Abbé, ein kleines dürres Männchen mit einem großen, unschönen Kopfe, nachlässig gekleidet, dessen halbgeschlossene Augen sich weit öffneten und einen Ausdruck von Zärtlichkeit annahmen. Johanna hatte ihm die eine Hand überlassen, während sie die andere Herrn Rambaud reichte. Beide hielten sie und betrachteten sie mit ängstlichen Blicken. Helene mußte den Anfall erzählen. Der Abbé zürnte fast, daß sie ihn nicht benachrichtigt hatte. Und sie befragten sie. Es sei doch jetzt wenigstens vorüber und das Kind seither nicht wieder krank gewesen? Die Mutter lächelte.

Sie lieben sie mehr als ich und werden mich schließlich erschrecken, sagte sie. Nein; sie hatte seither keinen Anfall, bloß einige Schmerzen in den Gliedern und ein Gefühl der Schwere im Kopfe ... Aber wir wollen uns kräftig dagegen zur Wehre setzen.

Gnädige Frau, es ist aufgetragen, meldete die Magd.

Das Speisezimmer hatte einen Tisch, einen Speiseschrein und acht Sessel. Rosalie zog die Vorhänge von rotem Rips zusammen. Eine sehr einfache Lampe von weißem Porzellan in einem Ring von Messing beleuchtete den Tisch, die gleichmäßig aufgestellten Teller und die dampfende Suppenschüssel. Jeden Dienstag gab es die nämlichen Tischgespräche, aber heute wurde natürlich vom Doktor Deberle gesprochen. Der Abbé Jouve lobte ihn sehr, wenngleich der Doktor Deberle keineswegs zu den Gläubigfrommen zählte. Er bezeichnete ihn als einen Mann von geradem Charak-

ter und gütigem Herzen, als einen guten Gatten und guten Vater, kurz: als einen mustergültigen Menschen. Was Frau Deberle betreffe, so sei sie eine vortreffliche Frau trotz ihres etwas lebhaften Gehabens, das sie ihrer eigentümlichen Pariser Erziehung verdanke. Mit einem Worte: ein reizendes Ehepaar. Helene schien sehr zufrieden; sie hatte das Ehepaar ebenso beurteilt, und was ihr der Abbé sagte, ermutigte sie nur, eine Bekanntschaft zu pflegen, vor der sie anfänglich zurückgeschreckt war.

Sie schließen sich zu viel ein, erklärte der Priester.

Ohne Zweifel, bestätigte Herr Rambaud.

Helene betrachtete sie mit ihrem ruhigen Lächeln, wie um ihnen zu sagen, daß sie ihr genügten und daß sie neuere Freundschaften fürchte. Doch es schlug zehn Uhr; der Abbé und sein Bruder nahmen ihre Hüte. Johanna war auf einem Lehnstuhl eingeschlafen. Sie bückten sich einen Augenblick herab und nickten zufrieden, als sie ihren ruhigen Schlummer sahen. Dann entfernten sie sich auf den Fußzehen. Im Vorzimmer sagten sie:

Auf Wiedersehen am nächsten Dienstag.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, flüsterte der Abbé umkehrend, — die Mutter Fétu ist krank. Sie sollten sie besuchen.

Ich werde morgen hingehen.

Der Abbé sandte sie gern zu seinen Armen. Sie hatten zusammen allerlei Unterredungen mit leiser Stimme, Geschäfte, über die sie sich in kurzen Worten verständigten, und von denen sie vor anderen niemals sprachen. Am folgenden Tage ging Helene allein aus; sie vermied es, Johanna mitzunehmen, seitdem das Kind nach einem Besuche bei einem gelähmten Greise sich zwei Tage lang von seiner Angst nicht hatte erholen können. Sie ging die Weinstraße entlang, nahm dann ihren Weg durch die Raynouard-Straße und betrat endlich den Wasserweg, eine seltsame, enge Stiege zwischen den Mauern benachbarter Gärten, ein steil abfallendes Gäßchen, das von den Höhen von Passy zum Flußufer hinabführte. Am Fuße dieses Abhanges bewohnte Mutter Fétu in einem baufälligen Hause ein Dachstübchen, das durch ein rundes Guckfenster das Licht empfing und mit einer elenden Bettstätte, einem wackeligen Tische und einem zerschlissenen Strohsessel möbliert war.

Ach, meine gute Dame! begann Mutter Fétu zu stöhnen, als sie Helene eintreten sah.

Die Mutter Fétu lag im Bette. Wohlbeleibt trotz ihres Elends,

gleichſam angeſchwollen und mit aufgedunſenem Geſichte, zog ſie mit ihren ſteifen Händen die zerfetzte Bettdecke hinauf, mit der ſie ſich verhüllte. Sie hatte kleine, ſchlaue Äuglein, eine weinerliche Stimme, eine geräuſchvolle Untertänigkeit, die ſich in einer Flut von Worten offenbarte.

Ach, meine gute Dame, wie danke ich Ihnen! . . . Oh, oh, was ich leide! . . .Es iſt, als ob Hunde mir die Seite fräßen . . . Ja, gewiß; ich muß ein Tier im Bauche haben. Da, ſehen Sie! Die Haut iſt unverſehrt, denn das Übel ſitzt innen . . . Jetzt dauert es ſchon zwei Tage an. Iſt es möglich, gütiger Himmel, daß man ſo viel leidet? . . . Ach, meine gute Dame, ſeien Sie bedankt! Sie vergeſſen Ihre Armen nicht. Es wird Ihnen ſicherlich angerechnet werden . . .

Helene hatte ſich geſetzt. Als ſie einen Napf voll dampfenden Kräuterabguſſes bemerkte, füllte ſie eine Taſſe, die dabei ſtand, und reichte ſie der Kranken. Neben dem Napfe lagen noch ein Paket Zucker, zwei Apfelſinen und andere Süßigkeiten.

War jemand da? fragte Helene.

Ja, eine kleine Dame. Das verſteht ja nichts . . . All dies brauche ich nicht. Ach, wenn ich ein wenig Fleiſch hätte! . . . Die Nachbarin würde es an ihr Feuer ſetzen. Ach, jetzt zwickt es wieder ſtärker! Wahrhaftig, man könnte glauben, es ſei ein Hund . . . Ach, wenn ich etwas Fleiſchbrühe hätte! . . .

Trotz der Schmerzen, die ſie marterten, folgte ſie mit ihren ſchlauen Augen den Bewegungen Helenes, die in ihrer Taſche ſuchte. Als ſie die Dame ein Zehnfrankenſtück auf den Tiſch legen ſah, begann ſie noch jämmerlicher zu heulen und machte Anſtrengungen, ſich aufzuſetzen. Während ſie ſich ſo abmühte, ſtreckte ſie den Arm aus und ließ das Geldſtück verſchwinden.

Mein Gott, es iſt ein neuer Anfall! jammerte ſie. Nein, ſo kann es nicht lange mehr währen . . . Gott wird es Ihnen vergelten, meine gute Dame. Ja, ich werde ihm ſagen, daß er es Ihnen vergelte . . . Es iſt ein Reißen, das mir durch den ganzen Leib geht . . . Der Herr Abbé hatte es mir verſprochen, daß Sie kommen würden. Sie allein verſtehen es, den Unglücklichen Troſt zu ſpenden. Ich will ein wenig Fleiſch kaufen . . . Oh, oh! jetzt habe ich es in den Schenkeln! . . . Helfen Sie mir, ich kann mich nicht mehr rühren . . .

Sie wollte ſich umwenden. Helene zog ihre Handſchuhe aus, faßte ſie ſo ſanft wie möglich an und legte ſie nieder. Sie war

noch über die Kranke gebeugt, als die Tür aufging und der Doktor Deberle eintrat. Sie war dermaßen überrascht, daß eine tiefe Röte ihr Antlitz färbte. So machte denn auch er Besuche, von denen er nicht sprach?

Es ist der Herr Doktor, stammelte die Kranke. Sie alle sind sehr gütig; der Himmel segne Sie!

Der Doktor hatte Helene höflich gegrüßt. Seitdem er eingetreten war, stöhnte die Mutter Fétu nicht mehr so heftig, sie wimmerte nur anhaltend wie ein leidendes Kind. Sie hatte sehr wohl bemerkt, daß der Arzt und die Dame einander kannten und ließ sie nicht mehr aus den Augen; ihre Blicke wanderten von einem zum andern, und in den tausend Falten ihres Gesichtes tat sich eine lebhafte Bewegung kund. Der Doktor richtete einige Fragen an sie und klopfte die rechte Seite ab. Dann wandte er sich zu Helene, die sich wieder gesetzt hatte, und flüsterte:

Es ist eine Lebererkrankung; in einigen Tagen ist sie wieder auf den Beinen.

Er riß ein Blatt aus seinem Taschenbüchlein, schrieb einige Zeilen darauf und sagte zur Mutter Fétu:

Laßt das zu dem Apotheker in der Passy-Straße bringen und nehmt alle zwei Stunden einen Löffel voll von der Arznei, die man Euch geben wird.

Sie erschöpfte sich von neuem in Segenswünschen. Helene blieb sitzen. Der Doktor schien zu verweilen und sie zu betrachten, bis ihre Augen sich begegneten. Dann grüßte er und ging aus Höflichkeit zuerst. Er war noch nicht ein Stockwerk hinabgestiegen, als die Mutter Fétu wieder zu stöhnen begann.

Ach, welch ein guter Doktor! . . . Wenn seine Arznei mir nur auch helfen wird! Ich hätte mir eine Salbe aus Unschlitt und Löwenzahnkraut bereiten sollen; davon geht das Wasser ab, das man im Leibe hat . . . Ach, Sie können sagen, daß Sie einen guten Arzt kennen! Sie kennen ihn wohl schon lange Zeit? . . . Mein Gott, was für einen Durst ich habe! Es ist rein, als ob ich Feuer im Blute hätte . . . Er ist verheiratet, nicht wahr ? Er verdient, eine gute Frau und schöne Kinder zu haben . . . Es freut einen zu sehen, daß die guten Menschen einander kennen.

Helene hatte sich erhoben, um ihr zu trinken zu geben.

Nun denn, auf Wiedersehen, Mutter Fétu, sagte sie. Morgen komme ich wieder.

Ganz recht . . . Sie sind gar gut! . . . Wenn ich doch nur ein

wenig Leibwäsche hätte. Sehen Sie mein Hemd an, es geht entzwei ... Ich liege wie auf einem Düngerhaufen ... Aber es tut nichts; der liebe Gott wird Ihnen alles vergelten.

Als Helene am folgenden Tage kam, war der Doktor Deberle schon bei der Mutter Fétu. Auf dem Sessel sitzend, schrieb er ein Rezept, während die Alte mit großer Zungengeläufigkeit ihm ihr Leid vorjammerte.

Jetzt ist's, als ob ich Blei in der Seite hätte; hundert Pfund Blei ... Ich kann mich nicht umdrehen.

Doch als sie Helene erblickte, hörte sie nicht mehr auf.

Ach, das ist die gute Dame! ... Ich sagte es ja dem teuren Herrn: sie wird kommen, und wenn der Himmel auf die Erde fiele, sie würde kommen ... Eine wahre Heilige; ein Engel des Paradieses; und schön! so schön, daß man niederknien möchte, wenn sie in der Straße vorübergeht ... Meine liebe Dame, es geht mir noch immer nicht besser. Jetzt habe ich ein Stück Blei in der Seite ... Ja, ich habe ihm alles erzählt, was Sie für mich taten. Der Kaiser würde nicht mehr tun ... Ach, man müßte sehr schlecht sein, um Sie nicht zu lieben; jawohl, sehr schlecht ...

Während sie, die kleinen Äuglein halb geschlossen und den Kopf auf dem Pfühl hin und her wälzend, diese Redensarten vorbrachte, lächelte der Doktor Helene zu, die sehr verlegen dastand.

Mutter Fétu, sagte sie, ich habe Ihnen etwas Leibwäsche gebracht ...

Dank, Dank! Gott wird es Ihnen vergelten ... Es ist geradeso wie mit dem teuren Herrn; er tut den Armen mehr Gutes als alle Leute, deren Geschäft es ist. Sie wissen nicht, daß er mich vier Monate lang behandelt hat, und ich hatte die Arzneien von ihm und Kraftbrühen und Wein. Man findet wenig Reiche, die mit jedermann so rechtschaffen umgehen. Auch ein Engel des guten Gottes ... O weh! o weh! ein ganzes Haus liegt mir da im Bauche ...

Jetzt schien der Doktor verlegen. Er erhob sich, um den Sessel Helenen zu überlassen. Allein, obgleich sie mit der Absicht gekommen, eine Viertelstunde da zuzubringen, lehnte sie mit den Worten ab:

Danke, Herr Doktor, ich muß gleich wieder fort.

Inzwischen hatte die Mutter Fétu, noch immer den Kopf herumwälzend, den Arm ausgestreckt, und das Bündel Leibwäsche verschwand im Bette. Dann fuhr sie fort:

Ach, man kann sagen, daß Sie zusammen passen . . . Ich sage es, ohne Sie beleidigen zu wollen, weil es wahr ist . . . Wer den einen gesehen hat, hat die andere gesehen. Die guten Leute verstehen einander . . . Mein Gott, reichen Sie mir die Hand, daß ich mich umwende . . . Ja, ja, Sie verstehen einander . . .

Auf Wiedersehen, Mutter Fétu, sagte Helene, indem sie dem Doktor den Platz räumte. Ich glaube nicht, daß ich morgen komme.

Sie kam aber dennoch am folgenden Tage. Die Alte schlummerte. Als sie erwachte und Helene, ganz schwarz gekleidet, auf dem Sessel sitzen sah, rief sie aus:

Er war da . . . Ich weiß wahrhaftig nicht, was er mir verordnet hat, aber ich bin davon ganz steif wie ein Stock . . . Ach, wir sprachen von Ihnen. Er hat mich allerlei gefragt und ob Sie gewöhnlich traurig seien und ob Sie immer das nämliche Gesicht machten . . . Es ist ein gar guter Mann!

Sie hatte ihre Stimme verlangsamt, sie schien die Wirkung ihrer Worte in dem Gesicht Helenens prüfen zu wollen mit der einschmeichelnden und besorgten Miene der Armen, die den Leuten Vergnügen bereiten wollen. Ohne Zweifel glaubte sie, auf der Stirne der guten Frau eine Falte des Mißvergnügens zu entdecken, denn ihr dickes, aufgedunsenes und heiteres Gesicht ward plötzlich wieder ernst.

Ich schlafe immer, fuhr sie fort. Ich bin vielleicht vergiftet . . . Eine Frau in der Verkündigungsstraße ist von einem Apotheker getötet worden; er hatte die Pillen vertauscht.

Helene blieb diesesmal fast eine halbe Stunde bei der Mutter Fétu und hörte ihr zu, wie sie von der Normandie erzählte, wo sie geboren war und wo man so gute Milch trank. Nach kurzem Stillschweigen warf sie die Frage hin:

Kennen Sie den Doktor schon lange?

Die alte Frau, die auf dem Rücken lag, hob zur Hälfte die Augenlider und schloß sie wieder.

Ach, ja, gewiß! erwiderte sie mit fast leiser Stimme. Sein Vater hat mich vor achtundvierzig Jahren behandelt, und er hat ihn immer begleitet.

Man hat mir erzählt, der Vater sei ein sehr gütiger Mann gewesen.

Ja, ja, nur etwas schnurrig . . . Der Sohn aber taugt noch mehr. Wenn er einen berührt, so ist's wie mit Samthänden.

Es wird wieder still.

Ich rate Ihnen, alles zu tun, was er Ihnen sagt, fuhr Helene fort. Er ist sehr gelehrt; er hat meine Tochter gerettet.

Ja, gewiß! rief die Mutter Sétu, lebhafter werdend. Man kann Vertrauen zu ihm haben. Er hat einen kleinen Jungen zum Leben erweckt, den man schon hinaustragen wollte. Ach, ich lasse es mir nicht nehmen; es gibt nicht zwei solche wie er. Ich habe Glück, daß ich auf die Besten unter den Guten gestoßen bin. Ich danke denn auch dem lieben Herrgott jeden Abend und gedenke dabei Ihrer und seiner; Sie sind in meinen Gebeten beisammen. Der liebe Gott beschütze Sie und gewähre Ihnen alles, was Sie sich wünschen mögen! Er überschütte Sie mit seinen Schätzen! Er bewahre Ihnen einen Platz in seinem Paradiese!

Sie hatte sich aufgerichtet, die gefalteten Hände emporgestreckt und schien mit ganz außerordentlicher Inbrunst zum Himmel zu flehen. Helene ließ sie gewähren und lächelte nur. Die geschwätzige Unterwürfigkeit der Alten schien sie in einen wohligen Schlummer einzuwiegen. Als sie ging, versprach sie ihr ein Kleid und eine Haube für den Tag, wenn sie das Krankenbett verlassen werde.

Die ganze Woche beschäftigte sich Helene mit der Mutter Sétu. Der Besuch, den sie ihr jeden Nachmittag machte, ward ihr zur Gewohnheit. Sie hatte eine besondere Freundschaft für den Wasserweg gefaßt. Das steile Gäßchen gefiel ihr, weil es kühl und still war, ein stets sauberes Pflaster hatte, das an Regentagen von den herabstürzenden Gießbächen blank gewaschen wurde. Sooft sie kam, hatte sie, oben angelangt, ein seltsames Gefühl, wenn sie das steil abfallende Gäßchen betrachtete, das gewöhnlich menschenleer war, weil kaum die Bewohner der benachbarten Straßen es kannten. Dann wagte sie sich weiter, schritt unter einem Gewölbe hinweg durch das Haus, das die Ecke der Raynuard-Straße bildet, und stieg langsam die sieben Absätze der breitstufigen Treppe hinab, längs der ein kieselreicher Bach fließt, der die Hälfte des schmalen Weges einnimmt. Die Gartenmauern rechts und links legten sich bauchig vor, zerfressen von grauem Aussatz; einzelne Bäume streckten Äste über die Mauern, und es regnete Blätter hernieder; an einer Stelle breitete sich ein dichter Mantel über die Mauer. Und all das Grün, das nur wenige Streifen blauen Himmels durchließ, brachte ein mildes, feines, grünliches Licht hervor. Mitten im Abstieg blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen, sich für die Laterne interessie-

rend, die da hing, dem Lachen lauschend, das in den Gärten erklang, hinter Pforten, die sie niemals offen gesehen. Zuweilen stieg ein Mütterchen herauf, und hielt sich an dem schwarzen, blank gewetzten Eisengitter, das an der rechtsseitigen Mauer befestigt war; eine Dame stützte sich auf ihren Sonnenschirm wie auf einen Stock; eine Bande Jungen sprang mit lautem Schuhklappern hinab. Aber gewöhnlich blieb sie allein, und es war ein seltener Reiz: diese stille, schattige Stiege, die einen Hohlweg im Forste glich. Unten angekommen, schaute sie empor. Der Anblick des steilen Abhanges, über den sie sich gewagt hatte, verursachte ihr ein Fröstеln.

Bei der Mutter Fétu trat sie mit der Frische und dem Frieden ein, den sie aus dem Wasserweg in ihren Kleidern mitgebracht hatte. Diese Höhle des Elends und des Siechtums verletzte sie nicht mehr. Sie waltete daselbst wie zu Hause, öffnete das runde Fenster, um frische Luft einzulassen, und rückte den Tisch weg, wenn er ihr im Wege stand. Die Kahlheit dieses Schuppens, die mit weißem Kalk getünchten Mauern, der wackelige Hausrat erinnerten sie an eine Einfachheit des Lebens, von der sie als junges Mädchen geträumt hatte. Was sie hauptsächlich entzückte, war die Rührung und Erregung, in der sie da lebte: ihre Rolle einer Krankenpflegerin, die fortwährenden Klagen der Alten. Alles, was sie rings um sich her sah und fühlte, erfüllte sie mit unendlichem Mitleid. Es kam schließlich dahin, daß sie die Ankunft des Doktor Deberle mit sichtlicher Ungeduld erwartete. Sie befragte ihn über den Zustand der Mutter Fétu; dann plauderten sie eine Weile von anderen Dingen, standen beisammen und schauten einander gerade ins Gesicht. So entwickelte sich eine gewisse Vertraulichkeit zwischen ihnen. Sie waren erstaunt zu entdecken, daß sie einen gleichen Geschmack, gleiche Ansichten hatten. Sie verstanden einander oft, ohne die Lippen zu öffnen; das Herz strömte oft von der nämlichen Barmherzigkeit über. Nichts war für Helene lieblicher als dieses Zusammenstimmen, das außerhalb der gewöhnlichen Umstände sich entwickelte, dem sie ohne Widerstand nachgab, gleichsam durch das Mitleid weich geworden. Anfänglich hatte sie vor dem Arzte Furcht empfunden; in ihrem Salon würde sie die ihr angeborene mißtrauische Kühle bewahrt haben. Hier jedoch befanden sie sich fern von der Welt und teilten den einzigen Sessel, fast glücklich über diese ärmlichen und häßlichen Sachen, die sie einander näher brachten, indem sie

sie zur Rührung stimmten. Nach Verlauf der Woche kannten sie einander so genau, als hätten sie jahrelang nebeneinander gelebt. Die Höhle der Mutter Sétu füllte sich mit Licht in der Gemeinsamkeit ihrer Güte.

Die alte Frau genas sehr langsam. Der Doktor war überrascht und beschuldigte sie, daß sie sich verzärtele, als sie ihm erzählte, daß es ihr bleischwer in den Beinen sitze. Sie ächzte noch immer, blieb auf dem Rücken liegen und wälzte den Kopf herum; sie schloß die Augen, wie um die beiden allein zu lassen. Eines Tages schien sie sogar einzuschlafen; aber unter ihren Augenlidern schielte sie aus einem Winkel ihrer schwarzen Äuglein zu ihnen hinüber. Endlich mußte sie doch das Bett verlassen. Am folgenden Tage brachte ihr Helene das Kleid und die Haube, die sie ihr versprochen hatte. Als der Doktor kam, rief die Alte plötzlich aus:

Mein Gott! die Nachbarin hat mich gebeten, nach ihrem Suppentopf zu schauen!

Sie ging hinaus, zog die Türe hinter sich zu und ließ die beiden allein. Zuerst setzten sie ihr Gespräch fort, ohne wahrzunehmen, daß sie eingeschlossen seien. Der Arzt drang in Helene, sie möge doch manchmal in seinen Garten in der Weinstraße herabkommen und daselbst den Nachmittag verbringen.

Meine Frau, sagte er, wird ihren Besuch erwidern und meine Einladung wiederholen . . . Es wird Ihrer Tochter sehr wohltun.

Aber ich nehme ja an und verlange gar nicht, daß man mich so umständlich einlade, sagte sie lachend. Ich fürchte nur, lästig zu fallen . . . Nun, wir werden ja sehen.

Sie plauderten noch eine Weile; dann rief der Arzt erstaunt:

Wohin ist sie denn gegangen? Seit einer Viertelstunde ist sie beim Suppentopf.

Jetzt erst sah Helene, daß die Türe geschlossen war. Es verletzte sie nicht sogleich. Sie sprach von Frau Deberle, die sie ihrem Gatten sehr lobte. Doch als der Arzt immer wieder den Kopf nach der Türe wandte, fühlte auch sie sich verlegen.

Es ist sonderbar, daß sie nicht zurückkommt, meinte sie.

Ihr Gespräch stockte. Helene, die nichts anzufangen wußte, öffnete das Dachfenster, und als sie sich umwandte, vermieden sie es, einander anzublicken. Kinderlachen drang durch das Fenster herein, das hoch oben ein kreisrundes Stück des blauen Himmels sehen ließ. Sie waren völlig allein, vor allen Blicken verborgen, nur von dieser runden Fensteröffnung gesehen. Das

Kinderlachen in der Ferne war verstummt; die beiden erschauerten in der tiefen Stille. Niemand würde sie in diesem weltverlorenen Speicher gesucht haben. Ihre Verlegenheit wurde immer größer. Mit sich selbst unzufrieden blickte Helene fest auf den Arzt.

Ich habe eine Menge Krankenbesuche zu machen, sagte dieser sogleich. Da die Alte nicht kommt, muß ich fort.

Und er ging. Helene hatte sich gesetzt, und die Mutter Fétu kehrte sogleich zurück. Sie ließ einen wahren Wortschwall los.

Ach, ich kann mich kaum mehr schleppen; ich hatte einen Schwächeanfall . . . Ist er fort, der liebe Herr? . . . Ach ja, es fehlt hier an Bequemlichkeit. Sie sind beide Engel vom Himmel, daß Sie ihre Zeit mit einer armen Unglücklichen zubringen. Aber der liebe Gott wird Ihnen alles vergelten . . . Heute habe ich's in den Beinen . . . Ich mußte mich auf eine Treppenstufe setzen. Und ich wußte nicht, was ich denken sollte, weil Sie kein Geräusch mehr im Zimmer machten . . . Kurz, ich möchte Sessel haben. Wenn ich nur einen einzigen Lehnstuhl besäße! Meine Matratze ist sehr schlecht. Ich schäme mich, wenn Sie kommen . . . Das ganze Haus gehört Ihnen, und ich möchte ins Feuer für Sie gehen. Der liebe Gott weiß es, ich sage es ihm oft genug. Ach, guter Gott, mache, daß der liebe Herr und die gute Dame in allen ihren Wünschen befriedigt werden! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!

Helene hörte ihr zu und fühlte eine eigentümliche Verlegenheit. Das aufgedunsene Gesicht der Mutter Fétu beunruhigte sie. Noch niemals hatte sie in diesem engen Gelaß ein solches Unbehagen empfunden. Sie sah jetzt seine schmutzige Armut; sie litt durch den Mangel an Luft, durch all das Ungemach der Not, das dieser Raum umschloß. Sie beeilte sich fortzukommen, beleidigt durch die Segenssprüche, mit denen die Mutter Fétu sie verfolgte.

In dem Wasserwege harrte ihrer ein anderer Kummer. Mitten in der Passage rechts nach abwärts befand sich in der Mauer eine Art Aushöhlung, wie ein verlassener Brunnen, durch ein Eisengitter abgeschlossen. Seit zwei Tagen hörte sie jedesmal, wenn sie vorüberkam, aus der Tiefe dieses Loches das Winseln einer Katze. Als sie jetzt hinaufstieg, begann das Gewinsel wieder, aber so kläglich wie von einem Sterbenden. Der Gedanke, daß das arme Tier, in den verlassenen Brunnen geworfen, daselbst langsam verhungerte, brach Helenen das Herz. Sie beschleunigte ihre Schritte und sagte sich, daß sie lange Zeit nicht wagen werde,

diese Stiege zu betreten, aus Furcht, daselbst das Todesgewinsel zu hören.

Es war eben wieder Dienstag. Als Helene am Abend um sieben Uhr eben ein Jäckchen beendete, ertönten die üblichen zwei Glockenschläge an der Tür und Rosalie öffnete mit den Worten:

Heute kommt der Herr Abbé zuerst ... Ach, da ist ja auch schon Herr Rambaud.

Es herrschte eine gute Laune bei der Tafel. Johanna ging es besser, und die beiden Brüder, die sie verhätschelten, bestimmten die Mutter, daß die Kleine ein wenig Salat nehme, den sie gar so gern aß — trotz des bestimmten Verbotes des Arztes. Als man in das Zimmer hinübergegangen war, hängte sich das ermutigte Kind an den Hals der Mutter und sagte:

Ich bitte dich, Mütterchen, nimm mich morgen zu der alten Frau mit.

Doch der Priester und Herr Rambaud waren die ersten, die sie deshalb auszankten. Man konnte sie nicht zu den Armen führen, weil sie sich da nicht zu benehmen wußte. Das letztemal hatte sie zwei Ohnmachtsanfälle und weinte zwei Tage und zwei Nächte.

Nein, ich werde nicht weinen, ich verspreche es.

Die Mutter küßte sie und sagte:

Es ist unnötig, mein Schätzchen, die alte Frau ist wieder gesund. Ich gehe nicht aus, bleibe vielmehr den ganzen Tag bei dir.

Viertes Kapitel

Als Frau Deberle an einem Tage der nächsten Woche ihren Besuch bei Madame Grandjean erwiderte, benahm sie sich mit vieler Liebenswürdigkeit. Und als sie ging, sagte sie noch auf der Schwelle:

Sie wissen, was Sie mir versprochen haben ... Am ersten schönen Tage werden Sie in den Garten hinunterkommen und Johanna mitbringen. Der Doktor hat es verordnet.

Ja, ja, abgemacht. Zählen Sie auf uns.

Drei Tage später an einem klaren Februarnachmittag ging sie in der Tat mit ihrer Tochter hinunter. Die Pförtnerin öffnete ihr das Verbindungstürchen. Im Hintergrunde des Gartens fand sie in einer Art Treibhaus, das man in einen japanischen Pavillon

umgewandelt hatte, Frau Deberle mit ihrer Schwester Pauline, beide mit müßigen Händen, weil sie ihre Stickerei auf ein kleines Tischchen hingelegt und da vergessen hatten.

Ach, sehr liebenswürdig von Ihnen! rief Julie. Setzen Sie sich hierher . . . Pauline, rücke den Tisch weg . . . Sie sehen, es ist noch etwas kühl, wenn man sitzt. Von diesem Pavillon werden wir die Kinder sehr gut überwachen können . . . Spielt, Kinder, und gebt acht, daß ihr nicht fallt.

Die runde Tür des Pavillons stand offen, und auf allen Seiten waren Schubfenster angebracht; man befand sich gleichsam in einem Zelte, das mitten im Garten stand. Es war ein recht spießbürgerlicher Garten mit einem Rasenplatze in der Mitte und zwei Blumenbeeten an den Seiten. Ein einfaches Gitter schloß ihn nach der Weinstraße hin ab; doch war da ein so dichtes Grün emporgeschossen, daß von der Straße kein Blick eindringen konnte; Efeu, Rebwinde und Geißblatt hafteten und wanden sich um das Gitter, und hinter dieser Laubwand erhob sich noch eine zweite höhere aus Flieder und falschem Ebenholz. Selbst im Winter genügte das Efeulaub und die Verschlingung der Zweige, um einen Einblick zu verhindern. Den größten Reiz des Gartens bildeten aber im Hintergrunde einige hochstämmige Bäume, prächtige Ulmen, welche die schwarze Mauer eines benachbarten, fünf Stockwerke hohen Hauses verdeckten. Auf diesem schmalen Fleck eingeklemmt, brachten sie die Täuschung eines kleinen Parkes hervor und schienen dieses Pariser Gärtchen, das man ausfegte wie einen Salon, ins Ungemessene zu vergrößern. Zwischen zwei Ulmen hing eine Schaukel, deren Sitzbänkchen die Feuchtigkeit grün gefärbt hatte.

Helene schaute um sich und neigte sich hinaus, um besser zu sehen.

Ach, das Ganze ist nur ein Loch, bemerkte Frau Deberle nachlässig. Aber in Paris sind die Bäume gar selten . . . Man darf froh sein, wenn man ein halbes Dutzend besitzt.

Nein, nein, es ist hier reizend, erwiderte Helene.

Am matten Himmel verbreitete die Sonne einen Staub blonden Lichtes. Zwischen den entlaubten Zweigen floß ein langsamer Strahlenregen hernieder. Die Bäume röteten sich. Man sah die feinen, violetten Knospen sich zart von dem grauen Grundton der Rinde abheben. Und die Gräser auf dem Rasenplatz, der Kies auf den Gehwegen hatten einen hellen Schimmer,

der knapp über dem Boden in einem leichten Dunste verschwamm. Es gab noch keine einzige Blume; bloß die Helle der Sonne kündete auf der kahlen Erde den nahen Lenz.

Es sieht jetzt noch ein wenig trübselig aus, fuhr Frau Deberle fort. Im Juni ist's ein wahres Nest von Grün. Die Bäume behindern die Nachbarn zu spionieren, und wir sind dann ganz unter uns.

Doch sie unterbrach sich, um auszurufen:

Lucien, willst du wohl den Brunnen in Frieden lassen!

Der Knabe, der Johanna den Garten zeigte, hatte sie zu dem Brunnen geführt, der unter der Aufgangstreppe stand; er hatte den Hahn geöffnet und ließ das Wasser auf seine Schuhe fließen. Das war sein Lieblingsspiel. Johanna sah mit ernster Miene zu, wie er seine Schuhe naß werden ließ.

Warte, sagte Pauline sich erhebend, ich will ihm Ruhe gebieten.

Julie hielt sie zurück.

Nein, nein, du bist noch mutwilliger als er. Neulich war es, als hättet ihr beide ein Bad genommen . . . Es ist seltsam, daß ein großes Mädchen nicht zwei Minuten soll ruhig sitzen können...

Sich umwendend, rief sie:

Lucien! schließe sogleich den Wasserhahn!

Das Kind erschrak und wollte gehorchen. Aber in seiner Verwirrung öffnete er den Hahn noch mehr und es schoß zischend ein Strahl hervor. Darüber verlor er vollends den Kopf und wich zurück, bis an die Schultern naß.

Schließe sogleich den Hahn! schrie die Mutter, purpurrot vor Zorn.

Johanna, die noch kaum ein Wort gesprochen hatte, näherte sich jetzt behutsam dem Brunnen, während Lucien in ein Schluchzen ausbrach angesichts dieses wütenden Wasserstrahls, vor dem er Furcht hatte, und den er nicht aufzuhalten wußte. Sie klemmte ihren Rock zwischen ihre Beine, streckte die nackten Handknöchel aus, um die Ärmel nicht naß zu machen und schloß den Hahn, ohne im mindesten bespritzt zu werden. Die Flut hatte plötzlich ein Ende. Erstaunt und von Respekt erfüllt, drängte Lucien seine Tränen zurück und erhob seine großen Augen zu diesem Fräulein.

Wahrhaftig, das Kind bringt mich außer mir, sagte Frau Deberle, die ganz bleich geworden war und sich zurücklehnte, wie von Müdigkeit gebrochen.

Helene glaubte, sich ins Mittel legen zu sollen.

Johanna, sagte sie, nimm ihn bei der Hand und geht zusammen spazieren.

Johanna nahm Lucien bei der Hand, und sie schritten langsam und ernst auf dem Gartenwege dahin. Sie war viel größer als er, und er mußte die Hand hochstrecken, um von ihr geführt zu werden. Dieses großartige Spiel, das darin bestand, daß sie feierlich den Rasenplatz umkreisten, schien die beiden völlig in Anspruch zu nehmen und ihren Persönlichkeiten eine große Wichtigkeit zu verleihen. Johanna blickte träumerisch drein wie eine wirkliche Dame. Lucien konnte nicht umhin, zuweilen einen Blick auf seine Gefährtin zu werfen. Sie sprachen kein Wort miteinander.

Sie sind drollig, begann Frau Deberle lächelnd und beruhigt. Man muß sagen, Ihre Johanna ist ein reizendes Kind. Sie ist von einem Gehorsam, einer Artigkeit! . . .

Ja, wenn sie bei anderen ist, antwortete Helene. Sie hat auch ihre schrecklichen Stunden. Aber da sie mich liebt, sucht sie, artig zu sein, um mich nicht zu kränken.

Die Damen sprachen jetzt von den Kindern. Man dürfe dem einfältigen Gesichte Luciens nicht zu viel vertrauen, meinte Frau Deberle. Ehe ein Jahr vergehe, wenn er erst ein bißchen gescheiter geworden, müsse es ein ganzer Junge werden. Ohne sichtlichen Übergang kam man dann auf eine Frau zu sprechen, die einen kleinen Pavillon gegenüber bewohnte, und bei der Dinge vorkamen, aber Dinge! . . . Frau Deberle unterbrach sich, um ihrer Schwester zu sagen:

Pauline, geh doch einen Augenblick in den Garten.

Das Mädchen ging ruhig hinaus und blieb unter den Bäumen. Sie war daran gewöhnt, hinausgeschickt zu werden, sooft es in der Unterhaltung etwas Gewagtes gab, was sie nicht hören durfte.

Gestern stand ich am Fenster, fuhr Julie fort, und habe diese Frau sehr wohl gesehen . . . Sie zieht nicht einmal die Vorhänge herunter . . . Das ist eine Schamlosigkeit! . . . Wenn man bedenkt, daß Kinder es sehen könnten!

Sie sprach ganz leise mit entrüsteter Miene und doch auch mit einem Lächeln in den Mundwinkeln. Dann rief sie laut:

Pauline, du kannst zurückkommen!

Pauline stand unter den Bäumen, blickte gleichgültig in die Höhe und wartete, bis ihre Schwester mit ihren Geschichten zu Ende wäre. Sie kehrte in den Pavillon zurück und setzte sich wieder auf ihren Sessel, während Julie zu Helene gewendet fortfuhr:

Sie haben nie etwas wahrgenommen, verehrte Frau?

Nein, meine Fenster gehen nicht auf jenen Pavillon.

Obgleich es für das Mädchen eine Lücke in der Unterhaltung gab, hörte sie doch zu mit ihrem weißen, jungfräulichen Gesichte, als ob sie begriffen habe.

Ei, sagte sie und blickte durch die Tür in die Höhe, es sind noch viele Nester in den Zweigen!

Frau Deberle hatte wieder zu ihrer Stickerei gegriffen, um sich eine Haltung zu geben. Jede Minute machte sie zwei Stiche. Helene, die nicht müßig bleiben konnte, bat um die Erlaubnis, ein andermal eine Arbeit mitbringen zu dürfen. In einer Anwandlung von Langeweile wandte sie sich um und betrachtete den japanischen Pavillon. Wände und Decke waren mit einem golddurchwirkten Stoffe behängt; die Stickereien stellten Kranichschwärme dar, Schmetterlinge und hellfarbige Blumen, Landschaften, in denen blaue Barken auf gelben Flüssen schwammen. Da waren Sessel, Gartenstühle von rohem Holze auf dem mit feinen Matten belegten Fußboden, und auf den Möbeln von Lackholz eine Menge Nippsachen, kleine Bronzen, kleine Töpfchen, seltsames, buntscheckiges Spielzeug. Im Hintergrunde hockte auf untergeschlagenen Beinen ein wunderlicher Chinese von sächsischem Porzellan mit ungeheurem, nacktem Bauche und wackelndem Kopfe, der zu grinsender Heiterkeit verzerrt war.

Ist das ein häßlicher Kerl! rief Pauline, die den Blicken Helenens gefolgt war. Du weißt doch, Schwester, daß all das Schund ist, was du da zusammengekauft hast. Der schöne Malignon nennt deine japanischen Sachen einen „Zwanzig-Pfennig-Bazar". Richtig, ich habe den schönen Malignon getroffen. Er war mit einer Dame . . . ach, mit einer Dame! . . . es war die kleine Florence vom Variete-Theater.

Wo denn, damit ich ihn necke? fragte Julie lebhaft.

Auf dem Boulevard . . . Soll er heute nicht kommen?

Doch sie erhielt keine Antwort. Die Damen waren um die Kinder besorgt, die verschwunden waren. Wo mochten sie sein? Als sie nach ihnen riefen, antworteten zwei helle Stimmen:

Da sind wir!

Sie saßen in der Tat mitten auf dem Rasenplatze im Grase, hinter einem Spindelbaume halb verborgen.

Was macht ihr denn?

Wir sind in der Herberge angekommen und ruhen jetzt in unserem Zimmer aus, schrie Lucien.

Die Mütter betrachteten einen Augenblick sehr belustigt ihre Kinder. Johanna war sehr willfährig auf das Spiel eingegangen. Sie riß jetzt ringsumher Gras aus ohne Zweifel, um das Frühstück zu bereiten. Den Koffer der Reisenden stellte ein Stück Brett vor, das sie in einem Dickicht gefunden hatten. Jetzt plauderten sie. Johanna wurde lebhafter und wiederholte in überzeugtem Tone, daß sie in der Schweiz seien und daß sie alsbald aufbrechen würden, um die Gletscher zu besichtigen, was Lucien in ein großes Staunen zu versetzen schien.

Da ist er! rief Pauline plötzlich.

Frau Deberle wandte sich um und bemerkte Malignon, der eben die Gartentreppe herabstieg. Sie ließ ihm kaum Zeit, zu grüßen, und Platz zu nehmen.

Es ist nett von Ihnen, hören Sie, daß Sie überall erzählen, daß es bei mir lauter Schund gibt!

Ach ja, dieser kleine Salon, erwiderte er ruhig ... Gewiß, es ist lauter Schund. Sie besitzen nicht einen Gegenstand, der wert wäre angesehen zu werden.

Sie schien beleidigt.

Wie, die Pagode?

Nein, nein, all das ist spießbürgerlich ... Man muß Geschmack haben. Sie wollen mir die Anordnung nicht überlassen ...

Sie unterbrach ihn ganz rot und wirklich erzürnt.

Ihr Geschmack! Schweigen Sie davon! ... Ein netter Geschmack! Man hat Sie mit einer Dame gesehen ...

Was für eine Dame? fragte er, überrascht von diesem schonungslosen Angriff.

Eine hübsche Wahl, ich mache Ihnen mein Kompliment. Eine Dirne, die ganz Paris ...

Doch sie hielt inne, denn sie bemerkte Pauline, deren Anwesenheit sie vergessen hatte.

Pauline, sagte sie, geh' doch einen Augenblick in den Garten.

Nein, das ist schließlich ermüdend! rief Pauline entrüstet. Man stört mich immer.

Geh' in den Garten, wiederholte Julie strenger.

Das Mädchen ging verdrossen hinaus. Bei der Türe wandte sie sich um und sagte:

Sputet euch wenigstens.

Als sie draußen war, fiel Frau Deberle gleich wieder über Malignon her. Wie konnte ein wohlerzogener junger Mann sich mit dieser Florence öffentlich zeigen? Sie war mindestens vierzig Jahre alt und häßlich zum Erschrecken; sämtliche Inhaber der Orchestersitze bei Erstaufführungen duzten sie.

Seid ihr fertig? rief Pauline, die schmollend unter den Bäumen spazierte. Ich langweile mich!

Doch Malignon verteidigte sich. Er kannte diese Florence nicht; niemals habe er ein Wort mit ihr gesprochen. Man habe ihn mit einer Dame sehen können, er begleite manchmal die Frau eines seiner Freunde. Wer habe ihn übrigens gesehen? Er forderte Beweise, Zeugen.

Pauline! rief Frau Deberle, hast du ihn nicht mit Florence gesehen?

Ja, ja, antwortete das Mädchen, auf dem Boulevard gegenüber vom Restaurant Bignon.

Malignon lächelte verlegen. Frau Deberle aber rief in triumphierendem Tone:

Pauline, du kannst hereinkommen, wir sind fertig.

Malignon hatte eine Loge im Lustspieltheater für den folgenden Tag. Er bot sie galant Frau Deberle an, ohne ihr scheinbar zu grollen. Übrigens zankte sie immer. Pauline wollte wissen, ob sie das Stück sehen dürfe, das aufgeführt werden sollte, und als Malignon lachend den Kopf schüttelte, sagte sie, das sei blöd, und die Bühnendichter sollten Stücke für junge Mädchen schreiben. Man erlaubte ihr nur, klassische Stücke und die „Weiße Dame" zu hören.

Die Damen hatten inzwischen vergessen, nach den Kindern zu schauen. Plötzlich stieß Lucien ein furchtbares Geschrei aus.

Was hast du ihm getan, Johanna? fragte Helene.

Ich habe ihm nichts getan, Mama, sagte das Mädchen; er hat sich zu Boden geworfen.

Die Wahrheit war, daß die Kinder soeben nach den berühmten Gletschern aufgebrochen waren. Da Johanna behauptete, daß sie jetzt in den Bergen seien, hoben beide die Füße sehr hoch, um über die Felsen zu steigen. Lucien, durch diese Übung bald ermüdet, hatte einen Fehltritt getan und sich der Länge nach mitten in einem Beet ausgestreckt. Auf dem Boden liegend erfaßte ihn der Zorn, und er begann zu weinen.

Hebe ihn auf! rief Helene.

Er will nicht, Mama; er wälzt sich am Boden.

Johanna wich zurück, gleichsam beleidigt und erzürnt darüber, daß der Knabe so schlecht erzogen sei. Er verstehe nicht zu spielen und werde sie sicherlich beschmutzen. Sie machte ein Mäulchen wie eine Herzogin, die ihrer Würde etwas vergibt. Frau Deberle, über das Geschrei Luciens ungeduldig geworden, bat ihre Schwester, den Knaben aufzuheben und zum Schweigen zu bringen. Pauline wollte nichts Besseres. Sie eilte davon, warf sich neben dem Kinde zu Boden und wälzte sich eine Weile mit ihm. Aber er wehrte sich; er wollte nicht, daß man ihn anfasse. Doch sie hob ihn in ihren Armen auf und sagte, um ihn still zu machen:

Schweig, du Schreihals! Wir wollen uns schaukeln.

Lucien schwieg augenblicklich; auch Johanna verlor ihr ernstes Aussehen, und eine große Freude erhellte ihr Antlitz. Alle drei liefen zur Schaukel; doch Pauline setzte sich zuerst auf das Bänkchen.

Schaukelt mich! sagte sie den Kindern.

Und sie schoben mit der ganzen Kraft ihrer kleinen Hände; aber sie war schwer, und sie vermochten sie kaum von der Stelle zu bringen.

So schiebt doch an! wiederholte sie. Oh, die dummen Laffen; sie können nicht!

Frau Deberle fröstelte im Pavillon; sie fand, daß es kühl sei, trotz des schönen Sonnenscheins. Sie hatte Malignon gebeten, ihr einen Umhang von blauem Kaschmir zu reichen, der an einem Fensterhaken hing. Malignon hatte sich erhoben, um ihr den Umhang über die Schulter zu breiten. Beide sprachen von Dingen, die Helene sehr wenig interessierten. Diese war unruhig, daß Pauline gegen ihren Willen die Kinder umwerfen könne, ging in den Garten und ließ Julie mit dem jungen Mann allein; beide waren in einem lebhaften Gespräch über eine neue Hutmode begriffen.

Als Johanna ihre Mutter erblickte, näherte sie sich ihr mit einschmeichelnder, flehender Miene.

Ach, Mama! . . . bat sie.

Nein, nein, erwiderte Helene, die sehr wohl begriff; du weißt, daß man es dir verboten hat.

Johanna schaukelte für ihr Leben gern. Sie sagte, es sei, als werde man ein Vogel. Dieser Wind, der ihr ins Gesicht blies,

dieser plötzliche Aufflug, dieses fortwährend Hinundherbewegen, das gleichmäßig war wie ein Flügelschlag, verursachte ihr die köstliche Erregung eines Fluges in die Wolken. Sie glaubte, nach den Höhen zu entschweben. Aber es endete immer schlimm. Einmal hatte man sie an die Seile der Schaukel festgeklammert gefunden, ohnmächtig, die Augen weit offen, starr in ihrem Schrecken vor der Leere. Ein andermal war sie heruntergefallen, steif wie eine vom Blei getroffene Lerche.

Oh, Mama, bat Johanna wieder; nur ein wenig, ein ganz klein wenig.

Um Frieden zu haben, setzte die Mutter sie endlich auf das Brettchen. Das Kind strahlte in seiner Freude, die nackten Handknöchel zitterten vor Vergnügen. Und weil Helene sie ganz sachte schaukelte, murmelte sie:

Stärker, stärker, Mama!

Aber Helene hörte sie nicht. Sie ließ die Seile nicht los; sie wurde immer lebhafter, ihre Wangen röteten sich; sie zitterte am ganzen Leibe von den Stößen, mit denen sie das Brettchen in Bewegung setzte. Ihr gewöhnlicher Ernst löste sich in einer Art von Kameradschaft mit ihrer Tochter auf.

Es ist genug, sagte sie und fing Johanna in ihren Armen auf.

Schaukle du dich, bat das Kind, an ihrem Halse hängend.

Sie sah es so gern, wenn Mama flog; es machte ihr mehr Vergnügen, sie so zu sehen, als wenn sie selber sich schaukelte. Aber Helene fragte lachend, wer sie denn schaukeln werde. Wenn sie sich auf die Schaukel setzte, dann war es ernst, dann ging es hoch, bis zu den Baumkronen empor. In diesem Augenblick erschien Herr Rambaud, von dem Hausbesorger geführt. Er hatte Frau Deberle bei Helenen gesehen und glaubte, in den Garten kommen zu dürfen, als er letztere nicht in ihrer Wohnung traf. Frau Deberle zeigte sich sehr liebenswürdig; sie war gerührt von der Gutmütigkeit des würdigen Mannes. Dann vertiefte sie sich wieder in ein lebhaftes Gespräch mit Malignon.

Gut Freund wird dich schaukeln! rief Johanna, ihre Mutter umhüpfend.

Willst du schweigen? Wir sind nicht zu Hause, sagte Helene mit strenger Miene.

Mein Gott, meinte Herr Rambaud, wenn es Ihnen Spaß macht, stehe ich Ihnen zur Verfügung. Wir sind ja hier sozusagen auf dem Lande.

Helene ließ sich überreden. Als sie noch ein junges Mädchen war, schaukelte sie sich stundenlang, und die Erinnerung an jene fernen Freuden erfüllte sie mit einem dumpfen Verlangen. Pauline, die sich mit Lucien am Rande des Rasenplatzes niedergelassen hatte, redete ihr ebenfalls zu mit dem Freimute eines erwachsenen, nicht zimperlichen Mädchens.

Ja, ja, der Herr wird Sie schaukeln. Hernach wird er mich schaukeln. Nicht wahr, mein Herr, Sie werden mich schaukeln?

Das entschied bei Helene. Die Jugend, die unter der kühlen Gemessenheit ihrer großen Schönheit sich barg, brach mit reizender Treuherzigkeit durch. Sie zeigte sich einfach und heiter wie eine Schülerin. Vor allem war ihr geheuchelte Schamhaftigkeit fern. Lachend sagte sie, sie wolle ihre Beine nicht zeigen, und verlangte eine Schnur, mit der sie ihr Kleid unterhalb der Knöchel festband. Dann stellte sie sich auf das Brettchen, faßte mit ausgebreiteten Armen die beiden Stränge und rief fröhlich:

Vorwärts, Herr Rambaud! . . . Zuerst nur sachte.

Herr Rambaud hatte seinen Hut an einen Baumast gehängt. Sein breites und gütiges Gesicht ward von einem väterlichen Lächeln erhellt. Er versicherte sich der Festigkeit der Stränge, betrachtete die Bäume und entschloß sich, die Schaukel in einen leichten Schwung zu bringen. Helene hatte an diesem Tage zum ersten Male die Trauer abgelegt. Sie trug ein graues Kleid, das mit malvenfarbenen Schleifen geputzt war. Aufrecht stehend, begann sie sich langsam zu schaukeln, gleichsam gewiegt, knapp über dem Boden dahin schwebend.

Stärker, stärker, sagte sie.

Herr Rambaud, die Arme ausstreckend und das Brettchen im Fluge fassend gab nun der Schaukel eine stärkere Bewegung. Helene stieg höher; mit jedem Aufstieg gewann sie an Raum. Die Gleichmäßigkeit der Bewegung bewahrte einen gewissen Ernst. Man sah sie mit ihrem etwas gemessenen Ernste und ihren hellen Augen in dem schönen, stummen Gesichte. Nur ihre Nasenflügel blähten sich, wie um den Wind einzuatmen. Nicht eine Falte ihrer Röcke hatte sich bewegt. Eine Flechte ihres Haares hatte sich gelöst.

Stärker! stärker! rief sie.

Ein plötzlicher Stoß ließ sie in die Höhe fahren. Sie stieg im Sonnenscheine immer höher. Ein scharfer Luftzug ging von der Schaukel aus und wehte durch den Garten. Sie flog jetzt so schnell,

daß man sie nicht mehr deutlich sehen konnte. Jetzt schien sie zu lächeln; ihr Antlitz war rosig, und ihre Augen flogen wie Sterne dahin. Die gelöste Haarflechte baumelte in ihren Nacken. Trotz der Schnur, die sie festhielt, flatterten ihre Röcke und enthüllten die Weiße ihrer Fußknöchel. Und man sah, daß sie sich wohlfühlte, die Brust frei, in der Luft wie in ihrem eigentlichen Elemente lebend.

Stärker! stärker!

Herr Rambaud, dessen Gesicht jetzt ganz rot und in Schweiß gebadet war, entwickelte seine ganze Kraft. Alle schrien laut auf. Helene flog noch höher.

Ach, Mama! ach, Mama! rief Johanna entzückt.

Sie hatte sich auf den Rasen gesetzt und betrachtete ihre Mutter, die Hände auf die Brust gedrückt, als ob sie selbst alle Luft eingesogen hätte, die daher wehte. Ihr stockte der Atem, und sie begleitete unwillkürlich mit einer Bewegung der Schultern die langen Schwingungen der Schaukel.

Stärker! stärker! rief sie noch immer.

Ihre Mutter stieg noch immer höher. Oben berührten ihre Füße die Zweige der Bäume.

Stärker! stärker, Mama, schrie das Kind.

Helene flog jetzt unter dem freien Himmel dahin. Die Bäume bogen sich und krachten wie unter Windstößen. Man sah nichts mehr als den Wirbelwind ihrer Röcke, die klatschten, wie von einem Sturme gepeitscht. Wenn sie niederfuhr mit ausgebreiteten Armen und vorgestreckter Brust, senkte sie ein wenig den Kopf und schien einen Augenblick über dem Boden zu schweben. Dann fuhr sie mit einem neuen Schwung in die Höhe und sank wieder mit zurückgeneigtem Haupte, fliegend, selig, mit geschlossenen Augenlidern. Dieser fortwährende Aufundabstieg war ihre Wonne, verursachte ihr einen Taumel. In der Höhe schien sie die Sonne zu erreichen, diese blonde Februarsonne, von der gleichsam ein Goldstaub herniederfloß. Es schien, als entzündeten sich ihre kastanienbraunen Haare mit dem ambrafarbenen Widerschein, und man war versucht zu glauben, daß sie vollständig brenne, während ihre Schleifen von malvenfarbener Seide feurigen Blumen gleichen, die auf ihrem weißschimmernden Kleide leuchteten. Rings um sie her erwachte der Frühling; die violetten Knospen hoben sich mit ihrem feinen Lackton von dem blauen Himmel ab.

Johanna faltete die Hände. Ihre Mutter schien ihr eine Heilige mit einem goldenen Strahlenkranze, die nach dem Paradiese entflog. Sie stammelte noch immer mit stockender Stimme:

Ach, Mama! . . . ach, Mama! . . .

Frau Deberle und Malignon, durch dieses Spiel angelockt, waren inzwischen unter den Bäumen näher gekommen. Malignon fand, daß die Dame sehr mutig sei. Frau Deberle sagte mit erschrockener Stimme:

Mir würde es das Herz umkehren.

Helene mußte diese Worte gehört haben, denn sie rief durch die Zweige:

Oh, mein Herz ist stark! . . . Vorwärts, Herr Rambaud.

In der Tat war ihre Stimme ruhig geblieben. Sie schien sich um die beiden Männer nicht zu kümmern, die da waren. Ohne Zweifel galten sie ihr nichts. Ihre Flechte hatte sich vollends gelöst; die Schnur um ihre Beine hatte sich gelockert und ihre Röcke flatterten geräuschvoll wie eine Fahne. Sie stieg noch immer höher.

Doch plötzlich rief sie aus:

Genug, Herr Rambaud, genug!

Der Doktor Deberle war auf der Treppe erschienen. Er näherte sich, küßte zärtlich seine Frau, hob Lucien empor und küßte ihn auf die Stirne. Dann betrachtete er Helene lächelnd.

Genug, genug! wiederholte diese.

Warum denn? fragte der Doktor. Störe ich Sie?

Sie antwortete nicht; sie war ernst geworden. Die Schaukel, mit aller Kraft emporgeschleudert, hielt nicht still, sondern bewahrte ihre langen, regelmäßigen Schwingungen, die Helene sehr hoch hinauftrugen. Der Doktor betrachtete sie überrascht und entzückt, so schön war sie, so groß und stark mit der Reinheit einer antiken Bildsäule, so leicht gewiegt in der Helle der Frühjahrssonne. Doch sie schien gereizt und sprang plötzlich ab.

Warten Sie! warten Sie! schrien alle.

Helene stieß einen dumpfen Klagelaut aus. Sie war auf den Kies des Weges gefallen und konnte sich nicht erheben.

Mein Gott, wie unvorsichtig! sagte der Doktor, der sehr bleich geworden war.

Alle sprangen ihr zu Hilfe. Johanna weinte so heftig, daß Rambaud, dem selber sehr weich zumute war, sie tröstend in

seine Arme nehmen mußte. Inzwischen befragte der Doktor sehr eindringlich Helene.

Das rechte Bein hat Schaden genommen, nicht wahr? Sie können nicht aufstehen?

Da sie ganz betäubt blieb und keine Antwort gab, fragte er sie weiter:

Leiden Sie?

Es ist ein dumpfer Schmerz im Knie, antwortete sie mühsam.

Nun sandte er seine Frau um seine Handapotheke und um Verbandzeug.

Wir müssen nachsehen, sagte er wiederholt. Es wird nichts Ernstes sein.

Dann kniete er auf dem Kies nieder. Helene ließ ihn gewähren. Doch als er die Hände ausstreckte, erhob sie sich mit großer Anstrengung und legte ihre Röcke fest um ihre Füße.

Nein, nein, murmelte sie.

Aber man muß doch sehen, sagte er.

Sie erbebte und erwiderte mit gedämpfter Stimme:

Ich will nicht . . . Es ist nichts.

Er betrachtete sie im ersten Augenblick erstaunt. Eine helle Röte färbte ihren Hals. Einen Augenblick begegneten sich ihre Augen, und sie schienen gegenseitig in ihren Herzen zu lesen. Da geriet auch er in Verwirrung, erhob sich langsam und blieb neben ihr, ohne sie länger untersuchen zu wollen.

Helene hatte Herrn Rambaud mit einem Wink herbeigerufen. Sie flüsterte ihm ins Ohr:

Holen Sie den Doktor Bodin; erzählen Sie ihm, was mir zugestoßen ist.

Als zehn Minuten später Doktor Bodin erschien, erhob sie sich mit übermenschlicher Anstrengung; auf ihn und auf Herrn Rambaud gestützt, ging sie in ihre Wohnung hinauf. Johanna folgte ihr, bitterlich schluchzend.

Ich erwarte Sie, hatte der Doktor Deberle seinem Kollegen gesagt. Kommen Sie uns beruhigen.

Die Gesellschaft im Garten besprach sehr lebhaft den Vorfall. Malignon rief, die Frauen seien doch recht querköpfig. Warum war diese Dame abgesprungen? Sehr verdrossen über dieses Geschehnis, das sie eines Vergnügens beraubte, fand Pauline es unklug, sich so stark schaukeln zu lassen. Der Arzt schwieg; er schien nachdenklich geworden.

Es ist nicht ernst, sagte der Doktor Bodin zurückkehrend, eine einfache Quetschung . . . Aber sie wird mindestens zwei Wochen an ihren Liegestuhl gefesselt sein.

Der Doktor klopfte Herrn Malignon freundschaftlich auf die Schulter. Er wünschte, daß seine Frau ins Haus zurückkehre, weil es im Garten entschieden zu kühl sei. Und er nahm Lucien und trug ihn ins Haus, unterwegs das Kind mit Küssen bedeckend.

Fünftes Kapitel

Die beiden Fenster des Zimmers standen weit offen. In dem Abgrunde am Fuße des Hauses, das auf dem Gipfel der Höhe erbaut war, entfaltete Paris seinen endlosen Plan. Es schlug zehn Uhr; der schöne Februarmorgen hatte die Milde und den Duft des Frühlings.

Helene lag in ihrem Liegestuhle vor einem der Fenster und las. Ihr Knie war noch verbunden; sie litt keine Schmerzen mehr, aber seit acht Tagen war sie an dieses Ruhebett gefesselt und konnte selbst ihre gewohnte Näherei nicht zur Hand nehmen. Da sie nicht wußte, was sie anfangen sollte, hatte sie, die niemals las, ein Buch geöffnet, das auf dem Tischchen gelegen hatte. Es war das Buch, dessen sie sich jeden Abend bediente, um das Nachtlicht zu verdecken, das einzige Buch, das sie seit achtzehn Monaten aus dem Bücherschrein geholt, den Herr Rambaud mit anständigen Werken versorgt hatte. Gewöhnlich fand sie die Romane falsch und kindisch. Dieses Buch — Ivanhoe von Walter Scott — hatte sie anfänglich sehr gelangweilt. Dann hatte sich eine seltsame Neugierde bei ihr eingestellt. Und sie las das Buch zu Ende, manchmal gerührt, dann wieder ermüdet, so daß sie das Buch für lange Minuten aus der Hand gleiten ließ und die Augen nach dem weiten Horizont richtete.

An diesem Morgen lag Paris in behaglicher Trägheit da und wollte nicht erwachen. Ein Dampf, der dem Seine-Tale folgte, hatte die beiden Ufer eingehüllt. Es war ein leichter, milchfarbener Dunst, den die allmählich höher steigende Sonne erhellte. Man sah nichts von der Stadt unter diesem grauen Schleier. In den Vertiefungen nahm das Gewölk einen dunkleren, bläulichen Ton an, während es über den geräumigeren Flächen allmählich

heller ward; es war wie ein feiner durchsichtiger Goldstaub, unter dem man die Straßenreihen erraten konnte; höher hinauf zerrissen Kuppeln und Turmspitzen den Nebel, ihre grauen Schattenrisse aufrichtend, noch in einzelne Fetzen des Dunstes gehüllt, den sie durchlöcherten. Zuweilen rissen sich breite Felder gelben Rauches mit dem schwerfälligen Flügelschlag eines Riesenvogels los und zerflossen in der Luft, die sie zu trinken schien. Und über diesem unermeßlichen Raum, über dieser Wolke, die sich träg auf die Stadt niedergesenkt hatte, spannte ein sehr klarer, mattblauer, fast weißer Himmel sein tiefes Gewölbe. Die Sonne stieg inmitten eines gedämpften Strahlenstaubes empor. Eine blonde Helle von dem unbestimmten Blond der Kinder zerstäubte sich und erfüllte den Raum mit ihrem lauen Frösteln. Es war ein Fest, ein überwältigender Friede, eine herzbewegende Heiterkeit des Unendlichen, während die Stadt, mit goldenen Strahlenpfeilen überschüttet, träg und schlummernd dalag und sich nicht entschloß, sich in ihrer Spitzenhülle zu zeigen.

Seit acht Tagen zerstreute sich Helene durch den Anblick dieses ungeheueren Paris, das vor ihr ausgebreitet lag. Sie wurde nicht müde, es zu betrachten. Es war unergründlich und stets wechselnd wie ein Ozean, am Morgen ruhig, am Abend entflammt, die Heiterkeit wie die Traurigkeit des Himmels annehmend, den es widerspiegelte; ein Sonnenblick entfesselte Goldfluten, ein Gewölk verdunkelte es und ließ Gewitterstürme darin entstehen. Es erneuerte sich unaufhörlich: es gab stille Seen von der Farbe der Orange und plötzlich aufspringende Stürme, die von einer Stunde zur anderen die weite Fläche bleigrau färbten; helles, klares Wetter, das Lichter auf den Kanten der Dächer entzündete, und Regenschauer, die Himmel und Erde einhüllten, den Horizont in einem wirren Zusammenbruch untergehen ließen. Helene empfand alle Trauer und alle Hoffnungen der hohen See; sie glaubte sogar ihren kräftigen Hauch und den herben, salzigen Geruch zu verspüren; und alles bis auf das unaufhörliche Grollen brachte ihr die Täuschung der Brandung, die donnernd an die Felsen der Küste schlägt.

Das Buch entglitt ihren Händen; sie saß träumerisch da. Wenn sie so das Buch hatte fahren lassen, geschah es in einem Bedürfnis, nicht weiter zu lesen, zu begreifen und zu warten. Sie fand ein Vergnügen daran, ihre Neugierde nicht sogleich zu befriedigen. Die Erzählung brachte eine Bewegung in ihr hervor,

die sie schier erstickte. Paris zeigte an diesem Morgen das Bild der Freude und der Verwirrung ihres Herzens. Es lag ein großer Reiz darin, nicht zu wissen, halb zu erraten, sich einer langsamen Erkenntnis hinzugeben mit dem unklaren Gefühl, daß ihre Jugend von neuem beginne.

Wie diese Romane logen! Sie hatte ganz recht, keine zu lesen. Diese Fabeln waren gut für Hohlköpfe, die keine klare Vorstellung vom Leben haben. Und doch stand sie unter dem Zauber dieses Buches; sie dachte — einem unwiderstehlichen Zwang nachgebend — an den Ritter Ivanhoe, den zwei Frauen so leidenschaftlich liebten, die schöne Jüdin Rebekka und die edle Lady Rowena. Es schien ihr, daß sie mit dem Stolze und der geduldigen Heiterkeit der letzteren geliebt haben würde. Lieben! lieben! Dieses Wort, das sie nicht aussprach, das von selbst in ihr nachklang, setzte sie in Erstaunen und nötigte ihr ein Lächeln ab. Weiße Flocken schwebten über Paris dahin, von einer Brise fortgetragen, gleich einem Schwarm von Schwänen. Große Nebelfelder zogen weiter; einen Augenblick ward das linke Ufer sichtbar, zitternd und verschleiert wie eine Seenstadt, die man im Traume sieht; doch bald senkte sich eine große Dampfmasse nieder, und die Stadt wurde wie von einer Sturzflut verschlungen. Die Dünste, jetzt gleichmäßig über alle Stadtviertel ausgebreitet, glichen einem schönen Teiche von weißer, glatter Wasserfläche; bloß ein dichterer Streif kennzeichnete durch eine graue, krumme Linie den Lauf der Seine. Und über diesen weißen, ruhigen Wässern schienen die Schatten von Schiffen mit rosigen Segeln dahin zu schweben, und die junge Frau folgte ihnen mit nachdenklichem Blick. Lieben! lieben! sie lächelte zu ihrem dahinschwebenden Traum.

Doch jetzt nahm Helene ihr Buch wieder zur Hand. Sie war bei dem Geschehnis, wo das Schloß gestürmt wird, Rebekka den verwundeten Ivanhoe pflegt und ihn von dem Gange der Schlacht unterrichtet, dem sie am Fenster folgt. Sie stand unter dem Reize dieser schönen Lüge; sie lustwandelte in einem wunderbar herrlichen Garten mit goldenen Früchten, wo sie allen Zauber der Wahnvorstellung auf sich einwirken ließ. Am Ende dieser Szene, wo Rebekka, in ihren Schleier eingehüllt, ihre Zärtlichkeit an der Seite des schlafenden Ritters aushaucht, ließ Helene abermals das Buch sinken, und ihr Herz war dermaßen von der Erregung ergriffen, daß sie nicht weiter lesen konnte.

Mein Gott, wären alle diese Dinge wahr. In ihren Liegestuhl zurückgelehnt, schlaff geworden durch die Unbeweglichkeit, die sie beobachten mußte, betrachtete sie dieses geheimnisvolle, in blondes Sonnenlicht getauchte Paris. Durch die Blätter des Romans hervorgerufen, tauchte ihr eigenes Leben vor ihr auf. Sie sah sich als junges Mädchen in Marseille bei ihrem Vater, dem Hutmacher Mouret. Die kleine Marienstraße war schwarz, und die Kufe mit siedendem Wasser, die zur Herstellung der Hüte diente, ließ selbst an schönen Tagen einen widrigen, feuchten Geruch ausströmen. Sie sah auch ihre stets kränkliche Mutter wieder, die mit ihren bleichen Lippen sie wortlos küßte. Niemals hatte sie einen Sonnenstrahl in ihrer Kinderstube gesehen. Man arbeitete viel in ihrer Umgebung; mit harter Mühsal schuf man sich einen kleinbürgerlichen Wohlstand. Das war alles; bis zu ihrer Verheiratung kam keine Abwechslung in die Reihe der stets gleichen Tage. Als sie eines Morgens mit ihrer Mutter vom Markte heimkehrte, hatte sie mit ihrem Gemüsekorbe den jungen Grandjean angestoßen. Karl hatte kehrtgemacht und war ihnen gefolgt. Das war ihr ganzer Liebesroman. Drei Monate hindurch traf sie ihn jeden Tag; er blieb untertänig und linkisch und wagte nicht, sie anzusprechen. Sie war sechzehn Jahre alt und ein wenig stolz auf diesen Verliebten, der — wie sie wußte — einer reichen Familie angehörte. Allein sie fand ihn häßlich und lachte oft über ihn; er störte nicht ihren ruhigen Schlaf im Schatten dieses großen, feuchten Hauses. Dann hatte man sie verheiratet. Diese Heirat setzte sie heute noch in Erstaunen. Karl betete sie an und warf sich des Abends, wenn sie zu Bette ging, zur Erde, um ihre nackten Füße zu küssen. Und sie lächelte darob, von Freundschaft für ihn erfüllt und machte ihm Vorwürfe, daß er so kindisch war. Und dann kam wieder ein immer gleiches, eintöniges Leben. Sie konnte sich nicht erinnern, daß im Laufe von zwölf Jahren die geringste Erschütterung vorgekommen sei. Sie war sehr ruhig und sehr glücklich ohne ein Fieber des Fleisches und des Herzens, in den täglichen Sorgen eines kärglichen Haushaltes verloren. Karl küßte noch immer ihre Marmorfüße, während sie sich nachsichtig und mütterlich zu ihm zeigte. Nichts weiter. Und sie sah plötzlich das Zimmer des Hotel du Dor wieder, ihren toten Gatten, ihr Witwenkleid, das auf einem Sessel lag. Sie hatte geweint wie an jenem Winterabend, als ihre Mutter starb. Dann waren die Tage wieder gleichmäßig dahin geflossen.

Seit zwei Monaten fühlte sie sich mit ihrem Kinde wieder sehr glücklich und sehr ruhig. Mein Gott, war das alles? Was meinte denn dieses Buch, wenn es von großen Liebesleidenschaften sprach, die ein ganzes Leben erhellen?

Über den schlummernden See am Horizonte schien ein lang anhaltender Schauer hinwegzufahren. Dann schien der See plötzlich zu bersten; Risse taten sich auf, und es gab von einem Ende bis zum andern ein Krachen, das den Zusammenbruch ankündigte. Die Sonne oben in der triumphierenden Herrlichkeit ihrer Strahlen führte einen siegreichen Angriff gegen den Nebel. Allmählich schien der große See zu versiegen, als ob eine unsichtbare Wehr die Ebene geleert habe. Die vorhin noch so dichten Dünste verdünnten sich, wurden durchsichtig und nahmen die lebhaften Farben des Regenbogens an. Das ganze linke Ufer war von einem zarten Blau, das sich allmählich verdichtete und im Hintergrunde nach dem Botanischen Garten hin eine violette Färbung annahm. Das Tuilerienviertel am rechten Flußufer hatte die zartrosa Farbe eines hellen Stoffes, während nach dem Montmartre hin eine Flammenröte sich zeigte gleich einem in Gold lodernden Karmin. Weiterhin nahmen die Arbeiterviertel einen ziegelroten Ton an, verdunkelten sich allmählich und gingen in das Blaugrau des Schiefers über. Man unterschied noch immer nicht deutlich die zitternde und verschwimmende Stadt wie eine jener unterseeischen Tiefen, die das Auge durch das klare Wasser erblickt, mit ihren fruchtbaren Wäldern von hohen Gräsern, ihrem scheußlichen Gewimmel, ihren undeutlich gesehenen Ungeheuern. Indessen sanken die Seen immer tiefer. Sie waren nur mehr ausgebreitete feine Musseline-Schleier, und diese zerflatterten einer nach dem andern; das Bild von Paris trat immer deutlicher aus dem Traumhaften hervor.

Lieben! lieben! Warum kehrte dieses Wort in ihr mit solcher Wonnigkeit wieder, während sie das Zerfließen des Nebels verfolgte? Hatte sie nicht ihren Gatten geliebt, den sie gepflegt hatte wie ein Kind? Allein eine schmerzliche Erinnerung tauchte in ihr auf an ihren Vater, den man drei Wochen nach dem Tode seiner Frau in einem Kabinett erhängt gefunden hatte, wo die Kleider der letzteren noch hingen. Hier war er gestorben, das Gesicht in einen Rock gedrückt und eingehüllt in die Gewänder, die ein wenig von der behalten zu haben schienen, die er noch immer anbetete. Dann entstand ein plötzlicher Sprung

in ihrer Träumerei; sie dachte an die Einzelheiten ihres Haushaltes, an die Monatsrechnungen, die sie am Morgen mit Rosalien festgestellt hatte; und sie war sehr stolz auf die gute Ordnung, die sie hielt. Über dreißig Jahre hatte sie in vollkommener Würde und Anständigkeit gelebt. Die Redlichkeit ging ihr über alles. Wenn sie ihre Vergangenheit prüfte, fand sie nicht eine schwache Stunde, sah sie sich gleichmäßigen Schrittes ihren ebenen und geraden Weg verfolgen. Die Tage mochten dahinfließen; sie würde ihren Gang fortsetzen, ohne daß ihr Fuß auf ein Hindernis stoßen würde. Und dies stimmte sie streng, erfüllte sie mit Zorn und Verachtung gegen jene lügnerischen Existenzen, deren angeblicher Heldenmut die Herzen in Verwirrung bringt. Die einzig wahre Existenz war die ihrige, die inmitten eines so tiefen Friedens dahin floß. Über Paris schwebte jetzt nur mehr ein leichter Rauch, ein zitternder, zerflatternder Dunst. Eine plötzliche Rührung überkam sie. Lieben! lieben! Alles führte sie zur kosenden Wonnigkeit dieses Wortes zurück, selbst der Stolz ihrer Ehrbarkeit. Ihre Träumerei ward so leicht, daß sie nicht mehr dachte, in den Lenz getaucht, die Augen tränenfeucht.

Helene wollte eben ihr Buch wieder zur Hand nehmen, als Paris langsam auftauchte. Nicht ein Windhauch war vorübergezogen; es war wie auf einen Zauberruf. Der letzte Dunstschleier riß sich los, stieg in die Höhe und zerflatterte in der Luft. Und die Stadt dehnte sich ohne einen Schatten unter der siegreichen Sonne dahin. Helene saß da, das Kinn auf die Hand gestützt, und betrachtete dieses ungeheure Erwachen.

Ein schier endloses Tal voll dichtgedrängter Bauten. Von der verschwimmenden Linie der Hänge hoben ganze Haufen von Dächern sich ab und man sah die Häuserflut in der Ferne sich fortwälzen hinter Erdfalten, in Landschaften, die man nicht mehr erkennen konnte. Es war ein Meer mit der Unendlichkeit und Unbekanntheit seiner Wogen. Paris entfaltete sich so groß wie der Himmel. Unter diesem strahlenden Morgen schien die sonnengelbe Stadt wie ein Feld voll reifer Ähren, und dieses unermeßliche Gemälde war sehr einfach, hatte bloß zwei Töne, das Blaßblau der Luft und den goldigen Widerschein der Dächer. Die Flut dieser frühjährigen Strahlen verlieh den Dingen einen kindlichen Reiz. Man unterschied ganz deutlich die geringsten Einzelheiten, so klar war das Licht. Paris mit dem unentwirrbaren Durcheinander seiner Steine schimmerte wie unter einem

Kristall. Von Zeit zu Zeit fuhr indes ein Windhauch durch diese leuchtende und unbewegliche Klarheit, und dann sah man Stadtviertel, deren Linien weicher wurden und zitterten, als ob man sie durch eine unsichtbare Flamme gesehen habe.

Helene interessierte sich zuerst für die breiten Ausdehnungen unter ihren Fenstern am Abhange des Trocadero und an der Flucht der Ufer. Sie mußte sich vorneigen, um das kahle Viereck des Marsfeldes zu sehen, das im Hintergrunde durch den dunklen Streif der Militärschule abgeschlossen wurde. Unten auf dem weiten Platze und auf den Fußwegen zu beiden Seiten der Seine unterschied sie die Fußgänger, eine rührige Menge von schwarzen Punkten, die sich mit der Emsigkeit eines Ameisenhaufens bewegte; der gelbe Kasten eines Omnibus erschien wie ein heller Funke; Lastwagen und Droschken fuhren über die Brücke, von hier gesehen nicht größer als Kinderspielzeug, mit winzigen Pferdchen, die beweglichen Figuren glichen. Unter den Spaziergängern längs der grasbestandenen Böschungen bildete eine Magd in weißer Schürze einen hellen Fleck im Grase. Dann wandte Helene die Blicke weiter nach oben; allein die Menge zerstäubte und verlor sich da; die Wagen selbst wurden zu Sandkörnern; es blieb nichts übrig als das ungeheure Gerippe der Stadt, die gleichsam leer und verlassen war und nur durch das dumpfe Zittern zu leben schien, das sie bewegte. Dort im vorderen Felde links schimmerten rote Dächer, und stieg aus den Schloten der Kriegsbäckerei ein langsamer Rauch auf, während auf der anderen Seite des Flusses zwischen der Esplanade und dem Marsfelde eine Gruppe großer Ulmen gleichsam ein Stück Park bildete, dessen kahle Äste und runde, bereits grünlich schimmernde Kronen man deutlich sehen konnte. In der Mitte breitete die Seine sich gebieterisch aus, eingefaßt von ihren grauen Ufern, die durch die Dampfkrane, die vielen Fässer, die langen Reihen von Lastfuhrwerken das Aussehen eines kleinen Seehafens erhielten. Helene kehrte immer wieder zu dieser schimmernden Fläche zurück, auf der Barken dahinglitten gleich tiefschwarzen Vögeln. Unwiderstehlich angezogen folgte ihr Blick lange dem prächtigen Zuge des Flusses. Er war wie eine Silberschnur, die Paris in zwei Teile sonderte. An diesem Morgen schien das Wasser die Sonne dahinzutragen, es gab kein glänzenderes Licht am Horizonte. Der Blick der jungen Frau begegnete zuerst der Invalidenbrücke, dann der Eintrachtbrücke, dann der Königs-

brücke; und so setzten die Brücken sich fort, schienen einander näher zu rücken, sich übereinander zu schieben, seltsame, mehrstöckige Laufgänge aufzubauen, die von Bogen jeder Größe durchlöchert waren; während der Fluß zwischen diesen leicht geschwungenen Bauten einzelne Stücke seines blauen Kleides zeigte, das immer schmäler wurde und sich immer mehr entfernte. Sie erhob die Augen noch mehr: dort weit unten teilte sich der Fluß in dem regellosen Häuserhaufen; die Brücken zu beiden Seiten der Stadt wurden zu dünnen Fäden, die sich von einem Ufer zum andern spannten; und die vergoldeten Türme der Liebfrauenkirche ragten gleich den Grenzzeichen des Horizontes in die Höhe, über die hinaus der Fluß, die Häuser und die Baumgruppen sich in Sonnenstaub auflösten. Geblendet wandte sie die Augen von diesem triumphalen Herzen von Paris, wo die ganze Herrlichkeit der Stadt zu flammen schien. Am rechten Ufer inmitten der Baumreihen der Elysäischen Felder schimmerten die Glaswände des Industriepalastes weiß wie Schnee; weiterhin erhob sich hinter dem platten Dache der Magdalenenkirche, das einem Gruftsteine glich, die riesige Masse der Oper; und dann kamen noch andere Bauten, Kuppeln und Dächer, die Vendome-Säule, die Vincenzkirche, der Jakobsturm, und näher die massigen Würfel der Pavillons des neuen Louvre und der Tuilerien, halb versteckt in einem Walde von Kastanienbäumen. Am linken Ufer erhob sich der Invalidendom mit seinen reichen Vergoldungen; weiterhin erhoben sich bleich im Lichte die beiden ungleichen Türme der Sulpicius-Kirche und noch mehr zurück rechts die neuen spitzen Türme der Klotilde-Kirche; das blauende Pantheon, auf einer Anhöhe thronend, beherrschte die Stadt und entfaltete unter freiem Himmel seine feine Säulenreihe unbeweglich in der Luft mit dem seidenweichen Ton eines Fesselballons.

Mit einem langsam umherschweifenden Blick umfaßte jetzt Helene ganz Paris. Da höhlten sich ganze Täler, die man an den Bewegungen der Dächer erkannte; die Mühlenhöhe stieg mit einer schäumenden Flut alter Schieferdächer empor, während die Linie der großen Boulevards sich hinabsenkte wie ein Fluß, der eine dichte Häusermasse verschlang, von der man selbst die Ziegel nicht unterscheiden konnte. Zu dieser frühen Morgenstunde beleuchtete das schräg niederfließende Sonnenlicht noch nicht die Vorderseiten der dem Trocadero zugewandten Häuser.

Kein Fenster erhellte sich. Bloß die Glasdächer schimmerten und funkelten wie Glimmer mitten in dem Rot der Ziegelwände der umliegenden Töpfereien. Die Häuser blieben grau, von einem durch Lichtwiderschein erwärmten Grau; die Stadtviertel aber waren von Lichtströmen durchbrochen; lange Straßen, die sich geradeaus vor Helene dahinzogen, durchschnitten den Schatten mit ihrem sonnenhellen Streifen. Bloß nach links bildeten die Höhen des Montmartre und des Friedhofs Höcker unter dem unermeßlichen Horizont, der ohne Falte sich rund ausdehnte. Die in den vorderen Feldern so deutlichen Einzelheiten, das Spitzenwerk der zahllosen Rauchfänge, die kleinen schwarzen Einschnitte der Tausende von Fenstern: sie verwischten sich, nahmen gelbe und blaue Färbungen an, verloren sich in dem Wirrsal einer endlosen Stadt, deren Vororte, den Blicken entrückt, einem Kieselstrande glichen, in violetten Dunst getaucht unter dem hellen, zitternden Lichte des unermeßlichen Himmels.

Helene war, ganz ernst geworden, in den Anblick dieses Bildes versunken, als Johanna munter eintrat.

Mama, Mama, schau nur!

Das Kind hielt ein dickes Bündel gelber Levkoien und erzählte lachend, sie habe Rosalien aufgepaßt, wie diese vom Markte heimkehrte, und in den Korb geguckt. Den Korb abzusuchen, war ihre Freude.

Schau, Mama, das lag am Boden. Riech' nur; wie gut es duftet, nicht?

Die gelben, rotgesprenkelten Blumen hauchten einen durchdringenden Duft aus, der das ganze Zimmer erfüllte. Mit einer leidenschaftlichen Bewegung zog Helene das Kind an sich, während das Bündel Blumen auf ihre Knie fiel. Lieben, lieben! Gewiß, sie liebte ihr Kind. War das nicht genug, diese große Liebe, die bisher ihr Leben ausgefüllt hatte? Diese Liebe mußte ihr genügen, mit ihrer Sanftmut und ihrer Ruhe, mit ihrer Ewigkeit, die keine Ermattung unterbrechen konnte. Sie drückte ihr Kind noch enger an ihre Brust, wie um Gedanken abzuwehren, die sie von ihr zu trennen drohten. Johanna überließ sich dieser wonnigen Flut von Küssen. Mit zärtlich feuchten Augen und einer liebkosenden Bewegung ihres zarten Halses schmiegte sie sich an die Schulter der Mutter. Dann legte sie einen Arm um ihren Leib und blieb da ganz artig, die Wange an den Busen der Mutter gelehnt. Zwischen ihnen lagen die duftenden Levkoien.

Lange verharrten sie so, ohne zu sprechen. Johanna rührte sich nicht und fragte endlich leise:

Mama, siehst du die rote Kuppel dort unten nahe beim Flusse? Was ist das?

Es war die Kuppel des Instituts, Helene schaute einen Augenblick hin und schien sich zu befragen. Dann sagte sie sanft:

Ich weiß nicht, mein Kind.

Die Kleine begnügte sich mit dieser Antwort, und es ward wieder still. Doch alsbald stellte sie eine andere Frage.

Und jene schönen Bäume dort, ganz nahe? fuhr sie fort, auf ein Stück des Tuileriengartens zeigend.

Jene schönen Bäume? murmelte die Mutter. Links, nicht wahr? . . . Ich weiß nicht, mein Kind.

Ach! sagte Johanna.

Dann, nach kurzem Nachdenken, fügte sie mit einem Mäulchen hinzu:

Wir wissen nichts.

Sie wußten in der Tat nichts von Paris. Seit achtzehn Monaten hatten sie es vor Augen, aber sie kannten noch keinen Stein davon. Sie waren nur dreimal in die Stadt hinabgegangen; als sie den Kopf ganz wüst von dem Lärm wieder hinaufgestiegen waren, erkannten sie nichts mehr in dem ungeheuren Durcheinander der Stadtviertel.

Doch manchmal war Johanna in ihrer Wißbegierde hartnäckig.

Ach, du wirst mir doch sagen, was jene weißen Scheiben dort sind . . . Es ist zu groß; du mußt es wissen.

Sie zeigte auf den Industriepalast. Helene zögerte.

Das ist ein Bahnhof . . . Nein, ich glaube, es ist ein Theater . . .

Sie lächelte und küßte Johannas Haare; dabei wiederholte sie ihre gewöhnliche Antwort:

Ich weiß nicht, mein Kind.

Sie fuhren fort, Paris zu betrachten, ohne sich um ein genaues Erkennen zu bemühen. Es war sehr lieblich, es da vor sich zu haben und nicht zu kennen. Es blieb das Unendliche und Unbekannte. Es war, als seien sie an der Schwelle einer Welt stehen geblieben, deren Anblick sie stets vor sich hatten, in den sie aber nicht hinabsteigen wollten. Oft beunruhigte sie Paris, wenn es ihnen seinen heißen und verwirrenden Atem zusandte. An diesem Morgen war es heiter und unschuldig wie ein Kind;

aus seinem geheimnisvollen Wesen wehte ihnen eitel Lieblichkeit ins Antlitz.

Helene nahm ihr Buch wieder zur Hand, während Johanna, fest an sie geschmiegt, fortfuhr zu schauen. Nicht das kleinste Lüftchen wehte unter dem glänzenden und unbeweglichen Firmament. Der Rauch aus den Schloten der Kriegsbäckerei stieg gerade auf in kleinen Flocken, die sich in der Höhe verloren. Unten aber flutete das Leben durch die Stadt. Der Lärm der Straßen nahm in der Sonne eine milde Dämpfung an. Doch jetzt zog ein Geräusch die Aufmerksamkeit Johannas auf sich. Es war ein Schwarm weißer Tauben, die aus irgendeinem benachbarten Taubenschlage kommend, am Fenster vorüberflogen. Sie erfüllten den Horizont, ihre schneeweißen Flügel verdeckten die Unermeßlichkeit von Paris.

Helene hatte wieder die Augen erhoben und blickte sinnend in die Ferne. Sie war Lady Rowena; sie liebte mit dem Frieden und der Tiefe einer edlen Seele. Dieser Frühjahrsmorgen, diese große, liebliche Stadt, diese ersten Levkoien, die auf ihren Knien dufteten: sie hatten ihr Herz allmählich erweicht.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

Eines Morgens war Helene damit beschäftigt, ihren kleinen Bücherschrein zu ordnen, dessen Bücher sie seit einiger Zeit durchstöberte, als Johanna hüpfend und händeklatschend ins Zimmer kam.

Mama, rief sie, ein Soldat! ein Soldat!

Wie, ein Soldat? Was willst du mit dem Soldaten?

Doch das Kind hatte einen Anfall toller Lustigkeit. Sie hüpfte noch stärker und wiederholte: Ein Soldat! ein Soldat! — ohne sich näher zu erklären. Da sie die Zimmertür offen gelassen hatte, erhob sich Helene und bemerkte zu ihrer Überraschung einen kleinen Soldaten im Vorzimmer. Rosalie war fort, und Johanna mußte auf dem Treppenflur gespielt haben, trotzdem die Mutter es ihr in aller Form untersagt hatte.

Was wünschen Sie, mein Freund? fragte Helene.

Sehr verwirrt durch die Erscheinung dieser schönen und in ihrem spitzenbesetzten Morgenkleide so weißen Dame scharrte der Soldat verlegen mit dem Fuße auf den Dielen, grüßte und stammelte:

Verzeihen Sie . . . Entschuldigen Sie . . .

Er fand nichts anderes zu sagen, sondern wich schleppenden Schrittes bis zur Wand zurück. Da er nicht weiter konnte und sah, daß die Dame unwillkürlich lächelnd wartete, suchte er hastig in seiner rechten Tasche, aus der er ein blaues Schnupftuch, ein Messer und ein Stück Brot hervorzog. Er betrachtete alle diese Gegenstände und steckte sie wieder ein. Dann ging er zur linken Tasche über. Da waren ein Stück Schnur, zwei verrostete Nägel, Bilder, in ein Zeitungsblatt gewickelt. Er schob alles wieder in die Tasche und schlug sich mit besorgter Miene auf die Schenkel, wobei er betroffen stammelte:

Verzeihen Sie . . . Entschuldigen Sie . . .

Doch plötzlich legte er einen Finger an die Nase und brach in ein helles Gelächter aus. Schwachkopf, der er war! Jetzt erinnerte er sich. Er öffnete zwei Knöpfe seines Rockes und suchte an seiner Brust, den Arm bis an den Ellbogen unter dem Rock versenkend. Endlich zog er einen Brief hervor, den er heftig schüttelte, wie um den Staub davon zu entfernen, ehe er ihn der Dame überreichte.

Ein Brief für mich? Sind Sie dessen auch sicher? fragte Helene.

Der Umschlag trug in der Tat ihren Namen und ihre Adresse in einer plumpen Bauernschrift, deren Grundstriche sich überschlugen wie Kapuziner auf den Spielkarten. Als sie zu begreifen anfing, in jeder Zeile festgehalten durch Wendungen und eine Rechtschreibung, die ganz außerordentlich waren, lächelte sie abermals. Es war ein Brief der Tante Rosaliens, die ihr Zéphirin Lacour sandte, der zum Militär gekommen, „trotz zweier Messen, die der Herr Pfarrer gelesen". Sintemalen Zéphirin der Schatz Rosaliens war, bat die Tante die gnädige Frau, sie wolle gestatten, daß die Kinder sich am Sonntag sehen. Es waren drei Seiten vollgeschrieben, auf denen dieses Verlangen in den nämlichen Ausdrücken wiederkehrte, immer verworrener und mit unablässiger Anstrengung, etwas Neues zu sagen. Ehe sie endlich unterschrieb, schien die Tante gefunden zu haben, was sie suchte. „Der Herr Pfarrer erlaubt es" — sagte sie mit dicker Schrift und inmitten einer ganzen Herde von Säuen.

Helene faltete langsam den Brief zusammen. Während sie ihn entzifferte, hatte sie einige Male den Kopf erhoben, um einen Blick auf den Soldaten zu werfen. Er stand noch immer an die Mauer gelehnt, bewegte fortwährend die Lippen und schien jeden Satz mit einem Nicken bekräftigen zu wollen. Ohne Zweifel kannte er den Brief auswendig.

Also, Ihr seid Zéphirin Lacour? fragte Helene.

Er nickte lachend.

Tretet ein, bleibt nicht da!

Er entschloß sich, ihr zu folgen; doch blieb er an der Türe stehen, während Helene sich setzte. Im Dunkel des Vorzimmers hatte sie ihn nicht deutlich gesehen. Er hatte genau die Größe Rosaliens; ein Zentimeter weniger, und er wäre ausgemustert worden. Seine roten Haare waren kurz geschoren, das runde Gesicht ganz bartlos und mit Sommersprossen bedeckt; darin

saßen zwei Äuglein, die Bohrlöchern glichen. Sein neuer Rock, für ihn zu groß, ließ ihn noch runder erscheinen; mit gespreizten Beinen dastehend in seinen roten Hosen, während er das breitschirmige Käppi vor sich schaukelte, war er drollig und rührend zugleich, der runde, kleine, einfältige Kerl, der unter seiner Uniform nach der Feldarbeit roch.

Helene wollte ihn befragen, einige Erkundigungen einholen.

Ihr habt die Beauce vor acht Tagen verlassen?

Ja, Gnädige.

Und jetzt seid Ihr in Paris. Das ist Euch nicht unangenehm?

Nein, Gnädige.

Er ward allmählich kühner und blickte im Zimmer umher. Die blauen Samtvorhänge machten augenscheinlich großen Eindruck auf ihn.

Rosalie ist nicht da, sagte Helene, aber sie wird sogleich kommen ... Eure Tante schreibt mir, daß Ihr Rosaliens Freund seid.

Der kleine Soldat antwortete nicht; er senkte den Kopf und lächelte linkisch, während er wieder auf dem Teppich zu scharren begann.

Und Ihr wollt sie heiraten, wenn Ihr ausgedient habt? fragte die junge Frau weiter.

Gewiß, gewiß, sagte er stark errötend. Das ist beschworen ...

Durch die wohlwollende Miene der Dame ermutigt und sein Käppi in der Hand drehend, begann er endlich zu reden.

Oh, das ist schon lange her ... Als wir noch ganz klein waren, gingen wir zusammen Obst stehlen; wir haben auch tüchtige Prügel bekommen, das ist wahr. Sie müssen nämlich wissen: die Lacours und die Pichons wohnten in demselben Quergäßchen, Tür an Tür ... So kam es natürlich, daß ich und Rosalie sozusagen an demselben Napfe großgezogen wurden ... Dann starben alle die ihrigen, und ihre Tante Grete nahm sich ihrer an. Sie hatte damals schon tüchtige Arme ...

Er hielt inne, weil er merkte, daß er sich ereiferte.

Sie hat Ihnen alles vielleicht schon erzählt? fragte er zögernd.

Ja, aber redet immerhin, sagte Helene, die ihn spaßig fand.

Ja, sie war kräftig, fuhr er fort, wenn auch nicht größer als eine Lerche. Man mußte sie nur bei der Arbeit sehen, wie das hurtig von statten ging. Eines Tages versetzte sie einem, den ich genau kenne, einen Hieb. Das war aber ein Hieb! ... Acht Tage lang trug ich den blauen Fleck herum. Ja, so ist es gekommen ...

Alle Leute im Dorf sagten, wir würden sicher ein Paar werden. Und so versprachen wir uns einander mittels Handschlages . . . wir waren kaum älter als zehn Jahre . . . Und das hält fest, Gnädige!

Er legte mit ausgespreizten Fingern eine Hand auf das Herz. Helene war indes ernst geworden. Der Gedanke, einen Soldaten in ihre Küche einzuführen, beunruhigte sie. Der Herr Pfarrer mochte es lang gut erlauben, sie fand es doch ein wenig gewagt. Auf dem Lande ist man frei, und die Verliebten lassen sich gehen. Sie ließ ihre Bedenken merken. Als Zéphirin begriffen hatte, glaubte er, vor Lachen bersten zu müssen. Doch aus Achtung vor der Dame hielt er an sich.

Ach, Gnädige! . . . ach, Gnädige! . . . Man sieht wohl, daß Sie Rosalie nicht kennen. Ich habe Kopfstücke von ihr bekommen! . . . Mein Gott, die Burschen lieben den Spaß, nicht? Ich zwickte sie oft in die Seiten, und dann, klaps! Eins mitten in die Fratze. Ihre Tante sagte ihr immer: „Meine Tochter, laß' dich nicht kitzeln; das bringt Unglück." Auch der Pfarrer mengte sich drein, und vielleicht hält darum unsere Freundschaft noch immer an . . . Nach der Losung sollte unsere Hochzeit stattfinden. Aber die Geschichte ist schlimm ausgefallen: sie haben mich drin behalten. Da erklärte Rosalie, sie wolle in Paris dienen, um sich ein kleines Heiratsgut zurückzulegen und auf mich zu warten. So verhält es sich.

Er wiegte sich hin und her und nahm das Käppi aus der einen Hand in die andere. Doch weil Helene schwieg, dachte er, daß sie an seiner Treue zweifle. Dies verletzte ihn noch mehr und er rief feurig aus:

Sie glauben vielleicht, daß ich sie betrügen will? . . . Ich sage Ihnen ja, es ist beschworen . . . Ich werde sie heiraten, so wahr die Sonne uns bescheint . . . Und ich bin bereit, es zu unterschreiben . . . Ja, wenn Sie wollen, gebe ich es schriftlich . . .

Eine tiefe Bewegung hatte sich seiner bemächtigt. Er ging im Zimmer umher und suchte mit den Augen nach Tinte und Feder. Helene suchte ihn zu beschwichtigen. Doch er wiederholte:

Ja, ich möchte es Ihnen lieber schriftlich geben . . . Was verschlägt's Ihnen? Sie werden dann ruhiger sein.

Doch Johanna, die wieder verschwunden war, kehrte jetzt hüpfend ins Zimmer zurück und sang nach einer Weise, die sie erfunden hatte, und in die Hände klatschend:

Rosalie! Rosalie! Rosalie!

Durch die offenen Türen hörte man in der Tat das Keuchen der Magd, die mit ihrem Korbe beladen, die Treppe heraufstieg. Zéphirin wich in einen Winkel des Zimmers zurück; ein stilles Lächeln spaltete seinen Mund von einem Ohr bis zum andern; seine Äuglein funkelten in bäuerlicher Schlauheit. Rosalie kam geradeswegs in das Zimmer, wie es ihre Gewohnheit war, um ihrer Herrin den Einkauf an Mundvorrat zu zeigen.

Gnädige Frau, sagte sie, ich habe Blumenkohl gekauft . . . Schauen Sie! . . . Zwei Stück für achtzehn Sous . . . Das ist nicht teuer . . .

Indem sie den halboffenen Korb hinreichte, erhob sie den Kopf und erblickte Zéphirin, der sie grinsend betrachtete. Sie ward dermaßen betroffen, daß sie wie festgenagelt auf dem Teppich stand. So verflossen einige Sekunden; ohne Zweifel hatte sie ihn in seiner Uniform nicht sogleich erkannt. Ihre runden Augen erweiterten sich, ihr kleines, fettes Gesicht erbleichte, während ihre rauhen, schwarzen Haare zitterten.

Ach! sagte sie bloß.

In ihrer Überraschung ließ sie den Korb fallen. Der Einkauf rollte auf den Teppich hin, Blumenkohl, Zwiebel, Äpfel. Johanna stieß einen Freudenschrei aus und warf sich mitten im Zimmer zu Boden, lief den Äpfeln nach bis unter die Lehnsessel und den Spiegelschrein. Rosalie stand noch immer unbeweglich da und wiederholte ein um das andere Mal:

Wie, du bist's? . . . Was machst du da? Was machst du da?

Dann wandte sie sich zu Helene und fragte:

Haben Sie ihn hier eintreten lassen?

Zéphirin sprach nichts, sondern begnügte sich mit pfiffiger Miene zu blinzeln. Da stiegen Rosalien Tränen der Rührung in die Augen, und um ihre Freude über das Wiedersehn zu bezeugen, fiel ihr nichts Besseres ein, als sich über ihn lustig zu machen.

Aber geh, sagte sie näher tretend, du schaust sauber aus in dieser Kleidung . . . Ich hätte an dir vorübergehen können, ohne dir zu sagen: Behüt' dich Gott! Was du für eine Figur machst! Du siehst aus, als ob du dein Schilderhaus auf dem Rücken hättest. Und wie sie dir den Kopf rasiert haben! Du gleichst dem Pudel des Küsters . . . Gütiger Gott! was bist du häßlich! was bist du häßlich! . . .

Zéphirin war verdrossen und tat endlich den Mund auf.

Es ist nicht meine Schuld . . . Wenn man dich zum Regiment schickte, da wollten wir einmal sehen.

Sie hatten ganz vergessen, wo sie waren, das Zimmer und Helene und Johanna, die noch immer Äpfel auflas. Die Magd hatte sich vor den kleinen Soldaten hingepflanzt, die Hände auf ihrer Schürze ineinander.

Also, daheim ist alles wohl?

Ja, bis auf die Kuh der Guignards, die krank ist. Der „Viehdoktor" ist gekommen und hat gesagt, sie habe den Leib voll Wasser.

Wenn sie den Leib voll Wasser hat, dann ist's aus mit ihr . . . Und sonst geht's allen gut?

Ja, ja . . . Der Feldhüter hat den Arm gebrochen . . . Der Vater Canivet ist gestorben . . . Der Herr Pfarrer hat auf dem Heimwege von Grandval seine Börse mit dreißig Sous verloren . . . Sonst ist alles wohl.

Und dann schwiegen sie. Sie sahen einander mit funkelnden Augen an; ihre gespitzten Lippen bewegten sich langsam in einer zärtlichen Grimasse. Das mochte ihre Art sein, sich zu küssen, denn sie hatten einander nicht einmal die Hände gereicht. Doch Rosalie erwachte plötzlich aus ihrer Betrachtung; sie war trostlos, als sie ihre Genüsse am Boden liegen sah. Ein schönes Mischmasch! Sie machte da nette Dinge seinethalben! . . . Die Gnädige hätte ihn draußen auf dem Treppenflur warten lassen sollen. Während sie so brummte, bückte sie sich und legte Äpfel, Zwiebel und Blumenkohl wieder in den Korb zurück zum großen Verdrusse Johannas, die nicht wollte, daß man ihr helfe. Als sie in die Küche ging, ohne Zéphirin weiter anzuschauen, hielt Helene, durch das ruhige gesunde Wesen der beiden Verliebten freundlich gestimmt, die Magd zurück und sagte ihr:

Hören Sie, meine Liebe! Ihre Tante bittet mich um die Erlaubnis, daß der Bursche Sie an Sonntagen besuchen dürfe . . . Er wird nachmittags kommen, und Sie achten darauf, daß Ihr Dienst nicht zu sehr darunter leide.

Rosalie blieb stehen und wandte bloß den Kopf. Sie war sehr erfreut, es zu hören, aber sie bewahrte ihre mürrische Miene.

Ach, gnädige Frau, der wird mich aber stören! rief sie.

Und über die Schulter hinweg warf sie Zéphirin einen Blick zu und machte wieder ihre zärtliche Grimasse. Der Soldat blieb einen Augenblick unbeweglich, der Mund war durch ein stummes

Lachen gespalten. Dann ging er rücklings hinaus, Dankesworte stammelnd und sein Käppi an seine Brust drückend. Als die Türe schon geschlossen war, grüßte er noch auf dem Flur.

Mama, ist das Rosaliens Bruder? fragte Johanna.

Helene ward arg verlegen bei dieser Frage. Sie bedauerte die Erlaubnis, die sie in einer plötzlichen Anwandlung von Güte, über die sie jetzt erstaunt war, erteilt hatte. Sie dachte eine Weile nach und sagte dann:

Nein, es ist ihr Vetter.

Ach, sagte das Kind ernst.

Die Küche Rosaliens ging auf den Garten des Doktor Deberle und empfing von da das volle Sonnenlicht. Durch das sehr breite Fenster streckten im Sommer die Ulmen ihre Zweige hinein. Es war der heiterste Raum der Wohnung, so weiß und hell, daß Rosalie Vorhänge von blauem Kattun angebracht hatte, die sie des Nachmittags schloß. Sie klagte nur über die Kleinheit dieser Küche, welche die Form eines Schlauches hatte, mit dem Kochherde rechts, dem Tische und dem Vorratsschrank links. Doch hatte sie die Einrichtungsstücke und Küchengeräte so gut verteilt, daß sie neben dem Fenster einen kleinen freien Winkel behielt, wo sie des Abends arbeitete. Ihr Stolz bestand darin, die Töpfe, Bratpfannen und Schüsseln in einer wunderbaren Sauberkeit zu erhalten. Wenn die Sonne kam, gab es auch einen strahlenden Glanz an den Mauern; die Kupfergefäße funkelten goldig; die schmiedeeisernen Geräte hatten schimmernde Rundungen gleich silbernen Monden, während die weißen und blauen Kacheln des Kochherdes ihre matteren Farben in diesen Feuerschein mengten.

Am nächsten Samstag hörte des Abends Helene ein so geräuschvolles Schaffen und Treiben in der Küche, daß sie sich entschloß nachzusehen.

Was gibt es denn? fragte sie. Schlagen Sie sich mit den Möbeln herum?

Ich wasche auf, sagte sie schwitzend und struppig, am Boden hockend und mit der ganzen Kraft ihrer kleinen Arme die Fliesen scheuernd.

Die Arbeit war beendet; sie fuhr jetzt mit dem Schwamm darüber. Niemals hatte sie ihre Küche so auf den Glanz herausgeputzt. Eine Neuvermählte hätte da zu Bett gehen können, so blitzblank war alles wie zu einer Hochzeit. Den Tisch und den Schrank hatte sie so rein gescheuert, daß sie neu gehobelt schienen.

Man mußte die schöne Ordnung sehen, die Töpfe und Schüsseln nach ihrer Größe geordnet, jedes Stück an seinem Nagel; auch der Herd und der Rost glänzten, daß nicht das kleinste Rauchfleckchen wahrzunehmen war. Helene blieb einen Augenblick schweigend da, dann zog sie sich lächelnd zurück.

Von da ab fand an jedem Samstag eine solche Reinigung statt, wobei Rosalie vier Stunden in Staub und Wasser hantierte. Sie wollte am Sonntag Zéphirin zeigen, wie sauber sie sei. Es war ihr Empfangstag, und sie würde sich der kleinsten Spinnwebe geschämt haben. Wenn alles rings um sie her glänzte, stimmte es sie so freundlich, daß sie sang. Um drei Uhr wusch sie sich noch die Hände und setzte eine bebänderte Haube auf. Dann schloß sie zur Hälfte den Zitzvorhang, daß es halbdunkel wurde wie in einem Damenzimmer und erwartete Zéphirin inmitten einer tadellosen Ordnung und eines lieblichen Duftes von Thymian und Lorbeer.

Schlag halb vier Uhr kam Zéphirin; er spazierte in der Straße herum, bis es auf den Uhren des Stadtviertels halb schlug. Rosalie hörte seine plumpen Schuhe gegen die Treppenstufen stoßen und öffnete ihm, wenn er auf dem Flur stehen blieb. Sie hatte ihm verboten, an die Klingelschnur zu rühren. Jedesmal tauschten sie dieselben Worte aus:

Du bist's?

Ja, ich bin's.

Und sie standen einander gegenüber mit ihren funkelnden Augen und gespitzten Lippen. Dann folgte Zéphirin Rosalien; aber sie ließ ihn nicht eher eintreten. als bis sie ihm Tschako und Säbel abgenommen hatte. Sie wollte es nicht in ihrer Küche haben und verbarg beides in einem Schrank. Dann hieß sie ihren Schatz in dem Winkel am Fenster Platz nehmen, und hier durfte er sich nicht mehr rühren.

Verhalt dich ruhig . . . Wenn du willst, kannst du mir zusehen, wie ich das Essen bereite.

Doch er kam fast nie mit leeren Händen. Gewöhnlich brachte er seinen Vormittag damit zu, mit seinen Kameraden im Gehölz von Meudon herumzustreichen, müßig, die freie Luft trinkend, nach dem heimatlichen Dorfe sich sehnend. Um seine Hände irgendwie zu beschäftigen, schnitt er Gerten ab, schnitzte sie und verzierte sie unterwegs mit allerlei Arabesken; und sein Gang verlangsamte sich noch mehr, er blieb neben dem Straßengraben stehen, den Tschako im Nacken und die Augen auf das Messer ge-

richtet, mit dem er das Holz schnitzte. Da er sich nicht entschließen konnte, diese Stäbe wegzuwerfen, brachte er sie nachmittags Rosalien, die sie ihm unwillig wegnahm, weil es die Küche beschmutze, wie sie sagte. In Wahrheit sammelte sie die Gerten: sie hatte schon unter ihrem Bette ein ganzes Bündel von allen Längen und Zeichnungen.

Eines Tages kam er mit einem Neste voll Eiern, die er, in ein Schnupftuch gewickelt, in seinem Tschako mitgebracht hatte. Pfannkuchen mit Vogeleiern seien sehr gut, versicherte er. Rosalie warf die scheußlichen „Dinger" weg, behielt aber das Nest und tat es zu den Stäben. Übrigens waren seine Taschen stets zum Platzen voll. Er zog daraus allerlei seltsamen Kram hervor, durchsichtige Kieselsteine, die er am Seineufer gefunden, alte Fensterbeschläge, allerlei unkenntliche Trümmer, die kein Trödler nehmen wollte. Seine Hauptleidenschaft aber waren die Bilder. Auf den Straßen laß er die Papiere auf, in die Schokolade oder Seife eingewickelt waren und auf denen man Neger und Palmen, Verse und Rosenbüsche sah. Die Deckel alter, zerrissener Schachteln mit blonden, träumerischen Damen, die lackierten Stiche und das Silberpapier des Obstzuckers, die er auf den Jahrmärkten der Vororte fand, waren für ihn große Funde, die sein Herz begeisterten. Diese ganze Beute verschwand in seinen Taschen; die schönsten Stücke wickelte er in ein Zeitungsblatt. Am Sonntag, wenn Rosalie einen Augenblick Zeit hatte, zwischen einer Soße und einem Braten, zeigte er ihr seine Bilder. All das war für sie, wenn sie es wollte; aber weil das Papier ringsum nicht immer sauber war, schnitt er die Bilder aus, was ihm viel Spaß machte. Rosalie wurde böse darüber; einzelne Papierschnitzel flogen in ihre Schüsseln; und man mußte sehen, mit welcher bäuerlichen Hinterlist er sich schließlich ihrer Schere bemächtigte. Um sich seiner zu entledigen, reichte sie ihm sie zuweilen plötzlich hin.

In einem Pfännchen kochte zischend eine braune Butterbrühe. Rosalie überwachte die Soße mit einem hölzernen Kochlöffel in der Hand, während Zéphirin mit vorgeneigtem Kopfe, den Rücken noch breiter gemacht durch seine roten Achselklappen, Bilder ausschnitt. Seine Haare waren dermaßen kurz geschnitten, daß man die Schädelhaut sah; sein gelber Kragen klaffte rückwärts und ließ seinen braun angehauchten Hals sehen. Ganze Viertelstunden ließen die beiden verstreichen, ohne etwas zu sagen. Wenn Zéphirin den Kopf erhob, betrachtete er Rosalien,

wie sie Mehl nahm, Petersilie hackte, salzte, pfefferte, all das mit lebhaft interessierter Miene. Von Zeit zu Zeit entschlüpfte ihm ein Wort.

Ei, das riecht aber gut!

Die Köchin, die ganz bei ihrer Arbeit war, würdigte ihn nicht sogleich einer Antwort. Nach langem Schweigen sagte sie:

Es muß kochen.

Das waren ihre Gespräche. Sie redeten nicht einmal von ihrem Heimatdorfe. Wenn ihnen eine Erinnerung kam, verstanden sie sich mit einem Worte und lachten innerlich den ganzen Nachmittag. Das genügte ihnen. Wenn Rosalie Zéphirin vor die Türe setzte, hatten sie sich vortrefflich unterhalten.

Geh' jetzt; ich muß das Essen anrichten.

Sie gab ihm seinen Tschako und seinen Säbel zurück und schob ihn hinaus. Dann richtete sie das Essen für ihre Frau an, und dabei leuchteten ihre Augen vor Freude; während er mit hängenden Armen nach der Kaserne zurückkehrte, innerlich gekitzelt durch den feinen Duft von Thymian und Lorbeer, den er mitnahm.

In der ersten Zeit glaubte Helene die beiden überwachen zu sollen. Sie kam manchmal unversehens in die Küche, um einen Auftrag zu geben. Immer fand sie Zéphirin in seinem Winkel zwischen Tisch und Fenster neben dem Spülstein, der ihn nötigte, die Beine einzuziehen. Wenn die Gnädige erschien, erhob er sich wie zur „Achtung!" und blieb so stehen. Wenn die Gnädige das Wort an ihn richtete, antwortete er nur mit einem respektvollen Grüßen und Brummen. Allmählich beruhigte sich Helene, als sie sah, daß sie sie niemals störte und daß sie in der Miene die Ruhe geduldiger Verliebter bewahrten.

Ja, Rosalie schien damals viel kecker als Zéphirin. Sie lebte schon einige Monate in Paris und legte allmählich ihre Blödigkeit ab, wenngleich sie erst drei Straßen kannte, die Passystraße, die Franklinstraße und die Weinstraße. Er in seinem Regiment blieb ein Tölpel. Sie versicherte Madame, daß er „verdumme", denn zu Hause sei er pfiffiger gewesen. Das komme von der Uniform, sagte sie; alle Burschen, die zum Militär kommen, würden dort „viehdumm". Durch seine neue Lebensweise verblüfft, riß Zéphirin in der Tat die Augen auf und hatte den wackeligen Gang einer Gans. Er bewahrte unter seinen Achselstücken seine bäuerliche Schwerfälligkeit; er lernte in der Kaserne noch nicht die schönen Reden und die sieghaften Manieren des Pariser Schön-

lings. Ach, gnädige Frau konnten ruhig sein; er dachte nicht daran zu schäkern.

Rosalie zeigte sich denn auch Zéphirin gegenüber sehr fürsorglich. Während sie den Bratspieß über das Feuer brachte, erteilte sie ihm gute Ratschläge und warnte ihn vor den Abgründen, die er meiden müsse. Er gehorchte, unterstützte jeden Rat mit einem kräftigen Kopfnicken. Jeden Sonntag mußte er ihr schwören, daß er zur Messe gewesen, morgens und abends fromm gebetet habe. Sie ermahnte ihn auch zur Reinlichkeit, bürstete ihn tüchtig ab, wenn er ging, befestigte die lose gewordenen Knöpfe seines Rockes, musterte ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Sie war auch um seine Gesundheit besorgt und sagte ihm Rezepte gegen alle Arten von Krankheiten. Um sich für ihre Gefälligkeit dankbar zu erweisen, erbot sich Zéphirin, ihr Wasser zu tragen. Sie lehnte es lange ab aus Furcht, daß er Wasser verschütten könne. Doch eines Tages holte er zwei Eimer Wasser herauf, ohne auf der Treppe auch nur einen Tropfen fallen zu lassen; seither schaffte er am Sonntag das Wasser herauf. Er leistete ihr noch andere Dienste, verrichtete die groben Arbeiten, holte Butter von der Milchfrau, wenn Rosalie vergessen hatte, sie mitzubringen. Schließlich half er sogar in der Küche mit. Zuerst schälte er Gemüse; dann erlaubte sie ihm, Fleisch zu hacken. Nach sechs Wochen durfte er an die Soßen noch nicht rühren, aber er durfte sie überwachen mit dem Kochlöffel in der Hand. Rosalie hatte ihn zu ihrem Gehilfen gemacht und lachte manchmal hell auf, wenn sie ihn sah, mit seinen roten Hosen und seinem gelben Kragen vor dem Kochherde mit einem Wischlappen auf dem Arm wie ein Küchenjunge.

Eines Sonntags ging Helene in die Küche. Sie hatte ihre Pantoffel an, die ihre Schritte dämpften. Auf der Schwelle blieb sie stehen; weder die Magd noch der Soldat hatte ihr Kommen gehört. Zéphirin saß in seinem Winkel am Tische; vor ihm stand eine Tasse dampfender Fleischbrühe. Rosalie, der Türe den Rücken zugewandt, schnitt ihm lange Brotstücke in die Suppe.

Iß, mein Kleiner, sagte sie. Du marschierst zu viel, das macht dich mager. So, hast du genug? Willst du noch mehr?

Und sie betrachtete ihn mit einem zärtlichen und besorgten Blick. Er saß rund und schwer über seine Tasse gebeugt und verschlang mit jedem Bissen eine Brotschnitte. Sein sommerfleckiges Gesicht glühte in dem Dunste, in dem es badete. Er brummte:

Sapristi, welcher Saft! Was gibst du denn da hinein?

Wart', sagte sie, wenn du Schnittlauch willst . . .

Doch als sie sich umwandte, gewahrte sie ihre Frau. Sie stieß einen leisen Schrei aus. Die beiden waren wie versteinert. Dann entschuldigte sich Rosalie mit einer Flut von Worten.

Es ist mein Teil, Madame; oh, gewiß. Ich würde keine Brühe genommen haben . . . Ich schwöre es bei allem, was heilig ist! . . . Ich sagte ihm: Wenn du meinen Teil Fleischbrühe willst, gebe ich ihn dir . . . So rede doch; du weißt wohl, daß es so gewesen . . .

Beunruhigt durch das Stillschweigen, das ihre Herrin beobachtete, glaubte sie, diese zürne ihr, und fuhr mit stockender Stimme fort:

Er starb Hungers, gnädige Frau; er hatte mir eine rohe Möhre entwendet . . . Man nährt sie schlecht! Denken Sie sich, er hat längs des Flusses einen Marsch gemacht, Gott weiß wohin! . . . Sie selbst, gnädige Frau, würden mir gesagt haben: Rosalie, geben Sie ihm eine Suppe!

Beim Anblick des kleinen Soldaten, der mit vollem Munde dasaß und nicht wagte, den Bissen hinunterzuschlucken, vermochte Helene ihre Strenge nicht zu bewahren. Sie erwiderte in sanftem Tone:

Schon gut, meine Liebe, wenn der Bursche Hunger hat, muß man ihn zum Essen einladen. Ich erlaube es Ihnen.

Sie empfand angesichts der beiden wieder jene Rührung, die sie einmal schon ihre Strenge hatte vergessen lassen. Sie waren so glücklich in dieser Küche! Der halbgeschlossene Zitzvorhang ließ die untergehende Sonne ein. Die Kupfergeräte flammten an der Rückwand und erhellten mit einem rosigen Widerschein das Zwielicht des Raumes. In diesem goldigen Schatten waren ihre kleinen, runden Gesichter ruhig und hell wie Monde. Ihre Liebe atmete eine so ruhige Gewißheit, daß sie die schöne Ordnung der Geräte nicht störten. Bei den guten Gerüchen des Herdes gediehen sie mit ihrem fröhlichen Appetit und ihren genährten Herzen.

Sage, Mama, fragte Johanna am Abend, nachdem sie lange nachgesonnen, warum küßt der Vetter Rosaliens niemals seine Base?

Warum sollen sie sich denn küssen? erwiderte Helene. An ihrem Namenstage werden sie sich küssen.

Zweites Kapitel

Eines Dienstags, nachdem man die Suppe gegessen hatte, spitzte Helene die Ohren und sagte:

Hören Sie die Sintflut? Sie werden heute ordentlich naß werden.

Ach, einige Tropfen, murmelte der Abbé, dessen alte Sutane schon an den Schultern durchnäßt war.

Ich habe ein gutes Stück Weges vor mir, sagte Herr Rambaud, aber ich werde dennoch zu Fuße heimkehren. Ich liebe es . . . Übrigens habe ich meinen Regenschirm.

Johanna dachte nach, während sie ernsthaft ihren letzten Löffel Nudelsuppe betrachtete. Dann sprach sie langsam:

Rosalie sagte, Sie würden wegen des schlechten Wetters nicht kommen . . . Mama sagte, Sie würden kommen . . . Sie sind sehr artig; Sie kommen immer.

Die Tischgesellschaft lächelte. Helene nickte den beiden Brüdern freundlich zu. Draußen strömte der Regen noch immer mit dumpfem Rauschen hernieder, und plötzliche Windstöße erschütterten die Fensterläden. Der Winter schien wiedergekehrt zu sein. Rosalie hatte sorgfältig die Vorhänge von rotem Rips geschlossen. Der kleine, wohlverschlossene Speisesaal, durch das ruhige Licht der ganz weißen Lampe erhellt, bot — geschützt vor dem Ungemach des Sturmes — ein rührend trautes Bild. Das Porzellangeschirr auf dem Speiseschrank von Mahagoni widerspiegelte das ruhige Licht. In diesem Frieden plauderten die vier Tischgäste behaglich, angesichts des bürgerlich sauberen Gedeckes ruhig wartend, bis die Magd die Speisen auftrug.

Ach, Sie haben gewartet, um so schlimmer! sagte Rosalie vertraulich, indem sie mit einer Schüssel eintrat. Das sind Rückenstücke von Seezunge für Herrn Rambaud; die müssen im letzten Augenblicke gemacht werden.

Herr Rambaud spielte den Feinschmecker, um Johanna zu erheitern und Rosalien ein Vergnügen zu machen, die sich auf ihr Köchintalent viel zugute tat. Er wandte sich zu ihr mit der Frage:

Was haben Sie denn heute auf dem Speisezettel? Sie bringen immer noch eine Überraschung, wenn ich keinen Hunger mehr habe.

Oh, erwiderte sie, wir haben drei Gänge wie immer. Nach den Rückenstücken von Seezunge bekommen Sie eine Hammelkeule und Brüsseler Kohl. Nichts weiter.

Doch Herr Rambaud schielte zu Johanna hinüber. Das Kind war sehr aufgeräumt, unterdrückte ihr Lachen in ihren gefalteten Händen und schüttelte den Kopf, als ob sie sagen wollte, daß die Magd lüge. Da schnalzte er mit der Zunge und machte eine zweifelnde Miene dazu. Rosalie tat, als werde sie böse darüber.

Sie glauben mir nicht, fuhr sie fort, weil das Fräulein lacht ... Gut, verlassen Sie sich nur darauf und essen Sie sich nicht satt. Dann werden Sie zu Hause nochmals zu Tische gehen können.

Als die Magd hinausgegangen war, lachte Johanna noch stärker, und es juckte sie furchtbar zu reden.

Du bist zu leckermäulig, begann sie. Ich war in der Küche ...

Doch sie unterbrach sich wieder.

Nein, man muß es ihm nicht sagen, wie, Mama? Wir haben nichts, nichts mehr. Ich lachte nur, um dich zum besten zu haben.

Diese Szene wiederholte sich jeden Dienstag immer mit dem nämlichen Erfolg. Helene war gerührt von der Gutmütigkeit, mit der Herr Rambaud auf dieses Spiel einging; denn es war ihr nicht unbekannt, daß er lange Zeit in provençalischer Genügsamkeit mit einem Anchovis und einem halben Dutzend Oliven täglich gelebt hatte. Was den Abbé Jouve betraf, so wußte er niemals, was er aß; man neckte ihn auch häufig wegen seiner Unwissenheit und Zerstreutheit. Johanna beobachtete ihn mit funkelnden Augen. Als sich alle Fisch genommen hatten, sagte sie zum Priester:

Sehr gut ist der Rochen.

Ja, sehr gut, Liebste, erwiderte er. Richtig, das ist ein Rochen. Ich dachte, es sei ein Steinbutt.

Als alle lachten, fragte er treuherzig, warum man lache. Rosalie, die eben wieder ins Zimmer trat, schien sehr verletzt. Der Herr Pfarrer ihres Heimatdorfes wußte ganz anders Bescheid in Sachen des Essens; er konnte das Alter des Geflügels bis auf acht Tage angeben, wenn er es zerlegte. Er mußte nicht erst in die Küche gehen, um zu wissen, was auf seinen Mittagstisch kommen werde; ihm genügte der Geruch. Mein Gott, wenn sie bei einem Pfarrer wie der Herr Abbé gedient hätte, verstehe sie sich jetzt nicht einmal darauf, einen Pfannkuchen umzuwenden. Der Priester entschuldigte sich mit verlegener Miene, als ob der völlige Mangel des Sinnes für die Tafelfreuden bei ihm ein Fehler sei, von dem sich zu bessern er nicht mehr hoffte. Aber er hatte wahrhaftig zuviel andere Dinge im Kopfe.

Das ist eine Keule, sagte Rosalie, indem sie den Braten auf den Tisch stellte.

Alle lachten wieder und der Abbé zuerst. Er streckte den dicken Kopf vor und blinzelte mit den Äuglein.

Ja, gewiß, es ist eine Keule, sagte er. Ich glaube, ich würde sie erkannt haben.

An jenem Tage war der Abbé noch zerstreuter als sonst. Er aß rasch mit der Hast eines Mannes, den der Tisch langweilt, und der zu Hause gewohnt ist, sein Frühstück stehend zu verzehren. Dann wartete er gedankenvoll, bis die anderen gegessen hatten, und antwortete auf die Bemerkungen nur mit einem Lächeln. Jede Minute warf er auf seinen Bruder einen Blick, in dem Ermunterung und Unruhe zugleich lagen. Auch Herr Rambaud schien seine sonstige Ruhe nicht zu haben; allein seine Verwirrung äußerte sich in einem Bedürfnisse, zu reden und sich auf seinem Sessel zu bewegen, — ein Bedürfnis, das sonst nicht in seiner bedächtigen Natur lag. Als nach dem Brüsseler Kohl Rosalie mit dem Nachtisch zögerte, trat an der Tafel Stille ein. Der Regen draußen fiel jetzt heftiger und schlug laut klatschend an das Haus. Eine beklemmende Schwüle herrschte in dem Speisezimmer. Helene erkannte, daß sich etwas geändert habe, daß es zwischen den beiden Brüdern etwas gebe, was sie nicht sagten. Sie schaute sie besorgt an und meinte schließlich:

Mein Gott, ist das ein furchtbarer Regen! . . . Nicht wahr, es ist Ihnen unangenehm? Sie leiden beide darunter?

Doch sie sagten nein und bemühten sich, sie zu beruhigen. Als Rosalie mit einer ungeheueren Schüssel ankam, rief Herr Rambaud, um seine Bewegung zu verbergen:

Nun, was sagte ich? Wieder eine Überraschung!

Die Überraschung an jenem Tage war eine Vanillenspeise, eines der größten Kunststücke der Köchin. Man mußte denn auch das breite, stumme Lachen sehen, mit dem sie die Schüssel auf den Tisch stellte. Johanna klatschte in die Hände und rief:

Ich wußte es! . . . ich wußte es! . . . Ich hatte die Eier in der Küche gesehen!

Aber ich habe keinen Hunger mehr, sagte Herr Rambaud mit verzweifelter Miene. Ich kann unmöglich davon essen.

Da wurde Rosalie ernst, von verhaltenem Zorn erfüllt. Ich möchte wirklich einmal sehen, ob Sie nicht davon essen! . . . Ja, das möchte ich sehen.

Er fügte sich und nahm einen großen Teil der Speise. Der Abbé blieb zerstreut. Er rollte sein Tellertuch zusammen und erhob sich, noch bevor der Nachtisch beendigt war, wie es bei ihm oft geschah. Eine Weile ging er, das Haupt auf die Schulter geneigt, im Zimmer umher; als dann auch Helene den Tisch verließ, warf er Herrn Rambaud einen Blick des Einverständnisses zu und führte die junge Frau in das Schlafzimmer. Hinter ihnen hörte man durch die offen gebliebene Tür sogleich ihre leisen Stimmen, ohne ihre Worte unterscheiden zu können.

Spute dich, sagte Johanna zu Herrn Rambaud, der mit einem Stück Zwieback nicht fertig werden konnte. — Ich will dir meine Arbeit zeigen.

Doch er beeilte sich nicht. Als Rosalie sich anschickte, den Tisch abzuräumen, mußte er sich aber erheben.

Warte doch, warte doch, murmelte er, während das Kind ihn in das Zimmer schleppen wollte.

Scheu und verlegen entfernte er sich von der Türe. Als der Abbé lauter sprach, ward er von einer solchen Schwäche ergriffen, daß er sich wieder vor dem abgeräumten Tische niederlassen mußte. Er hatte eine Zeitung aus der Tasche gezogen.

Ich will dir einen kleinen Wagen machen, sagte er.

Johanna sprach nicht mehr davon, in das andere Zimmer gehen zu wollen. Herr Rambaud entzückte sie durch seine Geschicklichkeit, aus einem Blatt Papier alle möglichen Spielzeuge herzustellen. Er machte Enten, Schiffe, Bischofsmützen, Karren, Käfige. Doch heute zitterten seine Finger, als er das Papier faltete, und die kleinen Griffe wollten ihm nicht gelingen. Bei dem geringsten Geräusch, das aus dem Nachbarzimmer kam, senkte er den Kopf. Johanna stand neben ihm an den Tisch gelehnt und schaute sehr aufmerksam zu.

Nachher wirst du ein Pferdchen machen, um es an den Karren zu spannen.

Im Hintergrunde des Schlafzimmers stand der Abbé Jouve in dem hellen Schatten, den der Lampenschirm in dem Raume verbreitete. Helene hatte ihren gewohnten Platz am Tischchen eingenommen, und da sie bei diesen Dienstagsbesuchen vor ihren Freunden sich keinen Zwang antat, arbeitete sie; man sah nur ihre weißen Hände, wie sie in dem Lichtkreise unter der Lampe ein Kinderhäubchen nähte.

Johanna verursacht Ihnen keine Unruhe mehr? fragte der Abbé.

Sie nickte mit dem Kopfe, ehe sie antwortete.

Doktor Deberle scheint ganz und gar beruhigt, sagte sie. Aber die liebe Kleine ist noch sehr nervös. Gestern fand ich sie bewußtlos auf ihrem Sessel.

Es fehlt ihr an Bewegung, fuhr der Priester fort. Sie schließen sich zu viel ein; Sie leben nicht wie die andern.

Er schwieg, und es trat eine Stille ein. Ohne Zweifel hatte er den Übergang gefunden, den er suchte; aber in dem Augenblicke, da er reden sollte, sammelte er sich noch. Er nahm einen Sessel, setzte sich zu Helenen und sagte:

Hören Sie mich an, meine liebe Tochter; ich habe schon seit einiger Zeit das Verlangen, ernsthaft mit Ihnen zu reden . . . Das Leben, das Sie hier führen, ist nicht das richtige. In Ihrem Alter sperrt man sich nicht ein, wie Sie es tun. Diese Entsagung ist für Sie ebenso schlimm wie für Ihr Kind. Es gibt tausend Gefahren; Gefahren für die Gesundheit und noch andere . . .

Helene blickte überrascht auf.

Was wollen Sie damit sagen, mein Freund? fragte sie.

Mein Gott, ich kenne die Welt nur wenig, fuhr der Abbé etwas verlegen fort; aber ich weiß, daß eine Frau in ihr sehr gefährdet ist, wenn sie ohne Schutz bleibt . . . Sie sind zu einsam. Die Einsamkeit, in die Sie sich versenken, ist nicht gesund, glauben Sie mir. Es wird ein Tag kommen, wo Sie darunter leiden werden.

Aber ich klage doch nicht; ich befinde mich sehr wohl, so wie ich bin, rief sie mit einiger Lebhaftigkeit.

Der alte Priester schüttelte leise seinen großen Kopf.

Gewiß, es ist sehr angenehm, so zu leben. Sie fühlen sich vollkommen glücklich, ich begreife es. Allein auf dieser abschüssigen Bahn der Einsamkeit und der Träumerei weiß man nie, wohin man gelangt. Ich kenne Sie; Sie sind unfähig, Schlimmes zu tun . . . Aber Sie können dabei früher oder später Ihre Ruhe verlieren. Eines Morgens würde es zu spät sein; der Platz, den Sie um sich her und in Ihnen selbst leer lassen, würde durch ein schmerzliches und nicht einzugestehendes Gefühl besetzt sein.

In dem Schatten, in dem sie saß, war eine helle Röte in das Antlitz Helenens gestiegen. Der Abbé hatte in ihrem Herzen gelesen? Er kannte ihre steigende Verwirrung, diese innere Erregung, die jetzt ihr Leben ausfüllte, und die sie selbst bisher nicht hatte prüfen wollen? Ihre Arbeit fiel auf ihre Knie nieder. Eine

Schlaffheit ergriff sie; sie erwartete von dem Priester gleichsam eine ergebene Mitschuld, die ihr endlich gestatten sollte, jene unbestimmten Dinge laut zu bekennen und genau anzugeben, die sie am Grunde ihrer Seele verschloß. Da er alles wußte, konnte er sie befragen; sie würde trachten, ihm zu antworten.

Ich gebe mich in Ihre Hände, mein Freund, flüsterte sie. Sie wissen wohl, daß ich Ihnen stets Gehör geschenkt habe.

Der Priester schwieg einen Augenblick; dann sagte er langsam und ernst:

Meine Tochter, Sie müssen wieder heiraten.

Sie war sprachlos und ließ in ihrer Verblüffung über diesen Rat die Arme sinken. Sie hatte andere Worte erwartet und verstand ihn nicht recht. Indes fuhr der Abbé fort und gab die Gründe an, die sie zur Ehe entscheiden sollten.

Bedenken Sie, daß Sie noch jung sind . . . Sie können nicht länger in diesem abseits gelegenen Winkel von Paris bleiben, wo Sie kaum wagen auszugehen und nichts vom Leben kennen. Sie müssen in die Gemeinschaft des Lebens zurückkehren, denn Sie können später Ihre Abgeschiedenheit bitter bereuen. Sie merken nicht die langsamen Wirkungen dieser verschlossenen Lebensweise; aber Ihre Freunde sehen wohl Ihre Blässe und sind darüber beunruhigt.

Bei jedem Satze hielt er inne in der Hoffnung, daß sie ihn unterbrechen, seinen Vorschlag erörtern werde. Aber sie blieb ganz kalt, gleichsam erstarrt vor Überraschung.

Sie haben ein Kind, das ist richtig, hub er wieder an. Dies erschwert die Sache. Aber Sie müssen sich sagen, daß im Interesse Johannas selbst der Arm eines Mannes hier von großem Nutzen wäre ... Ich weiß sehr wohl, daß man einen vollkommen guten Mann finden müßte, einen wahren Vater . . .

Sie ließ ihn nicht vollenden. Plötzlich sagte sie in einem Tone außerordentlichen Widerwillens.

Nein, nein, ich will nicht . . . Was raten Sie mir da, mein Freund? . . . Niemals! Hören Sie? Niemals!

Ihr ganzes Herz empörte sich; sie selbst war erschreckt von der Heftigkeit ihrer Weigerung. Der Vorschlag des Priesters hatte diesen dunkeln Winkel ihres Innern aufgestört, in dem sie selbst zu lesen vermied; an dem Schmerze, den sie empfand, begriff sie endlich den Ernst ihres Übels; sie fühlte die Scham und die Scheu einer Frau, welche die letzte Hülle fallen sieht.

Unter dem klaren und heitern Blick des alten Abbé wehrte sie sich.

Ich will nicht . . . ich liebe niemanden!

Da er sie noch immer ansah, glaubte sie, daß er ihre Lüge von ihrem Gesichte ablese. Sie errötete und stammelte:

Bedenken Sie . . . ich habe erst vor zwei Wochen meine Trauer abgelegt . . . Nein, es ist nicht möglich . . .

Meine Tochter, sprach der Priester, ich habe lange überlegt, ehe ich die Sache anregte. Ich glaubte, Ihr Glück hängt davon ab . . . Beruhigen Sie sich; Sie sollen stets nur nach Ihrem Willen handeln.

Hier brach die Unterredung ab. Helene bemühte sich, die Flut von Einwendungen zurückzuweisen, die sich ihr auf die Lippen drängten. Sie nahm ihre Arbeit wieder zur Hand und machte gesenkten Hauptes einige Stiche. Inmitten der Stille hörte man die flötende Stimme Johannas, die im Speisezimmer sagte:

Man spannt nicht eine Henne vor einen Karren, nur ein Pferd . . . Kannst du denn keine Pferde machen?

Nein, Pferde sind zu schwer zu machen, antwortete Herr Rambaud. Aber wenn du willst, zeige ich dir, wie man Karren macht.

So endete jedesmal das Spiel. Johanna sah sehr aufmerksam zu, wie ihr guter Freund das Papier zu einer großen Menge von Vierecken zusammenlegte; dann versuchte auch sie es. Aber sie irrte sich dabei und stampfte ungeduldig mit dem Fuße. Doch konnte sie schon Schiffe und Bischofsmützen machen.

Da schau her, erklärte geduldig Herr Rambaud; du machst vier Zipfel, so . . . Dann wendest du sie um . . .

Seit einer Weile hatte er mit gespitzten Ohren einige der Worte erhascht, die in dem Nachbarzimmer gesprochen wurden; seine armen Hände zitterten noch mehr, und seine Sprache verwirrte sich dermaßen, daß er die Hälfte der Worte verschluckte.

Helene, die ihre Ruhe nicht finden konnte, nahm das Gespräch wieder auf.

Mich wieder verheiraten? Und mit wem? fragte sie plötzlich den Priester, indem sie ihre Arbeit wieder auf das Tischchen hinlegte. Sie haben jemanden in Aussicht, nicht wahr?

Der Abbé Jouve hatte sich erhoben und schritt langsam durch das Zimmer. Er nickte mit dem Kopfe ja, ohne stehen zu bleiben.

Nun, nennen Sie mir den Mann, fuhr sie fort.

Einen Augenblick blieb er vor ihr stehen; dann zuckte er leicht mit den Achseln und meinte:

Wozu, da Sie sich weigern?

Gleichviel, ich will es wissen. Wie könnte ich einen Entschluß fassen, wenn ich es nicht weiß?

Er antwortete nicht sogleich, schaute ihr nur ins Gesicht. Ein trübes Lächeln umspielte seine Lippen. Schließlich sagte er mit fast leiser Stimme:

Wie? Sie haben nicht erraten?

Nein, sie hatte nicht erraten. Sie suchte erstaunt. Da winkte er bloß mit dem Kopfe nach dem Speisezimmer.

Er! rief sie mit gedämpfter Stimme.

Sie wurde ganz ernst und widersprach ihm nicht mehr heftig. Auf ihrem Antlitze malten sich nur Erstaunen und Kummer. Lange verharrte sie so, nachdenklich und die Blicke zu Boden gesenkt. Nein, sie hätte es wahrhaftig niemals erraten. Und doch fand sie nichts einzuwenden. Herr Rambaud war der einzige Mann, in dessen Hand sie ehrlich und ohne Furcht die ihrige gelegt haben würde. Sie kannte seine Güte und verlachte nicht seine spießbürgerliche Schwerfälligkeit. Aber trotz ihres Wohlwollens für ihn durchdrang sie der Gedanke, daß er sie liebe, mit großer Kälte.

Der Abbé hatte inzwischen seinen Gang durch das Zimmer wieder aufgenommen. An der Tür des Speisezimmers vorüberkommend rief er sanft Helene.

Da, schauen Sie!

Sie erhob sich und schaute.

Herr Rambaud hatte Johanna auf seinen eigenen Sessel gesetzt. Er selbst, anfänglich an den Tisch gelehnt, war schließlich zu den Füßen des Kindes herniedergeglitten. Er lag vor ihr auf den Knien und legte einen Arm um ihren Leib. Auf dem Tische stand der mit einer Henne bespannte Karren, dann Schiffe, Schachteln, Bischofsmützen.

Also, du liebst mich? sagte er. Wiederhole, daß du mich sehr liebst.

Gewiß, ich liebe dich; du weißt es.

Er zögerte und zitterte, als habe er eine Liebeserklärung zu wagen.

Und wenn ich verlangte, immer da zu bleiben, bei dir zu bleiben, was würdest du antworten?

Oh, ich wäre sehr froh; wir würden zusammen spielen; es wäre sehr unterhaltend.

Immer! hörst du? immer würde ich dableiben.

Johanna nahm ein Schiff und verwandelte es in einen Gendarmenhut. Dann meinte sie:

Aber Mama müßte es erlauben.

Diese Antwort schien ihn wieder in große Angst zu versetzen. Sein Schicksal sollte sich entscheiden.

Gewiß, gewiß, sagte er. Aber wenn Mama es erlaubte, würdest du nicht nein sagen, nicht wahr?

Johanna, die eben ihren Gendarmenhut beendigt hatte, war entzückt und sang nach einer von ihr erfundenen Weise:

Ich würde sagen ja, ja, ja . . . ich würde sagen ja, ja, ja . . . Schau, wie schön, mein Hut! . . .

Zu Tränen gerührt richtete Herr Rambaud sich auf den Knien auf, während sie selbst ihm die Hände um den Hals legte. Er hatte seinen Bruder beauftragt, die Einwilligung Helenens zu erlangen, während er selbst Johanna zu gewinnen trachtete.

Sie sehen, sagte der Priester lächelnd, das Kind will.

Helene blieb ernst. Sie stritt nicht. Der Abbé hatte seinen Vorschlag wieder aufgenommen und verweilte bei den Vorzügen seines Bruders. Konnte man einen besseren Vater für Johanna finden? Sie kannte ihn; wenn sie sich ihm anvertraute, überließ sie nichts dem Zufalle. Als sie noch immer schwieg, fügte der Abbé mit großer Bewegung und Würde hinzu, daß er, indem er einen solchen Schritt unternahm, nicht an seinen Bruder gedacht habe, sondern an sie, an ihr Glück.

Ich glaube Ihnen; ich weiß, wie sehr Sie mir zugetan sind, sagte Helene lebhaft. Warten Sie; ich will in Ihrer Gegenwart Ihrem Bruder antworten.

Es schlug zehn Uhr. Herr Rambaud trat in das Schlafzimmer. Sie ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte:

Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten, mein Freund . . . Es war recht, daß Sie sprachen . . .

Sie schaute ihm gerade ins Gesicht und behielt seine dicke Hand in der ihren. Er zitterte, und wagte nicht, die Augen zu erheben.

Aber ich verlange Bedenkzeit, fuhr sie fort. Ich werde vielleicht lange Zeit brauchen.

Soviel Sie brauchen; sechs Monate, ein Jahr und noch mehr,

stammelte er erleichtert und glücklich, weil sie ihn nicht sogleich vor die Tür gesetzt hatte.

Aber ich will, daß wir Freunde bleiben, fuhr sie lächelnd fort. Sie werden kommen wie früher; nur versprechen Sie mir zu warten, bis ich selbst zuerst Ihnen von diesen Dingen spreche ... Ist's abgemacht?

Er hatte seine Hand zurückgezogen und suchte hastig seinen Hut, indem er mit fortwährendem Kopfnicken sich allen Bedingungen unterwarf. In dem Augenblicke, als er ging, fand er die Sprache wieder.

Hören Sie, flüsterte er, Sie wissen jetzt, daß ich zur Stelle bin, nicht wahr? Nun denn, sagen Sie sich, daß ich immer da sein werde, was auch geschehen mag. Das wird Ihnen der Abbé erklärt haben. In zehn Jahren, wenn Sie wollen, brauchen Sie mir nur einen Wink geben, und ich werde Ihnen gehorchen.

Er ergriff noch einmal Helenens Hand und preßte sie zum Zerquetschen. Auf dem Treppenflur wandten die zwei Brüder sich noch einmal um, wie es ihre Gewohnheit war, und sagten:

Am Dienstag!

Ja, am Dienstag, erwiderte Helene.

Als sie in ihr Zimmer zurückkehrte, hörte sie einen neuen Sturzregen losbrechen, der an die Fensterläden schlug. Sie ward darüber ganz betrübt. Mein Gott, ist das ein andauernder Regen! Und wie werden ihre armen Freunde naß werden! Sie öffnete das Fenster und warf einen Blick auf die Straße. Plötzliche Windstöße löschten die Gasflammen aus. Inmitten der grauen Pfützen und der im Straßenlichte glitzernden Regenschauer sah sie den runden Rücken des Herrn Rambaud, der glücklich und tänzelnd im Dunkel dahinschritt, ohne sich weiter um diese Sintflut zu kümmern.

Johanna war sehr ernst geworden, seitdem sie einige der letzten Worte ihres guten Freundes erhascht hatte. Sie hatte ihre Stiefelchen ausgezogen und saß im Hemdchen auf dem Rande ihres Bettes, in tiefes Nachdenken versunken. So fand sie ihre Mutter, als sie kam, um sie zu küssen.

Gute Nacht, Johanna. Küsse mich.

Da das Kind sie nicht zu hören schien, hockte Helene vor ihr nieder und faßte sie um den Leib.

Würde es dir Freude machen, wenn er bei uns wohnen würde? fragte sie halblaut.

Johanna schien über diese Frage nicht erstaunt. Sie dachte ohne Zweifel an diese Dinge. Langsam nickte sie mit dem Kopfe ja.

Aber du mußt wissen, fuhr die Mutter fort, daß er immer da sein würde, Tag und Nacht, bei Tische und überall.

Eine wachsende Unruhe trübte die hellen Augen Johannas. Sie drückte ihre Wange an die Schulter ihrer Mutter, küßte sie in den Nacken und flüsterte ihr schließlich zitternd die Frage ins Ohr:

Mama, würde er dich auch küssen?

Eine helle Röte färbte Helenens Antlitz. Sie wußte anfänglich nicht, was sie auf diese kindliche Frage antworten solle. Endlich murmelte sie:

Er wäre wie dein Vater, mein Schätzchen.

Da streckten sich die kleinen Arme Johannas; sie brach plötzlich in ein heftiges Schluchzen aus und stammelte:

O nein, nein! ich will nicht mehr! . . . Mama, ich bitte dich, sage ihm, daß ich nicht will; geh, sage ihm, daß ich nicht will . . .

Sie drohte zu ersticken, hatte sich ihrer Mutter an die Brust geworfen und bedeckte sie mit ihren Tränen und Küssen. Helene suchte sie zu beruhigen, indem sie wiederholte, man werde die Sache schon in Ordnung bringen. Allein Johanna wollte sogleich eine entscheidende Antwort haben.

Sage nein, Mütterchen, sage nein . . . Du siehst wohl, daß es mein Tod wäre . . . Niemals! Nicht wahr, niemals!

Nun denn, nein, ich verspreche es dir. Aber sei vernünftig und geh' schlafen.

Noch einige Minuten umschloß das Kind stumm und leidenschaftlich die Mutter, als könne sie sich von ihr nicht trennen und wolle sie sie gegen die verteidigen, die ihr sie nehmen wollten. Endlich konnte Helene sie zu Bett bringen. Aber sie mußte einen Teil der Nacht bei ihr wachen. Ein Zucken schüttelte sie im Schlafe; alle halbe Stunden öffnete sie die Augen, um sich zu vergewissern, daß die Mutter da sei; dann schlief sie wieder ein, nachdem sie ihren Mund auf die Hand der Mutter gepreßt.

Drittes Kapitel

Es war ein Monat von herrlicher Milde. Die Aprilsonne hatte den Garten in ein zartes Grün gekleidet, das leicht und fein war wie eine Spitze. Die üppigen Stengel der Rebwinde am Gartengitter sandten ihre dünnen Sprossen in die Höhe, während das

knospende Geißblatt einen zarten, fast süßlichen Duft ausströmen ließ. An den Rändern des sorgfältig gehegten und geschnittenen Rasenplatzes blühte das rote Geranium und die weiße Quarantäne. Die Ulmen, die im Hintergrunde des Gartens zwischen den eng zusammenrückenden Mauern der Nachbarhäuser in einer Gruppe beisammenstanden, breiteten das grüne Zelt ihrer Äste aus, deren junges Laub bei dem geringsten Hauche bebte.

Länger als drei Wochen behielt der Himmel seine klare Bläue ohne eine Wolke. Es war, als wolle der wunderbare Frühling die neue Jugend feiern, das Sprießen, das Helene im Herzen trug. Jeden Nachmittag stieg sie mit Johanna in den Garten hinab. Sie hatte ihren bestimmten Platz an der ersten Ulme rechts. Dort erwartete sie ein Sessel; und wenn sie am nächsten Tage wiederkam, fand sie auf dem Kies noch die Fädenreste ihrer gestrigen Handarbeit.

Sie sind hier so gut wie zu Hause, sagte ihr jeden Abend beim Scheiden Frau Deberle, die für sie eine jener leidenschaftlichen Freundschaften gefaßt hatte, von denen sie sechs Monate lebte. Auf Wiedersehen bis morgen. Kommen Sie früher, wenn irgend möglich, ja?

Helene war dort in der Tat wie zu Hause. Allmählich gewöhnte sie sich an diesen grünen Winkel; sie erwartete mit kindlicher Ungeduld die Stunde, da sie hinabging. In diesem bürgerlichen Garten entzückte sie vor allem die Sauberkeit des Rasenplatzes und der Gebüsche. Nicht ein vergessenes Blatt störte da die Gleichmäßigkeit des Laubes. Die sorgfältig geglätteten Gehwege breiteten sich weich wie ein Teppich unter den Füßen aus. Da lebte sie ruhig und zufrieden, unberührt von dem stürmischen Wachstum. Sie ward nicht verwirrt durch den Anblick dieser säuberlich gezeichneten Blumenbeete, dieser zu ganzen Mänteln sich ausbreitenden Schlinggewächse, aus denen der Gärtner jedes welke Blatt sorglich entfernt hatte. Im ewigen Schatten der Ulmen, in diesem verschwiegenen Garten, der durch die Anwesenheit der Frau Deberle einen leichten Moschusduft erhielt, konnte sie sich wie in einem Salon wähnen; ein Blick nach dem Himmel wieder erinnerte sie, daß sie im Freien war, wo sie mit vollen Lungen die Luft einsaugen konnte.

Oft brachten sie zu zweien hier den Nachmittag zu, ohne jemanden zu sehen. Johanna und Lucien spielten zu ihren Füßen. Es geschah nicht selten, daß sie lange Zeit still dasaßen; dann wie-

der schwatzte Frau Deberle stundenlang, weil das Schweigen ihr entsetzlich war; sie begnügte sich mit der stummen Zustimmung Helenens, und jedes Kopfnicken der letzteren war gleichsam das Zeichen zur Entfesselung eines neuen Redestromes. Es waren unendliche Geschichten über die Damen ihrer intimen Bekanntschaft, über die für den nächsten Winter geplanten Empfänge, Geschwätze über die Tagesereignisse, das ganze Durcheinander des eleganten Lebens, das unter dieser schmalen Stirne einer hübschen Frau wogte, dazwischen plötzliche Liebesergüsse für die Kinder, rührende Redensarten, in denen die Reize der Freundschaft gepriesen wurden. Helene ließ geschehen, daß sie ihr die Hände drückte. Sie hörte ihr nicht immer zu; allein in der unablässig zärtlichen Stimmung, in der sie lebte, zeigte sie sich sehr gerührt durch die Liebkosungen Julies und erklärte, sie sei von einer engelhaften Güte.

Manchmal kam ein Besuch. Dann war Frau Deberle entzückt. Sie hatte seit Ostern ihre Samstagsempfänge aufgegeben, weil es sich in dieser Jahreszeit so geziemte. Aber sie fürchtete die Einsamkeit, und man beglückte sie, wenn man ohne Umstände sie in ihrem Garten besuchte. Ihre große Sorge war damals die Wahl der Seebäder, wo sie den Monat August zubringen wollte. Mit jeder Besucherin knüpfte sie das nämliche Gespräch an; sie erklärte, daß ihr Gatte sie nicht dahin begleiten werde; dann fragte sie die Leute aus und konnte zu keiner Entscheidung kommen. Es sei nicht ihretwegen, sondern Luciens wegen. Wenn der schöne Malignon kam, setzte er sich rittlings auf einen Gartenstuhl. Er verabscheute das Landleben; man müsse ein Narr sein, sagte er, wolle man sich von Paris verbannen unter dem Vorwande, am Gestade des Ozeans sich einen Schnupfen zu holen. Nichtsdestoweniger besprach er die verschiedenen Badeorte; alle seien scheußlich, erklärte er; nach Trouville gebe es nichts Anständiges mehr. Helene hörte jeden Tag dasselbe Gespräch, ohne zu ermüden, glücklich über die Eintönigkeit ihrer Tage, die sie in einen einzigen Gedanken einlullte. Nach Ablauf eines Monats wußte Frau Deberle noch immer nicht, wohin sie gehen werde.

Als eines Abends Helene im Begriffe war, sich zurückzuziehen, sagte ihr Julie:

Ich bin genötigt, morgen auszugehen; aber das soll Sie nicht hindern, in den Garten herunterzukommen . . . Erwarten Sie mich; ich werde nicht spät heimkehren.

Helene nahm die Einladung an. Sie verbrachte einsam in dem Garten einen köstlichen Nachmittag. Über ihrem Haupte vernahm sie bloß das leise Flattern der Sperlinge in den Zweigen. Der ganze Zauber dieses sonnigen Winkels durchdrang sie. Fortan waren ihre schönsten Nachmittage die, an denen ihre Freundin sie allein ließ.

Die Beziehungen zwischen ihr und der Familie Deberle wurden immer inniger. Sie speiste bei ihnen, wie eine Freundin, die man nicht weggehen läßt, wenn man sich eben zu Tische setzt. Wenn sie länger unter den Ulmen verweilte und der Diener Peter die Treppe herabkam, um der gnädigen Frau zu melden, daß das Essen aufgetragen sei, bat Julie sie zu bleiben, und sie gab manchmal nach. Es waren Familienmahlzeiten, von dem tollen Treiben der Kinder aufgeheitert. Der Doktor Deberle und Helene schienen gute Freunde, deren bedächtiges, etwas kühles Wesen zusammenpaßte. Julie rief denn auch öfters aus:

Ihr werdet euch sehr gut vertragen . . . Mich macht eure Ruhe krank.

Jeden Nachmittag kehrte der Arzt von seinen Krankenbesuchen um sechs Uhr heim. Er fand die Damen im Garten und setzte sich zu ihnen. In den ersten Tagen wollte Helene sich sogleich zurückziehen, um das Ehepaar allein zu lassen. Doch Julie zeigte sich durch diesen plötzlichen Aufbruch so sehr gekränkt, daß sie blieb. Sie gehörte halb und halb mit zu dem vertrauten Leben dieser Familie, in der volle Eintracht zu herrschen schien. Wenn der Doktor ankam, bot ihm seine Frau jedesmal mit derselben liebevollen Bewegung die Wange zum Kusse, und er küßte sie; dann kletterte Lucien an seinen Beinen empor; er half ihm dabei und behielt ihn auf seinen Knien, während er mit den Damen plauderte. Das Kind schloß ihm mit seinen Händchen den Mund, zog ihn mitten in einem Satze an den Haaren und betrug sich so schlimm, daß er es schließlich auf den Boden setzte, damit es mit Johanna spielen gehe. Helene lächelte zu diesem Getändel und schaute manchmal einen Augenblick von ihrer Arbeit auf, um Vater, Mutter und Kind in einen einzigen ruhigen Blick einzuhüllen. Der Kuß der Gatten ließ sie unbeirrt, die kleinen Ungezogenheiten Luciens rührten sie. Man hätte sagen mögen, daß sie in den glücklichen Freuden dieser Häuslichkeit ausruhe.

Mittlerweile ging die Sonne unter und breitete ihre goldenen Strahlen über die hohen Äste aus. Eine heitere Ruhe senkte sich

von dem bleichen Himmel hernieder. Julie, welche die Gewohnheit an sich hatte, Fragen zu stellen, selbst an Leute, die sie sehr wenig kannte, überschüttete ihren Gatten mit Fragen, oft ohne die Antworten abzuwarten.

Wohin bist du gegangen? Was hast du gemacht?

Er erzählte ihr dann von seinen Krankenbesuchen, von einem Bekannten, den er auf der Straße getroffen, oder von einem Stoff oder einem Einrichtungsstück, das er in einem Schaufenster gesehen hatte. Während er so sprach, begegneten seine Augen oft denen Helenens. Keines von beiden wandte den Kopf ab. Sie schauten einander einen Augenblick ernst ins Gesicht, als hätten sie sich bis in die Tiefe des Herzens gesehen; dann lächelten sie und senkten langsam die Augenlider. Die nervöse Lebhaftigkeit Juliens, über die sie ein studiertes Schmachten ausgoß, gestattete ihnen nicht lange, zusammen zu plaudern; die junge Frau störte alle Gespräche. Dennoch tauschten sie einige Worte aus, langsame und alltägliche Redensarten, die einen tiefen Sinn anzunehmen schienen, der den Klang ihrer Stimmen überdauerte. Jedes ihrer Worte bekräftigten sie mit einem leichten Nicken, als ob alle ihre Gedanken gemeinsam gewesen seien. Es war ein vollkommenes, intimes Einverständnis, das aus der Tiefe ihres Wesens kam und selbst ihr Stillschweigen kennzeichnete. Zuweilen hielt Julie in ihrem Geschwätz inne, ein wenig beschämt darüber, daß sie immer redete.

Sie sind nicht sehr vergnügt, wie? sagte sie. Wir reden von Dingen, die Sie durchaus nicht interessieren.

Achten Sie nicht auf mich, erwiderte Helene heiter. Ich langweile mich niemals. Es ist mir eine Freude, zuzuhören und nichts zu sagen.

Sie log nicht. Während ihres langen Stillschweigens genoß sie am besten den Reiz des Aufenthaltes an diesem Orte. Das Haupt über ihre Arbeit gebeugt, von Zeit zu Zeit die Augen erhebend, um mit dem Arzte jene langen Blicke zu tauschen, die sie aneinanderknüpften, schloß sie sich gern in der Selbstzucht ihrer Rührung ein. Sie gestand sich jetzt, daß es zwischen ihr und ihm ein geheimes Gefühl gebe, etwas sehr Mildes, das um so lieblicher war, als niemand in der Welt es mit ihnen teilte. Doch sie trug ihr Geheimnis ruhig in sich, ohne daß ihre Ehrbarkeit dadurch getrübt wurde, denn kein schlimmer Gedanke erregte sie. Wie gut er war zu Weib und Kind! Sie liebte ihn mehr, wenn er

Lucien auf seinen Knien wiegte und Julie auf die Wange küßte. Seitdem sie ihn in seiner Häuslichkeit sah, war ihre Freundschaft noch gewachsen. Jetzt gehörte sie gleichsam zur Familie; sie dachte nicht daran, daß man sie von da entfernen könne. Im Grunde ihres Herzens nannte sie ihn Heinrich, weil sie hörte, wie Julie ihn immer so nannte. Wenn ihre Lippen sagten: „mein Herr!" — dann wiederholte ein Echo in ihrem ganzen Wesen: „Heinrich".

Eines Tages fand der Arzt Helene allein unter den Ulmen. Julie ging jetzt fast jeden Nachmittag aus.

Schau! Meine Frau ist nicht da? fragte er.

Nein, sie verläßt mich, erwiderte Helene lachend. Allerdings sind Sie heute früher heimgekehrt.

Die Kinder spielten am andern Ende des Gartens. Er setzte sich zu ihr. Ihr Alleinsein verwirrte die beiden nicht. Fast eine Stunde lang plauderten sie von allen möglichen Dingen ohne das Bedürfnis, eine Anspielung auf jene zarte Empfindung zu machen, die ihnen das Herz schwellte. Wozu sollten sie auch davon sprechen? Wußten sie denn nicht, was sie einander hätten sagen können? Sie hatten einander keinerlei Geständnis zu machen. Es genügte ihrer Freude, beisammen zu sein, einander über alle Gegenstände sprechen zu hören, ohne Störung ihr Alleinsein zu genießen, selbst an diesem Orte, wo er jeden Abend in ihrer Gegenwart seine Frau küßte.

Diesen Abend neckte er sie wegen ihrer wütenden Arbeitslust.

Ich kenne noch nicht einmal die Farbe Ihrer Augen, weil sie immer nur auf Ihrer Nadel ruhen.

Sie erhob den Kopf und schaute ihm ins Gesicht, wie sie es zu tun pflegte.

Wollen Sie mich vielleicht necken? fragte sie sanft.

Doch er fuhr fort:

Ach, sie sind grau... grau mit einem blauen Widerschein, nicht wahr?

Das war alles, was sie wagten; doch diese Worte — die erstbesten — nahmen eine unendliche Zärtlichkeit an. Seit jenem Tage fand er sie zur Zeit der Abenddämmerung oft allein im Garten. Ungeachtet ihres Willens, ohne daß sie sich dessen bewußt waren, wuchs damals ihre Vertraulichkeit. Sie sprachen mit veränderter Stimme, mit einem kosenden Tonfall, den sie nicht hatten, wenn man sie hörte. Und doch, wenn Julie ankam, die geschwätzige Aufregung ihrer Gänge durch Paris mitbringend,

war sie ihnen nicht hinderlich; sie konnten das begonnene Gespräch fortsetzen, ohne verwirrt zu werden oder ihre Sessel weiter rücken zu müssen. Es war, als wolle dieser schöne Frühling, dieser Garten, wo der Flieder blühte, das erste Entzücken der Leidenschaft in ihnen verlängern.

Gegen das Ende des Monats war Frau Deberle mit einem großen Plane beschäftigt. Plötzlich war ihr der Einfall gekommen, einen Kinderball zu geben. Die Jahreszeit war schon ziemlich vorgerückt; allein der Gedanke erfüllte dermaßen ihren hohlen Kopf, daß sie mit ihrer geräuschvollen Tätigkeit sich sogleich in die Vorbereitungen stürzte. Sie wollte etwas sehr Schönes veranstalten. Es sollte ein Kostümball werden. Sie sprach fortan nur von diesem Ball zu Hause, bei den anderen, überall. In dem Garten gab es endlose Unterredungen. Der schöne Malignon fand den Gedanken etwas einfältig; er ließ sich aber dennoch herbei, sich für die Sache zu interessieren, und versprach, einen Sänger seiner Bekanntschaft für den Abend anzuwerben.

Als eines Nachmittags alle wieder unter den Bäumen versammelt waren, regte Julie die wichtige Frage der Kostüme für Lucien und Johanna an.

Ich kann mich nicht entscheiden, sagte sie; ich dachte an ein Spaßmacherkostüm von weißem Samt.

Das ist zu gewöhnlich, erklärte Malignon. Es wird auf Ihrem Ball sicherlich ein Dutzend Spaßmacher geben. Warten Sie noch, man muß etwas Neues ersinnen . . .

Er versenkte sich in ein tiefes Sinnen, wobei er an dem Kopfe seines Stockes sog. Pauline, die hinzukam, rief:

Ich möchte mich als Zofe kostümieren.

Du? rief Frau Deberle erstaunt; du wirst dich überhaupt nicht kostümieren. Hältst du dich denn für ein Kind, großes Ding? Du wirst einfach in einem weißen Kleide kommen.

Es wäre so lustig gewesen, sagte Pauline, die trotz ihrer achtzehn Jahre und ihrer schön entwickelten Mädchengestalt noch gar so gern mit den kleinen Kindern tanzte und spielte.

Helene arbeitete inzwischen am Fuße ihres Baumes und erhob zuweilen das Haupt, um dem Doktor und Herrn Rambaud zuzulächeln, die in einem Gespräch begriffen vor ihr standen. Herr Rambaud war der vertraute Freund des Arztes geworden.

Wie werden Sie Johanna kostümieren? fragte der Doktor.

Allein ein Ausruf Malignons schnitt ihm das Wort ab.

Ich hab's! . . . Als Marquis aus der Zeit Ludwigs XV!

Er schwang mit triumphierender Miene seinen Stock. Als er sah, daß die Umgebung nicht entzückt war, schien er darüber sehr erstaunt.

Wie? Sie begreifen nicht? . . . Lucien empfängt seine kleinen Gäste, nicht wahr? Nun denn, Sie stellen ihn an die Tür des Salons, als Marquis gekleidet, mit einem großen Rosenbukett an der Seite, und er macht vor den Damen Bücklinge.

Aber wir werden Dutzende von Marquis haben, warf Julie ein.

Was verschlägt's? sagte Malignon ruhig. Je mehr Marquis, desto drolliger. Ich sage Ihnen, das ist neu . . . Der Hausherr muß als Marquis kostümiert sein, sonst ist Ihr Ball eklig.

Er schien dermaßen überzeugt, daß schließlich auch Julie sich dafür begeisterte. In der Tat, ein Marquiskostüm aus der Zeit der Pompadour aus weißem Samt, mit kleinen Buketts gestickt — das wäre etwas ganz Köstliches.

Und Johanna? wiederholte der Doktor.

Das Kind hatte sich inzwischen an die Schulter der Mutter gelehnt in jener einschmeichelnden Stellung, die sie so gern einnahm. Als Helene sich anschickte zu antworten, flüsterte sie:

Mama, du weißt, was du mir versprochen hast?

Was denn? fragte man ringsumher.

Während ihre Tochter sie flehend anblickte, erwiderte Helene lächelnd:

Johanna will nicht, daß man ihr Kostüm verrate.

Es ist ja wahr! rief das Kind. Es wirkt nicht mehr, wenn man sein Kostüm verraten hat.

Die Gesellschaft war einen Augenblick belustigt durch diesen Einfall. Herr Rambaud neckte die Kleine. Seit einiger Zeit schmollte Johanna mit ihm. In seiner Verzweiflung und weil er nicht wußte, wie er sich bei ihr wieder in Gunst setzen solle, begann der arme Mann die Kleine zu necken, um sich ihr zu nähern. Er wiederholte, während er sie ansah:

Ich werde es sagen . . . ich werde es sagen . . .

Das Kind war ganz bleich geworden. Ihr sanftes, leidendes Antlitz nahm einen Ausdruck grausamer Härte an; zwei Falten legten sich quer über die Stirne; das Kinn wurde länger und zitterte nervös.

Du, stammelte sie, du wirst gar nichts sagen . . .

Und da er noch immer Miene machte zu sprechen, stürzte sie sich auf ihn und schrie:

Schweig! . . . Du sollst schweigen! . . . Ich will es! . . .

Helene hatte nicht Zeit gehabt, diesem Anfall zuvorzukommen. Es war einer jener Anfälle von blinder Wut, die zuweilen das Kind so schrecklich erschütterten. Sie sagte streng:

Johanna, nimm dich in acht, ich werde dich bestrafen!

Doch Johanna hörte sie nicht und verstand sie nicht. Am ganzen Leibe zitternd, stampfend und keuchend, wiederholte sie: Ich will... ich will!...— mit einer immer rauheren und stockenden Stimme; mit krampfhaften Händen hatte sie den Arm des Herrn Rambaud erfaßt und krümmte ihn mit außerordentlicher Kraft. Helene drohte ihr. Weil sie durch ihre Strenge sie nicht bändigen konnte und sehr betrübt war wegen dieser Szene vor allen Leuten, begnügte sie sich, in sanftem Tone hinzuzufügen:

Johanna, du machst mir vielen Kummer.

Das Kind ließ sogleich ab und wandte den Kopf. Als sie die trostlose Miene ihrer Mutter sah, deren Augen voll Tränen standen, brach sie selbst in ein Schluchzen aus, warf sich an den Hals der Mutter und stammelte:

Nein, Mama! . . . nein, Mama! . . .

Sie strich ihr mit den Händen über das Gesicht, um sie am Weinen zu hindern. Die Mutter schob sie sanft zur Seite. Da sank das Kind verzweifelt, gebrochen auf eine Bank, wo sie noch stärker schluchzte. Lucien, dem man sie fortwährend als Muster anführte, betrachtete sie überrascht und im stillen entzückt. Als Helene ihre Arbeit zusammenlegte und um Entschuldigung bat wegen dieser Szene, sagte Julie: Mein Gott! man müsse den Kindern alles verzeihen; die Kleine habe ein gutes Herz und sei schon durch ihr Jammern genügend bestraft. Sie rief sie zu sich, um sie zu küssen, allein Johanna wies die Verzeihung zurück und blieb schluchzend auf ihrer Bank.

Herr Rambaud und der Arzt hatten sich inzwischen genähert. Der erstere neigte sich vor und fragte mit seiner gütigen, bewegten Stimme:

Warum zürnst du denn, Liebste? Was habe ich dir getan?

Du wolltest mir Mama nehmen, antwortete das Kind, indem es die Hände von dem verstörten Gesicht entfernte.

Der Doktor lachte, als er es hörte. Herr Rambaud begriff nicht sogleich.

Was sagst du? fragte er weiter.

Ja, neulich Dienstag . . . Du weißt es wohl. Du knietest vor mir und fragtest, was ich sagen würde, wenn du immer im Hause bliebest.

Der Doktor lächelte nicht mehr. Seine entfärbten Lippen zitterten. Dagegen war Herr Rambaud tief errötet; mit gedämpfter Stimme stammelte er:

Du hattest gesagt, wir würden zusammen spielen.

Nein, nein, ich wußte damals nicht, was ich jetzt weiß, entgegnete das Kind heftig. Ich will nicht, hörst du? Sprich nie wieder davon, dann wollen wir gute Freunde sein.

Helene, die mit ihrem Arbeitskörbchen dabei stand, hörte die letzten Worte.

Vorwärts, Johanna, wir gehen, sagte sie. Wenn man weint, läßt man die anderen in Frieden.

Sie grüßte und schob die Kleine vor sich hin. Der Arzt, der sehr bleich geworden, faßte sie scharf ins Auge. Herr Rambaud war in völliger Bestürzung. Frau Deberle und ihre Schwester hatten, unterstützt von Malignon, Lucien in ihre Mitte genommen, betrachteten sein Figürchen von allen Seiten und besprachen lebhaft, wie das Marquiskostüm ihm passen werde.

Am nächsten Tage saß Helene allein unter den Ulmen. Frau Deberle, die wegen der Vorbereitungen zu ihrem Ball in der Stadt herumlief, hatte Lucien und Johanna mitgenommen. Als der Doktor früher als sonst heimkehrte, stieg er hastig die in den Garten führende Treppe hinab, nahm aber nicht Platz. Er ging um die junge Frau herum und riß von den Bäumen Stücken Rinde ab. Beunruhigt durch seine Aufregung blickte sie auf, dann fuhr sie mit zitternder Hand in ihrer Arbeit fort.

Das Wetter wird schlecht, sagte sie, durch das Stillschweigen belästigt. Es ist fast kalt heute nachmittag.

Wir sind ja erst im April, antwortete er und bemühte sich, seine Stimme zu beruhigen.

Es schien, als wolle er sich entfernen; aber er kam wieder zurück und fragte plötzlich:

Sie heiraten also?

Diese unerwartete Frage überraschte sie dermaßen, daß sie ihre Arbeit fallen ließ. Sie war ganz weiß. Mit einer außerordentlichen Anstrengung ihres Willens bewahrte sie die marmorne

Ruhe ihres Antlitzes und schaute ihn mit weit geöffneten Augen an, ohne zu antworten. Er aber sagte in flehendem Tone:

Ach, ich bitte Sie, nur ein Wort, ein einziges Wort . . . Sie heiraten?

Ja, vielleicht, was liegt Ihnen daran? sagte sie endlich frostig kühl.

Aber das ist unmöglich! rief er mit heftiger Gebärde.

Warum denn? fragte sie, ihn immerfort anblickend.

Unter diesem Blicke, der die Worte auf seinen Lippen festbannte, mußte er Schweigen beobachten. Noch einen Augenblick blieb er da, die Hände an die Schläfen pressend; dann entfernte er sich, da er zu ersticken drohte und einer Anwandlung von Heftigkeit nachzugeben fürchtete, während sie tat, als wolle sie ruhig ihre Arbeit wieder aufnehmen.

Doch der Reiz dieser lieblichen Nachmittage war gestört. Vergebens zeigte er sich am nächsten Tage zärtlich und fügsam, Helene schien sich unbehaglich zu fühlen, sobald er mit ihr allein war. Es war nicht mehr jene Gemütlichkeit, jenes wohltuende Vertrauen, in welchem sie früher beisammen saßen ohne jede Verlegenheit, in der reinen Freude, beisammen zu sein. Trotz der Sorgfalt, die er aufwandte, sie nicht zu erschrecken, betrachtete er sie manchmal, von einem plötzlichen Zittern geschüttelt, das Gesicht von einer aufschießenden Blutwelle gefärbt. Auch sie hatte ihre heitere Ruhe verloren; ein Fröstеln überlief sie; häufig saß sie ermattet da mit lässigen, unbeschäftigten Händen. Alle Arten von Zorn und Begier schienen in ihnen erwacht zu sein.

Helene gelangte dahin, daß sie nicht wollte, daß Johanna sich von ihr entfernte. Der Arzt fand stets zwischen ihr und sich diese Zeugin, die ihn mit ihren großen, klaren Augen beobachtete. Was aber Helene vor allem schmerzte, war ein plötzliches Gefühl der Verlegenheit in Gegenwart der Frau Deberle. Wenn diese mit fliegendem Haar heimkehrte, sie „meine Liebste" nannte und ihr von ihren Gängen erzählte, hörte sie ihr nicht mehr mit der lächelnden und ruhigen Miene von früher zu. Im Grunde ihres Wesens erhob sich ein Sturm, Gefühle regten sich, über die sie sich keine klare Rechenschaft geben wollte. Es war Scham und Groll dabei. Dann wieder lehnte ihre gute Natur sich auf. Sie reichte Julie die Hand, aber ohne den körperlichen Schauer unterdrücken zu können, den die Berührung mit den warmen Fingern ihrer Freundin ihr über den Rücken jagte.

Mittlerweile war das Wetter wieder schlecht geworden. Regenschauer nötigten die Damen, in dem japanischen Pavillon Schutz zu suchen. Der sauber gehaltene Garten verwandelte sich in einen Teich; man wagte kaum mehr, die Gehwege zu betreten, aus Furcht, den Kies an den Schuhsohlen mitzunehmen. Wenn noch ein Sonnenstrahl zwischen zwei Ästen durchschimmerte, trockneten die durchnäßten Grasplätze, und die Fliederdolden waren mit flüssigen Perlen behangen. Von den Ulmen fielen schwere Regentropfen hernieder.

Also für Samstag ist es bestimmt, sagte Frau Deberle eines Tages. Ach, Teuerste, ich kann nicht weiter . . . Um zwei Uhr werden Sie da sein, nicht wahr? Johanna soll mit Lucien den Ball eröffnen.

Einer Aufwallung der Zärtlichkeit nachgebend, entzückt von den Vorbereitungen zu ihrem Ball, küßte sie beide Kinder; dann faßte sie lachend Helene bei den Armen und drückte auch ihr zwei derbe Küsse auf die Wangen.

Ich belohne mich damit, sagte sie heiter. Ich habe es verdient, denn ich bin genug herumgelaufen; Sie werden sehen, wie schön der Ball sein wird! . . .

Helene war ganz kühl, während der Doktor über den Kopf Luciens hinweg, der sich an seinen Hals gehängt hatte, die beiden betrachtete.

Viertes Kapitel

Im Flur des kleinen Familienhauses stand Peter, in Frack und weißer Krawatte, und öffnete die Türe, so oft ein Wagen heranrollte. Jedesmal drang ein Hauch feuchter Luft mit herein, und ein gelber Widerschein des regnerischen Nachmittags erhellte das schmale Vorhaus, das mit Teppichen und Gewächsen angefüllt war. Es war erst zwei Uhr, und schon nahm die Helle ab wie an einem trüben Wintertage.

Doch wenn der Diener die Tür des ersten Salons geöffnet hatte, blendete eine lebhafte Beleuchtung die Gäste. Man hatte die Fensterläden geschlossen und die Vorhänge sorgfältig zusammengezogen; kein Schimmer des fahlen Himmels drang herein. Die Lampen, die auf den Möbeln standen, die in dem Kronleuchter brennenden Kerzen und die Wandleuchter von Kristall verbreiteten eine Helle wie in einer feierlich erleuchteten Kapelle. Aus

dem kleinen Salon gesehen, dessen resedafarbene Vorhänge ein wenig den Glanz der Lichter dämpften, strahlte der in Schwarz und Gold verzierte große Salon, den man geschmückt hatte wie für den Ball, den Frau Deberle alle Jahre im Januar gab.

Allmählich trafen Kinder ein, während Pauline sehr geschäftig Sesselreihen im Salon aufstellen ließ, vor der Tür des Speisezimmers, die man ausgehoben und durch einen roten Vorhang ersetzt hatte.

Papa, rief sie, lege doch auch mit Hand an, sonst werden wir nie fertig.

Herr Letellier, der mit den Händen hinter dem Rücken eben die Kronleuchter betrachtete, beeilte sich, mit Hand ans Werk zu legen. Pauline selbst schleppte Sessel herbei. Sie hatte ihrer Schwester gehorcht und ein weißes Kleid angelegt. Aber das Leibchen war viereckig ausgeschnitten und ließ ihren Busen sehen.

So, das ist geschehen, sagte sie; jetzt mag man kommen ... Aber woran denkt denn Julie? Sie wird mit dem Ankleiden Luciens nicht fertig.

Frau Deberle führte eben den kleinen Marquis herbei. Alle Anwesenden brachen in Rufe der Bewunderung aus. Wie reizend war das allerliebste Püppchen mit seinem Rock von weißem Samt mit eingewebten Sträußchen, mit seiner großen, goldgestickten Weste und seinen Kniehosen von kirschroter Seide! Ein wahrer Engel! Sein Kinn und seine zarten Hände verloren sich in den Spitzen. Ein Degen, ein Spielzeug mit großer Schleife, hing an seiner Seite.

Vorwärts, empfange die Gäste, sagte seine Mutter und führte ihn in die ersten Zimmer.

Seit acht Tagen probierte er seine Lektion. Jetzt richtete er sich ritterlich auf seinen kleinen Waden auf, warf den gepuderten Kopf ein wenig zurück, nahm den Dreispitz unter den linken Arm und machte jedem ankommenden Gaste eine Verbeugung, reichte den Arm, grüßte und nahm seinen Platz wieder ein. Man lachte viel ringsumher über seinen Ernst, in den sich ein Zug von Keckheit mengte. So führte er Margarete Tissot, ein kleines Mädchen von fünf Jahren, das ein reizendes Milchmädchenkostüm trug, mit einem Milchnäpfchen am Gürtel; er führte die zwei Schwestern Berthier, Blanka und Sophie, von denen eine als Stubenkätzchen und die andere als „Torheit" kostümiert war; er wagte sich sogar an Valentine von Chermette heran, eine große Person

von vierzehn Jahren, die ihre Mutter als Spanierin gekleidet hatte; und er war so schmächtig neben ihr, daß sie ihn zu tragen schien. Groß war seine Verlegenheit angesichts der Familie Levasseur, die aus fünf Fräulein bestand und in der Reihenfolge ihrer Größe eintrat, die Jüngste kaum zwei Jahre alt, die Älteste zehn. Alle fünf waren als Rotkäppchen kostümiert, Häubchen und Kleid von hochrotem Samt mit schwarzen Streifen, davon hob die breite Spitzenschürze sich ab. Mit einem mutvollen Entschlusse warf er seinen Hut weg, nahm die zwei größten an seinen rechten Arm und an seinen linken Arm und hielt so seinen Einzug in den Salon, gefolgt von den drei anderen. Dies erregte große Heiterkeit in der Gesellschaft; er aber hielt sich auch weiter als tapferes Männchen.

Frau Deberle zankte inzwischen in einem Winkel ihre Schwester aus.

Ist es möglich, sich so zu entblößen?

Was kümmert's dich? erwiderte Pauline ruhig. Papa hat nichts gesagt. Wenn du willst, stecke ich mir einen Strauß vor.

Sie nahm aus einer Blumenvase eine Handvoll natürlicher Blumen und steckte sie sich vor die Brust. Mittlerweile hatten sich Damen, Mütter in Stadttoilette, um Frau Deberle angesammelt und lobten ihren Ball. Da Lucien eben vorüberkam, ordnete seine Mutter eine Locke seines gepuderten Haares, während das Kind sich auf die Fußspitzen stellte und fragte:

Wo bleibt Johanna?

Sie wird sogleich kommen, mein Schätzchen . . . Gib nur acht, daß du nicht fällst . . . Spute dich, da ist die kleine Guiraud . . . Ach, sie ist als Elsässerin kostümiert.

Der Salon füllte sich. Die Sesselreihen vor dem roten Vorhang waren fast sämtlich besetzt und Kinderstimmen wurden laut. Ganze Scharen von Knaben kamen an. Es waren schon drei Hanswürste, ein Zigaro da, dann Tiroler und Schotten. Der kleine Berthier war als Page gekleidet. Der kleine Guiraud, ein Knäblein von zweiundeinhalb Jahren, trug sein Hanswurstkostüm so drollig, daß ihn alle in die Höhe hoben und küßten.

Da ist Johanna, sagte Frau Deberle plötzlich. Oh, sie ist wundervoll!

Ein Gemurmel ging durch den Saal; man streckte die Köpfe vor, und Ausrufe der Bewunderung wurden gehört. Johanna war auf der Schwelle des ersten Salons stehen geblieben, wäh-

rend ihre Mutter noch im Vorhause sich ihres Mantels entledigte. Das Kind trug ein japanisches Kostüm von großer Eigenart. Das mit bizarren Blumen und Vögeln gestickte Kleid fiel bis zu ihren kleinen Füßen herab und bedeckte diese, während die unterhalb des breiten Gürtels zurückgeschlagenen Flügel des Kleides ein Unterkleid von grünlicher, gelb gewässerter Seide sehen ließen. Man konnte sich nichts seltsam Reizenderes denken, als ihr feines Gesicht unter dem hohen Haarwulst, der von langen Nadeln durchstochen war, mit ihrem fein geschnittenen Kinn und ihren kleinen, funkelnden Ziegenäuglein; sie sah wie ein leibhaftiges Mädchen von Yeddo aus, das in einem Duft von Benzoe und Tee dahinschritt. So stand sie da, zögernd, mit dem krankhaften Schmachten einer Blume aus fernen Landen, die von der Heimat träumt.

Doch hinter ihr erschien jetzt Helene. Aus dem matten Tageslichte der Straße plötzlich in diesen hellen Glanz der Kerzen tretend, blinzelten beide mit den Augen, wie geblendet und dennoch lächelnd. Dieser heiße Hauch, dieser Duft des Salons, wo das Veilchen vorherrschte, verursachte ihnen ein Stocken des Atems und färbte ihre frischen Wangen. Jeder Gast hatte bei seinem Eintritte dieselbe Miene der Überraschung und des Zögerns.

Nun, Lucien? sagte Frau Deberle.

Das Kind hatte Johanna nicht bemerkt. Es eilte hinzu, nahm ihren Arm und vergaß gänzlich, seine Verbeugung zu machen. Beide waren so zart, so schmächtig, der kleine Marquis in seinem blumendurchwirkten Rocke, die Japanerin in ihrem gestickten Purpurkleide, daß man glauben mochte, zwei fein bemalte und vergoldete Figürchen von sächsischem Porzellan vor sich zu haben, die plötzlich lebendig geworden.

Ich erwartete dich schon, flüsterte Lucien. Es langweilt mich, immer den Arm zu reichen . . . Wir bleiben beisammen, nicht wahr?

Und er nahm mit ihr in der ersten Sesselreihe Platz, seiner Hausherrnpflichten völlig vergessend.

Wahrhaftig, ich war beunruhigt, sagte Julie wiederholt zu Helene; ich fürchtete, Johanna wäre unwohl.

Helene entschuldigte sich, man werde mit den Kindern nie fertig. Sie stand noch in einer Ecke des Salons, unter einer Gruppe von Damen, als sie merkte, daß der Doktor hinter ihr sich näherte. Er war in der Tat eben eingetreten, indem er den roten Vorhang

zur Seite schob, nicht ohne vorher noch einmal den Kopf hindurchzustecken, um noch eine letzte Weisung zu geben. Doch plötzlich blieb er stehen. Auch er hatte die Ahnung, daß die junge Frau da sei, die noch nicht den Kopf gewandt hatte. In ihrem Kleide aus schwarzer Seide war sie in ihrer königlichen Schönheit bezwingender denn je. Er erschauerte in der Frische, die sie von außen mitgebracht hatte und die von ihren Schultern und ihren unter dem durchsichtigen Stoffe nackten Armen auszuströmen schien.

Heinrich sieht niemanden, sagte Pauline lachend. Guten Tag, Heinrich!

Er näherte sich und grüßte die Damen. Fräulein Aurelie, die ebenfalls da war, hielt ihn einen Augenblick fest, um ihm einen Neffen zu zeigen, den sie mitgebracht hatte. Er blieb gefällig stehen. Helene reichte ihm wortlos ihre schwarzbehandschuhte Hand, die er nicht allzu stark zu drücken wagte.

Wie, du bist da? rief Frau Deberle, die wieder zum Vorschein kam. Ich suche dich überall ... Es ist bald drei Uhr; man könnte anfangen.

Gewiß, sagte er. Sofort!

In diesem Augenblick war der Salon voll. Ringsherum saßen im Lichte des Kronleuchters in ihren dunklen Straßenkleidern die Eltern; Damen rückten ihre Sessel zusammen und bildeten Gesellschaften für sich; in den Zwischenräumen längs der Wände saßen Herren; an der Türe des anstoßenden Salons standen andere Herren in Leibröcken sehr zahlreich in dichtgedrängter Gruppe und hoben sich auf die Fußspitzen, um besser zu sehen. Das ganze Licht fiel auf die geräuschvolle kleine Welt, die sich in dem weiten Saale tummelte. Es waren nahezu hundert Kinder da in dem bunten Durcheinander ihrer Kostüme, unter denen Blau und Rosa am meisten hervortraten. Es war ein Feld von blonden Köpfen, alle Schattierungen von Blond, vom feinen Aschblond bis zum Goldigrot, belebt durch Bandschleifen und Blumen, eine wahre Ernte von Blondhaar, das in hellem, kindlichem Lachen sich bewegte wie unter dem Hauch einer Brise. In diesem Wirrsal von Bändern und Spitzen, von Seide und Samt wandte sich manchmal ein Gesicht um: ein rosiges Näschen, zwei blaue Augen und ein lächelndes oder schmollendes Mündchen. Alldies verlor sich gleich wieder in der Menge. Es waren Bürschchen da, nicht höher als ein Stiefel, die sich unter die zehnjährigen

Jungen drängten und die von ihren Müttern vergebens gesucht wurden. Knaben standen mit verlegener, alberner Miene neben kleinen Mädchen, die ihre Röcke bauschten. Andere zeigten sich sehr unternehmend, stießen mit dem Ellbogen Nachbarinnen an, die sie nicht kannten, und lachten ihnen ins Gesicht. Doch die Königinnen des Abends blieben die kleinen Mädchen; Gruppen von drei oder vier Freundinnen bewegten sich unruhig auf ihren Sesseln, daß diese schier brachen, und sprachen so laut, daß man sein eigen Wort nicht hörte. Alle Augen waren auf den roten Vorhang gerichtet.

Aufgepaßt! rief der Doktor, indem er dreimal leicht an die Türe des Speisezimmers klopfte.

Langsam öffnete sich der rote Vorhang und man erblickte ein Marionettentheater, das in der Türöffnung errichtet war. Im Saale war Stille eingetreten. Plötzlich stürzte Hanswurst aus einer Kulisse und stieß ein so wütendes Quieken aus, daß der kleine Guiraud mit einem Schrei des Schreckens und Entzückens darauf antwortete. Es war eines jener schrecklichen Stücke, wo Hanswurst, nachdem er den Polizeikommissar geprügelt, den Gendarm tötet und in toller Lust alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen tritt. Bei jedem Stockhieb, der hölzerne Köpfe spaltete, stießen die unbarmherzigen Zuschauer ein helles Gelächter aus; und die Dolchstöße, die Brüste durchbohrten, die Zweikämpfe, bei denen die Gegner auf ihre Köpfe einhieben wie auf leere Kürbisse, das Gemetzel von Beinen und Armen, deren Besitzer zu Brei geprügelt wurden: sie entfesselten immer neue Lachausbrüche von allen Seiten. Und als Hanswurst am Rande der Bühne dem Gendarmen den Kopf abfägte, rief diese Operation eine riesige Freude hervor, daß die kleinen Zuschauer sich stießen und aufeinanderfielen. Ein kleines Mädchen von vier Jahren, weiß und rosig, preßte selig die Patschhändchen ans Herz, so allerliebst fand sie die Sache. Andere Mädchen klatschten in die Hände, während die Knaben offenen Mundes lachten in einem tiefen Ton, der die helleren Tonläufe der kleinen Fräulein begleitete.

Die Kleinen unterhalten sich prächtig! murmelte der Doktor.

Er hatte sich hinter Helene niedergelassen. Diese war so heiter gestimmt wie die Kinder. Er aber berauschte sich an dem Dufte ihres Haares. Bei einem Stockhieb, der heftiger war als die anderen, wandte sie sich zu ihm, um zu sagen:

Das ist aber drollig, hören Sie!

Doch die Kinder waren in Erregung geraten und mengten sich jetzt in das Spiel; sie antworteten den Komödianten. Ein kleines Mädchen, welches das Stück zu kennen schien, erklärte, was jetzt geschehen werde. Jetzt wird er sein Weib totschlagen . . . jetzt wird man ihn hängen . . . Die kleinste der Levasseur, die erst zwei Jahre zählte, rief plötzlich:

Mama, wird er auf Wasser und Brot gesetzt?

Dann folgten Ausrufe und laute Bemerkungen. Inzwischen suchte Helene ihre Tochter unter den Kindern.

Ich sehe Johanna nicht, sagte sie. Unterhält sie sich auch?

Der Doktor neigte sich zu ihr vor und sagte:

Dort, zwischen dem Harlekin und der Normannin . . . Sehen Sie ihre Haarnadeln? . . . Sie lacht aus vollem Halse.

Er blieb so vorgebeugt und fühlte die Wärme ihres Gesichtes an seiner Wange. Bisher war ihnen noch keinerlei Geständnis entschlüpft. Dieses Stillschweigen gestattete ihnen eine Vertraulichkeit, die bloß eine unbestimmte Verwirrung seit einiger Zeit störte. Doch inmitten dieser reizenden Heiterkeit unter all den Kindern ward auch sie wieder ein Kind und überließ sich der Freude, während Heinrichs Atem ihren Nacken wärmte. Die hallenden Stockschläge verursachten ihr ein Zittern, das ihre Brust schwellte. Sie wandte sich jedesmal mit leuchtenden Augen zu ihm und sagte:

Mein Gott, wie dumm! Wie sie aufeinander losschlagen!

Er erwiderte erbebend:

Oh, sie haben feste Schädel!

Das war alles, was sein Herz zu sagen fand. Sie stiegen beide zu den Kindereien herab. Die wenig mustergültige Lebensführung des Hanswurstes erzeugte eine schlaffe Stimmung in ihnen. Als am Ende des Dramas der Teufel erschien und eine letzte Schlacht, ein allgemeines Würgen einsetzte, warf sich Helene zurück und preßte mit ihrem Rücken die Hand Heinrichs, die dieser auf die Lehne ihres Sessels gelegt hatte, während die kindlichen Zuschauer schrien, in die Hände klatschten und sich wie toll gebärdeten, daß vor Begeisterung die Sessel krachten.

Der rote Vorhang war gefallen. Da kündigte mitten in dem Getümmel Pauline die Ankunft Malignons mit den üblichen Worten an:

Ach, der schöne Malignon ist da!

Atemlos, die Sessel zur Seite schiebend, kam er an.

Schau! ein seltsamer Einfall, alles zu verschließen! rief er überrascht und zögernd aus. Man glaubt zu Toten zu kommen.

Zu Frau Deberle gewendet, die ihm entgegenkam, sagte er: Sie können sich rühmen, mich ordentlich herumgejagt zu haben. Seit dem Morgen suche ich meinen Sänger Prediguet. Da ich ihn nicht finden konnte, bringe ich Ihnen den großen Morizot . . .

Der große Morizot war ein Dilettant in Taschenspielerkünsten. Man überließ ihm ein Tischchen, wo er seine schönsten Stücke zeigte, aber ohne sein Publikum im geringsten zu erwärmen. Die lieben Kleinen waren sehr ernst geworden. Einzelne Knäblein schliefen ein, während sie an ihren Fingern sogen. Die Mütter wandten die Köpfe und lächelten ihren Kindern zu, die sich ebenfalls langweilten und still gähnten.

Er ist sehr geschickt! flüsterte Malignon der Frau Deberle zu.

Doch der Vorhang war wieder in die Höhe gegangen, und ein zauberhafter Anblick brachte alle Kinder auf die Beine.

Im hellen Lichte des Kronleuchters und zweier zehnarmiger Kandelaber lag das Speisezimmer da, mit seiner langen Tafel, die gedeckt und geschmückt war wie zu einem großen Essen. Fünfzig Gedecke waren aufgelegt. In der Mitte und an den beiden Enden standen in niedrigen Körben Blumensträuße, dazwischen Kompottschüsseln, auf denen „Überraschungen" zuhauf lagen, deren goldlackierte und bemalte Umschlagpapiere weithin schimmerten. Dann sah man gefüllte Kuchen, Berge von Zuckerfrüchten, Stöße von Butterschnitten und weiter unten eine Menge Teller mit Zuckerwerk und kleinem Gebäck. Die Rosinenkuchen, die mit Sahne gefüllten Kohlköpfchen, die Butterstullen wechselten mit trockenem Zwieback, Krachgebackenem und kleinen Mandelkuchen ab. In Kristallschüsseln lag zitternde Sülze; Porzellannäpfe waren mit Schlagsahne gefüllt. Und die faustthohen Champagnerflaschen, nach der Größe der Gäste zugeschnitten, ließen rings um den Tisch ihre Helme von Silberpapier blinken. Man glaubte eine jener Riesenabspeisungen vor sich zu haben, von denen die Kinder zu träumen pflegen, eine Speisung, wo mit einem Ernste aufgewartet wird wie bei den Essen der Großen und über die das Füllhorn der Pastetenbäcker und Spielzeughändler ausgeschüttet worden.

Vorwärts, den Damen den Arm gereicht! sagte Frau Deberle, lächelnd angesichts des Entzückens der Kinder.

Doch der Zug ordnete sich nur schwer. Lucien hatte mit siegreicher Miene den Arm Johannas ergriffen und ging voraus. Unter den Übrigen hinter ihm gab es ein Drängen und Stoßen. Die Mütter mußten Ordnung schaffen. Und sie blieben, hielten sich hinter den ganz Kleinen, die sie überwachten, damit kein Unglück geschehe. In Wahrheit schienen die Gäste anfänglich sehr verlegen; sie schauten einander an und wagten nicht, an alle die schönen Sachen zu rühren, einigermaßen beunruhigt durch diese verkehrte Welt, wo die Kinder bei Tische sitzen und die Eltern stehen. Endlich faßten die größeren Kinder Mut und streckten die Hände aus. Als die Mütter sich in die Sache mengten, die Kuchen anschnitten und die Kleinen bedienten, belebte sich die Tafel und wurde alsbald sehr geräuschvoll. Die schöne Ordnung der Tafel war bald gestört, als ob eine Windsbraut darüber hinweggefahren sei; alles zugleich wurde herumgereicht, und alle Arme streckten sich aus, um die Schüsseln im Vorüberkommen zu leeren. Die zwei kleinen Schwestern Berthier, Blanka und Sophie, lachten auf ihre Teller, wo es von allem gab: eingemachtes Obst, Schlagsahne, Kuchen, frisches Obst. Die fünf Schwestern Levasseur bemächtigten sich eines ganzen Winkels voll Leckereien, während Valentine, stolz auf ihre vierzehn Jahre, die vernünftige Dame spielte und sich mit ihren Nachbarn beschäftigte. Lucien, um sich galant zu zeigen, hatte inzwischen eine Flasche Schaumwein entkorkt und sich dabei so ungeschickt betragen, daß er schier den ganzen Inhalt des Fläschchens auf seine kirschrote Kniehose schüttete. Der Fall machte großes Aufsehen.

Willst du wohl die Flasche in Frieden lassen! Es ist meine Sache, den Champagner zu entkorken, rief Pauline.

Sie machte sich ganz außerordentlich zu schaffen, das war ihr Vergnügen. Sobald ein Diener kam, riß sie ihm den Schokoladenapf aus der Hand; es gereichte ihr zur Wonne, die Tassen zu füllen, was sie mit der Geschicklichkeit eines Kaffeehauskellners vollbrachte. Dann reichte sie Eis oder Fruchtsaft herum, ließ dieses sein, um irgendeine vergessene Kleine zu füttern, und lief wieder davon, die einen oder die anderen nach ihren Wünschen zu befragen.

Was willst du, mein Dicker? Wie, eine Butterstulle? ... Wart', Liebste, ich bringe dir die Apfelsinen ... So eßt doch, ihr Gänschen, ihr könnt nachher spielen!

Frau Deberle blieb ruhig und sagte wiederholt, man solle sie

nur in Frieden lassen; sie würden schon von selbst mit sich fertig werden. In einem Winkel des Zimmers saß Helene mit mehreren Damen; sie lachten über das Schauspiel, das die Tafel der Kinder bot. Alle rosigen Mündchen aßen, was die weißen Zähnchen nur immer leisten konnten. Nichts war drolliger als ihr Benehmen wohlerzogener Kinder, die sich zuweilen in Ausschreitungen junger Wildlinge vergaßen. Sie faßten ihre Gläser mit beiden Händen, um sie bis auf den Grund zu leeren, beschmierten sich die Gesichtchen, beschmutzten ihre Kostüme. Der Lärm wurde immer größer. Man plünderte die letzten Teller. Johanna begann auf ihrem Sessel zu hüpfen, als sie im Salon eine Quadrille anstimmen hörte; und als ihre Mutter näher kam und ihr vorwarf, sie habe zu viel gegessen, antwortete sie:

Ach, Mama, ich fühle mich heute so wohl!

Doch die Musik hatte auch die anderen Kinder auf die Beine gebracht. Allmählich entvölkerte sich der Tisch, und es blieb nur ein kleiner Dicker da mitten an der Tafel. Dieser schien sich um das Klavier wenig zu kümmern. Ein Tellertuch vorgebunden, das Kinn auf dem Tisch, weil er so klein war, riß er die Augen weit auf und streckte das Mündchen vor, so oft seine Mutter ihm einen Löffel Schokolade reichte. Die Tasse leerte sich; er ließ sich die Lippen abtrocknen, schluckte noch immer und riß die Augen noch weiter auf.

Alle Wetter, mein Junge, du befindest dich aber kannibalisch wohl, sagte Malignon, der ihn mit träumerischer Miene beobachtete.

Jetzt wurden die „Überraschungen" verteilt. Den Tisch verlassend, nahm jedes der Kinder eine der großen Tüten von Goldpapier mit, deren Umschlag sie sogleich zerrissen; sie zogen daraus allerlei Spielzeug hervor, komische Kopfbedeckungen aus dünnem Papier, Vögel und Schmetterlinge. Die größte Freude aber verursachten die Schwärmer. Jede „Überraschung" enthielt einen solchen Schwärmer, den die Knaben mutig abbrannten, des Gepraſſels sich erfreuend, während die Mädchen die Augen schlossen und wiederholt versuchen mußten, ehe es ihnen gelang. Eine Weile hörte man nichts als das trockene Gepraſſel dieser Schießerei. Inmitten dieses Geräusches kehrten die Kinder in den Salon zurück, wo das Klavier unaufhörlich Quadrillefiguren spielte.

Ich möchte eine Butterstulle essen, murmelte Fräulein Aurelie, Platz nehmend.

An der verlassenen Tafel, die das Wirrsal dieses kolossalen Nachtisches bedeckte, ließen jetzt die Damen sich nieder. Es waren ihrer etwa zehn; sie hatten ruhig gewartet, bis sie an die Reihe kämen zu essen. Da sie keinen Diener erwischen konnten, beeilte sich Malignon, die Damen zu bedienen. Er leerte den Schokoladenapf, suchte die halbvollen Flaschen zusammen und fand sogar noch Fruchteis. Doch während er sich so galant benahm, kam er immer wieder darauf zurück, daß es ein sonderbarer Gedanke gewesen, die Fensterläden zu schließen.

Man ist wirklich in einer Gruft, wiederholte er.

Helene war stehen geblieben und plauderte mit Frau Deberle. Diese kehrte in den Salon zurück, und Helene schickte sich an, ihr zu folgen, als sie sich leicht an der Schulter berührt fühlte. Der Doktor stand lächelnd hinter ihr. Augenscheinlich verließ er sie nicht mehr.

Nehmen Sie denn nichts? fragte er.

In diese alltägliche Redensart legte er ein so lebhaftes Bitten, daß sie darüber in große Verwirrung geriet. Sie begriff sehr wohl, daß er von einer andern Sache mit ihr redete. Eine Erregung erfaßte allmählich auch sie inmitten der Fröhlichkeit, die sie umgab. Die hüpfende und schreiende kleine Welt teilte auch ihr das Fieber mit. Mit rosigen Wangen und leuchtenden Augen lehnte sie anfänglich ab.

Nein, ich danke; ich nehme nichts.

Als er in sie drang, sagte sie, von einer Unruhe ergriffen und um sich seiner zu entledigen:

Nun denn, eine Tasse Tee.

Er eilte davon und brachte die Tasse Tee. Seine Hände zitterten, als er ihr sie darbot. Und während sie trank, näherte er sich ihr, die Lippen geschwellt und zitternd von dem Geständnisse, das aus seinem Herzen aufstieg. Da wich sie zurück, reichte ihm die leere Tasse und eilte davon, während er die Tasse auf einen Anrichttisch stellte; sie ließ ihn im Speisezimmer allein mit Fräulein Aurelie, die langsam kaute und alle Teller genau besichtigte.

Das Klavier im Salon spielte jetzt sehr laut. Mit reizender Drolligkeit wurde getanzt von einem Ende bis zum anderen. Man bildete einen Kreis um die Quadrille, in der Johanna und Lucien tanzten. Der kleine Marquis verwirrte ein wenig die Figuren; es ging nur gut, wenn er Johanna anzufassen hatte; er nahm sie dann um den Leib und drehte sich mit ihr. Johanna

wiegte sich wie eine Dame; es verdroß sie, wie er ihr Kostüm zerknitterte; von dem Tanzvergnügen fortgerissen, ergriff sie indes auch ihn und hob ihn vom Boden empor. Und der Rock von weißem Samt mit den eingewebten Blumensträußchen vermengte sich mit dem Kleide mit den eingestickten sonderbaren Blumen und Vögeln, und die zwei Figuren von altsächsischem Porzellan nahmen die Anmut und Seltsamkeit von Ziergegenständen an, die ein Wandbrett schmücken.

Nach der Quadrille rief Helene Johanna zu sich, um ihr Kleid zu befestigen.

Er tut es, Mama, sprach die Kleine; er reibt sich an mich, er ist unerträglich.

Die Eltern ringsumher lächelten ihren Kindern zu. Als das Klavier wieder anhub, begannen alle Kinder wieder zu hüpfen. Doch verloren sie an Sicherheit, als sie merkten, daß man sie beobachte. Sie blieben ernst und enthielten sich der Hüpferei, um schicklich zu scheinen. Einige konnten tanzen; den meisten jedoch waren die Tanzfiguren unbekannt, sie tummelten sich nur auf ihrem Platze, ohne zu wissen, wie Arme und Beine zu gebrauchen waren. Doch jetzt kam Pauline ihnen zu Hilfe.

Ich sehe schon, ich muß eingreifen ... Oh, diese Einfältigen!

Sie stürzte sich mitten in die Quadrille, nahm zwei bei den Händen, den einen rechts, den anderen links und brachte den Tanz in Schwung, daß das Parkett krachte. Man hörte nichts als die vielen kleinen Beine, die zur Unzeit auf den Fußboden aufschlugen, während das Klavier allein fortfuhr, im Takt zu spielen. Als Frau Deberle und Helene mehrere kleine Mädchen sahen, die sich schämten und nicht zu tanzen wagten, brachten sie sie in das dichteste Gewühl. Sie führten die Figuren an, schoben die Tänzer vorwärts, bildeten den Reigen; und die Mütter führten ihnen die kleinsten Kinder zu, damit auch diese ein wenig hüpften, an beiden Händen festgehalten. Der Ball war auf seinem Gipfelpunkte. Die Tänzer gaben sich mit voller Freude dem Vergnügen hin, lachten und stießen einander gleich einem Pensionat, das in Abwesenheit des Meisters plötzlich von tollem Übermut ergriffen wird. Man konnte sich keine hellere Fröhlichkeit denken als diesen Kinderkarneval, diese Männlein und Weiblein, die hier in einer Welt der Kleinen, die Moden aller Völker, die Phantasien des Romans und des Theaters durcheinander mengten. Die rosigen Lippen und blauen Augen, alle diese zarten Gesicht-

chen verliehen den Kostümen eine kindliche Frische. Man hätte sich mitten in den Prunk eines Feenmärchens versetzt dünken mögen, wo es vermummte Liebesgötter gibt, die das Verlobungsfest irgendeines Zauberprinzen feiern.

Man erstickt hier, sagte Malignon; ich will frische Luft schöpfen.

Er ging hinaus und machte die Türe des Salons weit auf. Das volle Tageslicht der Straße warf mit einemmal seinen bleichen Schein in den Saal und trübte den Glanz der Lampen und Kerzen. Und jede Viertelstunde riß Malignon in dieser Weise die Türe auf.

Das Klavier hielt im Spiel nicht inne. Die kleine Guiraud mit dem schwarzen Falter der Elsässer Schleife auf ihrem Blondkopf tanzte am Arme eines Harlekins, der zweimal so groß war wie sie. Ein Schotte drehte Margarete Tissot so schnell im Kreise, daß sie unterwegs ihr Milchkännchen verlor. Die Schwestern Berthier, Blanka und Sophie, die unzertrennlich waren, tanzten auch zusammen, die Zofe in den Armen der Torheit, deren Schellen laut klimperten. Und wohin man auch blickte, sah man ein Fräulein Levasseur, die Rotkäppchen schienen sich zu vermehren; überall tauchten rote Hauben und Röcke mit schwarzen Samtstreifen auf. Die größeren Knaben und Mädchen hatten, um bequemer tanzen zu können, im anderen Salon Zuflucht gesucht. Valentine von Chermette, in eine spanische Mantille gehüllt, zeigte hier ihre kunstvollen Schritte einem jungen Herrn, der im Frack gekommen war. Plötzlich erklang ein lautes Gelächter ringsumher, und man rief die Leute herbei, um zu schauen. In einem Winkel hinter der Türe fand man den kleinen Guiraud, einen Hanswurst von zwei Jahren, mit einem kleinen Mädchen in gleichem Alter, die als Bäuerin kostümiert war; die beiden Dreikäsehoch hielten einander fest umschlungen, um nicht zu fallen und drehten sich da, Wange dicht an Wange ganz allein wie zwei Duckmäuser, die vor den anderen hieher geflüchtet waren.

Ich kann nicht weiter, sagte Helene, indem sie sich an die Türe des Speisezimmers lehnte.

Sie fächelte sich, denn sie war ganz rot und erhitzt vom Tanze. Ihre Brust wogte stürmisch unter der durchsichtigen Seide ihres Leibchens. Und sie fühlte noch immer auf ihrer Schulter den Atem Heinrichs, der auch jetzt wieder hinter ihr stand. Jetzt begriff sie, daß er reden werde; aber sie hatte nicht mehr die Kraft, seinem Geständnisse zu entrinnen. Er näherte sich ihr und flüsterte ihr sehr leise ins Haar:

Ich liebe Sie! ach, ich liebe Sie!

Es war, als versenge ein glühender Hauch sie vom Kopfe bis zu den Füßen. Mein Gott! er hatte gesprochen, und sie konnte künftig den süßen Frieden ihrer Unkenntnis nicht heucheln. Sie verbarg das hochgerötete Gesicht hinter ihrem Fächer. In dem letzten Teil der Quadrille schlugen die Kinder fester mit den Schuhen auf. Ein silberhelles Gelächter und leise, vergnügte Rufe, Vogelstimmen gleichend, erfüllten die Luft. Eine Frische stieg auf aus diesem Reigen unschuldiger Kinder, die in einem Galopp kleiner Dämone sich drehten.

Ich liebe Sie! . . . ach, ich liebe Sie! wiederholte Heinrich.

Sie fuhr wieder zusammen; sie wollte nichts mehr hören. Wie von Sinnen flüchtete sie in das Speisezimmer. Doch dieses Zimmer war leer. Herr Letellier allein war da und schlief ruhig auf einem Sessel. Heinrich war ihr dahin gefolgt. Er wagte, auf die Gefahr eines Skandals hin ihre Handknöchel zu fassen; sein Antlitz war dermaßen von der Leidenschaft verstört, daß sie davor erzitterte. Er wiederholte immer:

Ich liebe Sie! . . . ich liebe Sie! . . .

Lassen Sie mich, murmelte sie schwach; lassen Sie mich . . . Sie sind toll . . .

Der Ball im anstoßenden Saale dauerte fort mit seinem Lärm der kleinen Beine. Man hörte die Schellen der Blanka Berthier die gedämpften Klänge des Klaviers begleiten. Frau Deberle und Pauline schlugen in die Hände, um den Takt zu zeigen. Es war eine Polka. Helene konnte Johanna und Lucien sehen, die einander umfassend und lächelnd vorüber wirbelten.

Mit einer plötzlichen Bewegung machte Helene sich los und flüchtete in den anstoßenden Raum, eine Küche, die vom Tageslichte erhellt war. Diese plötzliche Helle blendete sie. Sie erschrak und war außerstande, mit diesem Ausdruck der Leidenschaft, den man ihr vom Gesichte ablesen konnte, in den Salon zurückzukehren. Sie durchschritt den Garten und ging in ihre Wohnung hinauf, immer verfolgt von dem Getümmel des Balles.

Fünftes Kapitel

In ihrem Zimmer, in dieser lieblichen Einsamkeit, die sie wiederfand, glaubte Helene ersticken zu müssen. Sie war erstaunt, den Raum so still, so wohlverschlossen, gleichsam schlummernd

unter seinen blauen Samtvorhängen zu finden, während sie den heißen, kurzen Atem ihrer Erregtheit dahin mitbrachte. War dies ihr Zimmer, dieser einsamtote Winkel, wo es ihr an Luft fehlte? Sie öffnete hastig ein Fenster und lehnte sich hinaus angesichts der unermeßlichen Stadt.

Der Regen hatte aufgehört, und die Wolken zogen dahin gleich einer ungeheuren Herde, deren regelloser Zug sich in den Dünsten des Horizontes verlor. Über der Stadt hatte eine blaue Lichtung sich gebildet, die sich langsam ausbreitete. Doch Helene, mit zitternden Ellbogen auf das Querholz gestützt, noch atemlos, weil sie zu rasch heraufgestiegen, sah nichts und hörte nichts als das stürmische Pochen ihres Herzens, das ihre Brust zu sprengen drohte. Sie schöpfte tief Atem, und es schien ihr, als werde das unermeßliche Tal mit seinem Flusse, seinen zwei Millionen Menschen, seiner Riesenstadt, seinen fernen Höhenzügen nicht Luft genug haben, um ihr die Regelmäßigkeit und Ruhe ihres Atems wiederzugeben.

Einige Minuten blieb sie so wie sinnlos in dieser Erregung, die sie völlig ergriffen hatte. Es wogte in ihr gleichsam ein ungeheures Durcheinander von Gefühlen und wirren Gedanken, dessen Geräusch sie hinderte, sich selber zu hören und zu verstehen. Ihre Ohren summten; ihre Augen sahe breite, helle Flecke, die langsam dahinzogen. Sie ertappte sich dabei, wie sie ihre behandschuhten Hände prüfte und sich erinnerte, daß sie vergessen hatte, einen Knopf an den linken Handschuh wieder anzunähen. Dann sprach sie laut und wiederholte mit immer leiser werdender Stimme:

Ich liebe Sie ... ich liebe Sie ... Mein Gott, ich liebe Sie! ...

Und mit einer unwillkürlichen Gebärde legte sie das Gesicht in ihre zusammengefalteten Hände und stützte die Finger auf ihre geschlossenen Augenlider, wie um die Nacht zu verdichten, in die sie sich versenkte. Es erfaßte sie ein Wille, sich in nichts aufzulösen, nicht mehr zu sehen, allein zu sein in der Tiefe der Finsternis. Ihr Atemzug beruhigte sich allmählich. Paris sandte seinen mächtigen Hauch ihr ins Gesicht; sie fühlte es vor sich, obgleich sie es nicht sehen wollte; und dennoch fürchtete sie den Gedanken, das Fenster zu verlassen, nicht mehr diese Stadt zu ihren Füßen zu haben, deren ungeheure Ausdehnung sie beruhigte.

Bald vergaß sie alles. Die Szene des Geständnisses tauchte wider ihren Willen vor ihr auf. Am Grunde einer tintenschwarzen

Finsternis erschien Heinrich mit einer seltsamen Deutlichkeit dermaßen lebendig, daß sie das nervöse Zucken seiner Lippen bemerken konnte. Er näherte sich, neigte sich vor. Da warf sie sich zurück, außer sich vor Bestürzung. Aber sie fühlte dennoch ein Brennen ihre Schultern berühren und sie hörte eine Stimme: „Ich liebe Sie! . . . ich liebe Sie!" Wenn es ihr durch eine übermenschliche Anstrengung gelungen war, dies Bild zu verscheuchen, tauchte es etwas weiter von neuem auf und wuchs allmählich. Wieder war es Heinrich, der sie in den Speisesaal verfolgte mit denselben Worten: „Ich liebe Sie . . . ich liebe Sie!" — deren Wiederholung jetzt in ihrem Innern so hell klang wie eine Glocke. Sie hörte nur diese Worte, die ihr mit mächtigem Schall durch alle Glieder zitterten. Es sprengte ihr schier die Brust. Indes wollte sie nachdenken; sie bemühte sich noch, dem Bilde Heinrichs zu entschlüpfen. Er hatte gesprochen; niemals würde sie es wagen, ihn von Angesicht zu Angesicht wiederzusehen. Der rücksichtslose Mann hatte ihre Liebe zerstört. Sie erinnerte sich der Stunden, da er sie liebte, ohne die Grausamkeit zu haben, ihr es zu sagen, jener Stunden, die sie im Garten, in der Heiterkeit des erwachenden Frühlings zugebracht hatten. Mein Gott, er hatte gesprochen! Dieser Gedanke packte sie so beharrlich und wurde so groß und so schwer, daß ein Donnerschlag, der Paris zerstört haben würde, ihr nicht so bedeutsam erschienen wäre. Es entstand in ihrem Herzen ein Gefühl entrüsteter Auflehnung, stolzen Zornes, vermengt mit einer dumpfen und unüberwindlichen Wollust, die aus ihrem Innersten kam und sie betäubte. Er hatte gesprochen und sprach noch immer; hartnäckig tauchte er immer wieder vor ihr auf, mit den glühenden Worten: „Ich liebe Sie . . . ich liebe Sie . . ." — die ihre ganze Vergangenheit als Gattin und Mutter hinwegfegten.

Doch inmitten dieser Erinnerung bewahrte sie das Bewußtsein der weiten Flächen, die sich unter ihr ausdehnten hinter der Nacht, in die sie sich hüllte. Eine laute Stimme stieg empor. Eine lebendige Flut breitete sich aus und umfing sie. Die Geräusche, die Gerüche, selbst die Helle drangen an ihr Gesicht trotz der nervös verschlungenen Hände. Plötzlich aufzuckende Lichter schienen zuweilen ihre geschlossenen Augenlider zu durchdringen; und in diesen Lichtern glaubte sie die Denkmäler, die Türme und die Kuppeln von dem weithin hellen Himmel ihres Traumgesichtes sich abheben zu sehen. Da tat sie die Hände weg, öffnete die Augen

und war wie geblendet. Der Himmel wölbte sich über ihr. Heinrich war verschwunden.

Man sah im Hintergrunde nur mehr einen Streifen Wolken, einem regellosen Haufen kreidiger Felsen gleich. In der reinen tiefblauen Luft schwammen nur leichte, weiße Wolken dahin gleich Segelflottillen, die der Wind schwellte. Im Norden, über Montmartre, war ein Netz von außerordentlicher Feinheit ausgebreitet wie ein Gewebe von matter Seide, das in diesem Winkel des Himmels wie zu einer Fischerei in dieser stillen See ausgespannt war. Doch im Westen, in der Richtung der Höhen von Meudon, die Helene nicht sehen konnte, stand noch ein letztes Stück des Regengewölks, das die Sonne zu verhüllen schien, denn Paris war unter der Lichtung düster und feucht, verschwommen im Dunste der trocknenden Dächer. Es war eine Stadt von gleichmäßiger Farbe, graublau wie Schiefer, mit den dunkleren Flecken der Bäume, dabei doch sehr gut zu unterscheiden mit seinen scharfen Kanten und seinen Tausenden von Fenstern. Die Seine hatte den matten Glanz einer Platte von altem Silber. Die Gebäude an den beiden Ufern schienen mit Ruß bestrichen. Der Jakobsturm reckte, wie von Rost zerfressen, seinen altertümlichen Bau in die Höhe, während das Pantheon oberhalb des düsteren Stadtviertels, das es beherrschte, die Gestalt eines riesigen Sarges annahm. Bloß der Dom der Invaliden behielt einen Schimmer in seinen Vergoldungen; es war wie Lampen, die am hellen Tage brennen, mit einer träumerischen Schwermut inmitten der dämmernden Trauer, welche die Stadt einhüllte. Die einzelnen Felder fehlten; Paris, in eine Wolke eingehüllt, zeichnete sich am Horizont wie eine riesige Kohle sehr kräftig unter dem klaren Himmel ab.

Angesichts dieser düsteren Stadt erinnerte sich Helene, daß sie Heinrich nicht kenne. Da sein Bild sie nicht mehr verfolgte, fühlte sie sich sehr stark. Eine innere Empörung drängte sie dazu, diesen Bann zu leugnen, der in wenigen Wochen sie ganz mit diesem Manne erfüllt hatte. Nein, sie kannte ihn nicht. Alles an ihm war ihr unbekannt: seine Handlungen, seine Gedanken; sie hätte nicht einmal sagen können, ob er von bedeutender Verstandeskraft sei. Vielleicht fehlte es ihm mehr an Herz denn an Geist. So erschöpfte sie alle Vermutungen, beschwerte ihr Herz mit der Bitterkeit, die sie am Grunde einer jeden Vermutung fand, stieß immer wieder auf ihre Unkenntnis, auf diese Mauer, die sie von

Heinrich trennte und sie hinderte, ihn zu kennen. Sie dachte sich ihn nur rücksichtslos, ihr Flammenworte zuflüsternd, ihr die einzige Verwirrung verursachend, die bis zu dieser Stunde das glückliche Gleichgewicht ihres Lebens gestört hatte. Woher kam er denn, um sie in solche Trostlosigkeit zu stürzen? Plötzlich erinnerte sie sich, daß sie sechs Wochen früher für ihn noch nicht da war, und dieser Gedanke war ihr unerträglich. Mein Gott! Einer für den andern nicht da zu sein, aneinander vorüberzugehen, ohne sich zu sehen, sich vielleicht gar nicht zu treffen! Sie hatte verzweifelt die Hände gefaltet, und Tränen netzten ihre Augen.

Helene betrachtete starr die Türme der Liebfrauenkirche in weiter Ferne. Ein zwischen zwei Wolken hervorbrechender Strahl vergoldete sie. Ihr Kopf war schwer, gleichsam übervoll von den stürmischen Gedanken, die sich darin jagten. Es war für sie ein Leiden; sie hätte sich für Paris interessieren mögen, ihren Frieden wiederfinden, ihre sonst so ruhigen Blicke wieder über das Häusermeer schweifen lassen. Wie oft hatte zu dieser Stunde das Fremde der großen Stadt, im Frieden eines schönen Abends gesehen, sie in einen lieblichen Traum eingewiegt! Doch mittlerweile erhellte sich Paris vor ihr durch einzelne Sonnenstrahlen. Dem ersten, der auf die Liebfrauenkirche niedergefallen, waren andere gefolgt, welche die Stadt beleuchteten. Das Gestirn durchbrach in seinem Niedergange die Wolken. Jetzt dehnten die Stadtviertel in einem Kunterbunt von Licht und Schatten sich aus. Einen Augenblick war das ganze linke Ufer bleigrau, während runde Lichtflecke das rechte Ufer streiften, das jetzt wie ein riesiges Tierfell dalag. Dann wechselten die Formen und änderten ihren Platz je nach der Strömung des Windes, der die Wolken jagte. Über dem Goldschimmer, der jetzt auf den Dächern lag, schwebten schwarze Felder in derselben Richtung, mit demselben sanften, stillen Gleiten dahin. Es gab darunter riesig große, die in der majestätischen Art eines Admiralsschiffes dahinschwammen, umgeben von kleineren, die die Gleichmäßigkeit eines in Schlachtordnung aufgestellten Geschwaders einhielten. Ein unermeßlich großer, langgestreckter Schatten mit einem weit geöffneten Schlangenrachen, lagerte einen Augenblick über Paris und schien die Stadt verschlingen zu wollen. Als er zur Größe eines Erdenwurmes zusammengeschrumpft am Horizonte sich verlor, fiel ein Sonnenstrahl mit seiner niederrieselnden Lichtflut in das Loch, das er zurückgelassen. Man sah den Goldstaub dahinfließen wie

einen feinen Sand, sich zu einem riesigen Kegel ausbreiten und ohne Unterlaß auf das Stadtviertel der Elysäischen Felder herniederfließen, das sie mit einer unstet tanzenden Helle überschüttete. Lange währte dieser Platzregen von Licht mit seinem anhaltenden, raketenartigen Funkenstreuen.

Nun denn, diese Leidenschaft war ein Verhängnis, und Helene wehrte sich nicht länger dagegen. Sie fühlte sich kraftlos ihrem Herzen gegenüber. Heinrich konnte sie nehmen, sie gab sich hin. Sie genoß ein unendliches Glück in dem Gedanken, nicht länger zu kämpfen. Warum sollte sie sich noch weigern? Hatte sie nicht genug gewartet? Die Erinnerung an ihr vergangenes Leben schwellte ihre Brust mit Zorn und Mißachtung. Wie hatte sie nur leben können in dieser Kälte, auf die sie ehemals so stolz gewesen? Sie sah sich wieder als junges Mädchen in der kleinen Marienstraße zu Marseille, in jener Straße, wo sie stets gefröstelt hatte; dann sah sie sich wieder als Frau an der Seite jenes großen Kindes, das ihre nackten Füße küßte, in ihren Sorgen einer guten Hauswirtin ihre Zuflucht nehmend; und sie sah sich wieder zu jeder Stunde des Lebens, mit demselben Schritte denselben Weg verfolgend, ohne eine Erregung, die ihre Ruhe gestört hätte. Diese Einförmigkeit, dieser Schlaf der Liebe, den sie geschlafen, erbitterte sie jetzt. Ist es möglich, daß sie sich glücklich wähnte, in dieser Weise dreißig Jahre für sich hinzuleben mit stummem Herzen, und die Leere ihres Herzens nur mit dem Stolze der ehrbaren Frau füllend. Ach, welch eine Täuschung waren diese Starrheit, diese Bedenken des Rechtsgefühls, die sie in den unfruchtbaren Freuden der Betschwestern eingeschlossen hatten! Nein, nein, es war genug; sie wollte leben! Eine grausame Verhöhnung ihrer Vernunft stieg in ihr auf. Ihre Vernunft! Wahrhaftig, sie dauerte sie, diese Vernunft, die in einem nunmehr langen Leben ihr nicht so viel Freude gebracht hatte, wie sie jetzt seit einer Stunde genoß. Sie hatte die Möglichkeit eines Falles geleugnet; sie hatte in ihrer schwachsinnigen Prahlerei geglaubt, daß sie in dieser Weise bis ans Ende gehen werde, ohne auch nur an einen Stein zu stoßen. Nun denn, heute wünschte sie den Fall; sie sehnte ihn sogleich herbei und so tief wie möglich. In diesem gebieterischen Verlangen endete ihre ganze innere Empörung. Ach, verschwinden in einer Umschlingung! in einer Minute alles durchleben, was sie bisher nicht gelebt hatte!

Indes war sie im Innersten tief betrübt. Es war eine Beklem-

mung, ein Gefühl der Leere und der Finsternis. Jetzt überdachte sie die Sache. War sie nicht frei? Indem sie Heinrich liebte, betrog sie niemanden; sie verfügte über ihre Liebe, wie sie wollte. Hatte sie nicht alle Entschuldigungen für sich? Was war ihr Leben seit bald zwei Jahren? Sie begriff jetzt, daß alles sie verweichlicht und für die Leidenschaft vorbereitet hatte: ihr Wittum, ihre vollständige Freiheit, ihre Einsamkeit. Die Leidenschaft schien in ihr geschlummert zu haben während der langen Abende, die sie zwischen zwei alten Freunden, dem Abbé und dessen Bruder, zugebracht hatte, zwischen diesen einfachen Menschen, deren Ruhe sie einwiegte; sie schlummerte in ihr, wenn sie sich eng abschloß außerhalb der Welt angesichts von Paris, das sich dort im Gesichtskreise zeigte; sie schlummerte in ihr jedesmal, wenn sie sich an dieses Fenster lehnte, von einer jener Träumereien ergriffen, die sie früher nicht gekannt hatte, und die sie allmählich feige machten. Es kam ihr die Erinnerung an jenen hellen Frühlingsmorgen, an dem die Stadt so weiß und klar war wie unter einem Kristall, ein kindlich-blondes Paris, das sie so träge betrachtet hatte, auf ihren Liegestuhl ausgestreckt, mit einem Buche auf den Knien. An jenem Morgen erwachte die Liebe; es war kaum ein Frösteln, gegen das sie sich stark genug wähnte. Heute war sie auf demselben Platze, aber die siegreiche Leidenschaft verzehrte sie, während vor ihr eine niedergehende Sonne die Stadt in Brand setzte. Ihr war, als habe ein Tag genügt, als sei dies der flammende Abend jenes hellen Morgens, und sie glaubte alle diese Flammen in ihrem Herzen lodern zu fühlen.

Doch der Himmel hatte inzwischen sein Aussehen geändert. Die Sonne war zu den Höhen von Meudon herabgestiegen, hatte die letzten Wolken abgestreift und strahlte wieder in vollem Glanze. Die lodernde Scheibe setzte das Himmelsblau in Brand. Der regellose Haufe von kreidigen Felsen, der im Hintergrunde des Horizonts den Ausblick auf Charenton und Choisy-le-Roi abschloß, türmte sich jetzt zu karminroten Blöcken auf mit einem Saum von hellem Lack; die Flottille kleiner Wolken, die langsam in dem Blau über Paris dahinschwamm, bedeckte sich mit purpurnen Segeln, während das dünne Netz, das Gewebe von weißer Seide, das über Montmartre ausgespannt war, plötzlich aus goldenen Schnüren geknotet schien, deren regelmäßige Maschen die heraufziehenden Sterne aufnehmen zu wollen schienen. Unter diesem flammenden Gewölbe dehnte die völlig gelbe, von großen

Schatten gestreifte Stadt sich aus. Unten auf dem weiten Platze längs der Alleen kreuzten sich Droschken und Omnibusse inmitten eines orangefarbenen Staubes in der Menge Fußgänger, deren dunkles Gewimmel eine blonde Färbung annahm und sich wie durch Lichttropfen erhellte. Die Zöglinge eines Priesterseminars gingen am Billy-Ufer in enggeschlossenen Reihen dahin und bildeten in dem weithin flutenden Lichte einen tiefschwarzen Streif. Dann verloren sich Wagen und Fußgänger, und man bemerkte nichts als in weiter Ferne auf irgendeiner Brücke eine Reihe von Kutschen, deren Lampen funkelten. Die roten, geraden Schlote der Kriegsbäckerei links ließen dichte Rauchwirbel aufsteigen, die im Lichte der Abendsonne eine zarte Fleischfarbe annahmen, während jenseits des Flusses die schönen Ulmen des Orsay-Ufers eine dunkle, nur von einzelnen Sonnenstrahlen durchbrochene Masse bildeten. Die Seine zwischen ihren Ufern, welche die schrägen Sonnenstrahlen der ganzen Länge nach bestrichen, wälzte ihre hüpfenden Wellen dahin, auf denen Gelb, Blau, Grün in einem buntscheckigen Lichtstaube sich brachen; doch stromaufwärts nahm dieses Farbenspiel, das an die Ostsee erinnerte, einen einzigen Goldton an, der immer blendender wurde; es war wie ein Goldbarren, der am Horizont aus irgendeinem unsichtbaren Schmelzofen hervorkam und in dem Maße, wie er auskühlte, mit einer immer lebhafteren Farbenbewegung sich ausbreitete. Die staffelförmig aufgereihten Brücken über dieser glänzenden Flut mit ihren leicht geschwungenen Bogen, die immer dünner wurden, glichen grauen Querbalken, die sich in einer lodernden Häusermasse verloren, welche die beiden Türme der Liebfrauenkirche gleich roten Fackeln überragten. Die Gebäude rechts und links waren von lodernem Lichte übergossen. Die Glaswände des Industriepalastes inmitten der Dichte der Elysäischen Felder breiteten gleichsam ein Bett von lodernden Feuerbränden aus; weiterhin schien hinter dem niedrigen Dache der Magdalenenkirche die ungeheure Masse der Oper ein Kupferblock zu sein; und die anderen Bauten, die Kuppeln und die Türme, die Vendômesäule, die Vincenzkirche, der Jakobsturm und näher die Gebäude des neuen Louvre und der Tuilerien, sie krönten sich mit Flammen und schienen an jeder Straßenkreuzung riesige Scheiterhaufen aufzurichten. Der Dom der Invaliden stand im Feuer und funkelte dermaßen, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, er werde einstürzen und das ganze

Stadtviertel mit den Bränden seines Gebälks überschütten. Jenseits der ungleichen Türme der Sulpiziuskirche hob das Pantheon sich vom Himmel ab mit einem tiefen Glanze gleich einem brennenden Königspalaste, der allmählich von den Flammen verzehrt wird. In dem Maße, wie die Sonne tiefer sank, entzündete sich ganz Paris an den Scheiterhaufen der Gebäude. Lichter hüpften über die Kanten der Dächer dahin, während in den Tiefen schwarze Dünste lagerten. Alle dem Trokadero zugewandten Vorderseiten waren von einem roten Schein übergossen und streuten einen Funkenregen aus, der gen Himmel aufstieg, als ob ein Blasebalg diese riesige Feuereſſe unablässig bearbeitet habe. Immer wieder loderten Funkengarben aus den benachbarten Vierteln empor, wo die dunklen, von heißen Dünsten erfüllten Straßen sich kreuzten. Selbst in den Fernen der Ebene leuchteten aus einer roten Asche, welche die entlegensten, noch von der niedergegangenen Sonne heißen Vorstädte einhüllte, einzelne Brände auf, die wie von einem plötzlich entfachten Feuerherde aufstiegen. Das Ganze war alsbald ein einziger Glutofen. Paris flammte. Der Himmel hatte sich noch mehr gerötet, die Wolken bluteten über dieser ungeheuren Stadt, die ganz in Rot und Gold getaucht dalag.

In diese Flammen getaucht, der Leidenschaft sich überlassend, die sie verzehrte, betrachtete Helene das lodernde Paris, als sie plötzlich zusammenfuhr, weil eine kleine Hand sich auf ihre Schulter gelegt hatte. Es war Johanna.

Mama! Mama! rief sie.

Als diese sich umwandte, sagte sie:

Ach, endlich! . . . Hörst du denn nicht? Ich rufe dich schon zehnmal.

Die Kleine, noch als Japanerin kostümiert, hatte glänzende Augen und vom Vergnügen rote Wangen. Sie ließ ihrer Mutter nicht Zeit zu antworten.

Du hast mich schön im Stich gelassen . . . Du mußt wissen, man hat dich schließlich überall gesucht. Ohne Pauline, die mich bis zu unserer Treppe begleitet hat, würde ich nicht gewagt haben, über die Straße zu gehen.

Mit einer allerliebsten Bewegung näherte sie ihr Antlitz den Lippen ihrer Mutter und fragte ohne jeden Übergang:

Liebst du mich?

Helene küßte sie zerstreut. Sie war überrascht, fast ungeduldig,

weil sie das Kind so rasch zurückkehren sah. War denn wirklich schon eine Stunde verflossen, seitdem sie von dem Ball gefloh'n? Um auf die Fragen des ungeduldig gewordenen Kindes zu antworten, sagte sie, daß in der Tat ein leichtes Unwohlsein sie ergriffen habe. Die frische Luft tue ihr wohl; sie brauche ein wenig Ruhe.

Oh, sei unbesorgt, ich bin zu müde, murmelte Johanna. Ich werde mich ganz ruhig verhalten. Aber ich darf doch reden, nicht wahr, Mütterchen?

Sie stellte sich neben Helene und schmiegte sich an sie, glücklich darüber, daß sie nicht sogleich wieder ausgekleidet wurde. Ihr purpurgesticktes Kleid, ihr Rock von grünschimmernder Seide entzückten sie; sie schüttelte ihren feingeschnittenen Kopf, um die Anhängsel der langen Nadeln klimpern zu hören, die in ihrem Haare steckten. Eine Flut von Worten sprudelte über ihre Lippen. Sie hatte alles beobachtet, alles gehört und alles behalten trotz des einfältigen Gesichtes, das sie gemacht hatte, als ob sie nichts verstehe. Sie entschädigte sich jetzt dafür, das sie eine so artige Haltung mit ernstem Munde und gleichgültigen Augen bewahrt hatte.

Weißt du, Mama: es war ein alter Mann mit grauem Barte, der den Hanswurst machte. Ich sah ihn sehr genau, als der Vorhang einmal klaffte . . . Der kleine Guirand hat geweint. Das ist ein recht dummer Junge. Man sagte ihm dann, der Gendarm werde kommen und ihm Wasser in seine Suppe gießen; aber endlich mußte man ihn hinaustragen, so sehr schrie er . . . Und beim Essen erst, wie ist es da zugegangen . . . Margarete hat ihr Milchmädchenkostüm mit eingemachtem Obst befleckt. Ihre Mutter hat sie gereinigt und gerufen: Oh, der Schmutzfink! Margarete hat sich bis an die Augen vollgestopft . . . Ich sagte nichts, aber es machte mir Spaß, wie sie über die Kuchen herfielen. Sie sind schlecht erzogen, nicht wahr, Mütterchen?

Sie unterbrach sich einige Minuten, wie in eine Erinnerung sich versenkend; dann fragte sie mit nachdenklicher Miene:

Mama, hast du von den gelben Kuchen mit weißer Sahne gegessen? Oh, die waren gut! die waren gut! . . . Ich habe den Teller mit diesen Kuchen die ganze Zeit neben mir behalten.

Helene hörte nicht mehr dieses kindliche Geschwätz. Allein Johanna plauderte weiter, um sich zu erleichtern; sie hatte den Kopf zu voll. Mit einer außerordentlichen Fülle von Einzelheiten

begann sie wieder von dem Ball zu sprechen. Die geringfügigsten Umstände nahmen in ihren Augen eine ungeheure Wichtigkeit an.

Du hast es nicht bemerkt, Mama: gerade als man anfing, ging mein Gürtel los. Eine Dame, die ich nicht kenne, lieh mir eine Stecknadel. Ich sagte ihr: Danke schön, gnädige Frau. Lucien hat sich beim Tanze an der Stecknadel gestochen. Was hast du denn da, was mich sticht? fragte er. Ich wußte es nicht mehr und sagte, ich wisse es nicht. Pauline sah nach und steckte die Nadel wieder zurecht. Du hast keine Ahnung von dem Drängen und Stoßen; ein großer Tölpel hat Sophien eins an die Lenden gegeben, daß sie schier umfiel. Die Fräulein Levasseur tanzten mit aneinandergepreßten Beinen. So tanzt man doch gewiß nicht. Das schönste war aber doch das Ende. Du warst nicht mehr da; du kannst es nicht wissen. Alle faßten sich bei den Händen und drehten sich im Kreise. Es war zum Totlachen. Es waren auch große Herren da, die sich drehten. Wirklich wahr; ich lüge nicht! . . . Warum willst du mir nicht glauben, Mütterchen?

Das Stillschweigen der Mutter ärgerte sie schließlich. Sie schmiegte sich enger an sie, schüttelte ihr die Hand. Als sie sah, daß sie nur kurze Worte aus ihr herausbrachte, schwieg auch sie allmählich, versank in eine Träumerei und dachte an diesen Ball, der ihr junges Herz völlig erfüllte. Beide, Mutter und Tochter, blieben jetzt stumm angesichts des in der Glut der Abendsonne lodernden Paris. So erhellt von den roten Wolken war es ihnen noch weniger bekannt; es glich einer Stadt der biblischen Erzählungen, die in einem Feuerregen ihre Sünden büßt.

Man hat also einen Reigen getanzt? fragte Helene plötzlich, wie aus dem Schlafe auffahrend.

Ja, ja, erwiderte Johanna, die jetzt ihrerseits nachdenklich geworden war.

Und der Doktor? . . . Hat er auch getanzt?

Das will ich glauben! Er hat mit mir gewalzt, mich fortgezogen und hat mich gefragt: Wo ist deine Mama? Dann hat er mich geküßt.

Helene lächelte unwillkürlich. Seine Zärtlichkeit stimmte sie froh. Wozu hatte sie es notwendig, Heinrich kennenzulernen? Es schien ihr lieblicher, wenn er ihr für immer unbekannt bleibe und sie ihn als den aufnehmen werde, den sie seit so langer Zeit erwarte. Warum war sie auch erstaunt und beunruhigt gewesen? Zur bestimmten Stunde befand er sich auf ihrem Wege. Das war

gut. Ihre offene Natur nahm alles hin. Eine Heiterkeit durchdrang sie, hervorgegangen aus dem Gedanken, daß sie liebe und geliebt werde. Sie sagte sich, daß sie stark genug sein werde, ihr Glück nicht zu verderben.

Inzwischen war es Nacht geworden, und ein kalter Wind strich durch die Luft. Johanna, noch immer nachdenklich, schauerte zusammen. Sie legte das Haupt an die Brust ihrer Mutter; und als hänge die Frage mit ihrem Nachsinnen zusammen, flüsterte sie ein zweites Mal:

Liebst du mich?

Helene lächelte noch immer, nahm ihren Kopf in ihre Hände und schien einen Augenblick in ihrem Antlitze zu lesen. Dann drückte sie die Lippen auf ihre Wangen, nahe bei dem Munde, oberhalb eines kleinen roten Mals. Hier hatte Heinrich das Kind geküßt, das sah sie wohl.

Der dunkle Kamm der Höhen von Meudon verdeckte bereits einen Teil der Sonnenscheibe. Die schrägen Strahlen über Paris hatten sich noch mehr verlängert. Der ins Ungemessene vergrößerte Schatten des Invalidendomes hüllte das ganze Saint-Germain-Viertel ein; während die Oper, der Jakobsturm, die Säulen und die Turmspitzen hellere Punkte in dem Dunkel des rechten Ufers bildeten. Die Reihen der Häuserfronten, die Vertiefungen der Straßen, das Häusermeer: sie loderten jetzt in einer tieferen Glut. Auf den dunkel gewordenen Scheiben erstarben die Lichter, als seien die Häuser in der Glutasche zusammengesunken. Glocken ertönten in der Ferne, ein Geräusch wälzte sich dahin, um sich wieder zu verlieren. Der bei Einbruch der Nacht freier gewordene Himmel wölbte sein unermeßliches violettes Rund, von Gold und Purpur durchzogen, über der in rötlichem Schimmer daliegenden Stadt. Plötzlich entstand ein ungeheures Aufflackern des Brandes, ein letztes Auflodern über Paris, das die Stadt bis in die entlegensten Vorstädte erhellte. Dann schien es, als falle eine graue Asche hernieder, und die Stadtviertel standen da, leicht und schwärzlich wie erloschene Kohlen.

Dritter Teil

Erstes Kapitel

Eines Morgens — es war im Monat Mai — lief Rosalie aus der Küche herbei, ohne den Waschlappen aus der Hand zu legen, und rief mit der Vertraulichkeit einer verhätschelten Magd:

Ach, gnädige Frau, kommen Sie rasch! . . . Der Herr Abbé ist unten im Garten des Doktors damit beschäftigt, die Erde umzugraben!

Helene rührte sich nicht. Johanna aber war schon hinausgeeilt, um zu sehen. Als sie zurückkam, rief sie:

Gott, ist diese Rosalie aber dumm! Er gräbt keineswegs die Erde um. Er ist bei dem Gärtner, der Pflanzen auf einen kleinen Karren ladet. Frau Deberle sammelt alle Rosen ab . . .

Es muß für die Kirche sein, sagte Helene ruhig und fuhr in ihrer Stickereiarbeit fort.

Einige Minuten später ertönte die Türklingel, und der Abbé Jouve erschien. Er kam, um anzukündigen, daß man nächsten Dienstag nicht auf ihn zählen solle. Seine Abende seien durch die kirchlichen Feiern des Marienmonats in Anspruch genommen. Der Pfarrer hatte ihn damit betraut, die Kirche zu schmücken. Es sollte herrlich werden. Alle Damen seiner Bekanntschaft gaben ihm Blumen. Er erwartete zwei Palmen von vier Meter Höhe; diese wollte er rechts und links vom Altar aufstellen.

O Mama, Mama! rief Johanna, die entzückt zugehört hatte.

Nun denn, mein Freund, Sie wissen etwas noch nicht, sagte Helene lächelnd. Wenn Sie nicht zu uns kommen können, werden wir zu Ihnen in Ihre Kirche kommen. Sie haben mit Ihren Sträußen Johanna den Kopf verdreht.

Sie war nicht übermäßig fromm und ging sehr selten zur Messe; sie schützte die Gesundheit ihrer Tochter vor, die in den kühlen

Kirchen fröstele. Der alte Priester vermied es, von Religion mit ihr zu sprechen. Er sagte bloß in seiner gutmütigen Duldsamkeit, daß die reinen Seelen ihr Heil in ihrer Ehrbarkeit und Mildtätigkeit finden. Gott werde sie schon eines Tages zu rühren wissen.

Bis zum Abend des nächsten Tages dachte Johanna nur an den Marienmonat. Sie befragte ihre Mutter, träumte von der mit weißen Rosen gefüllten Kirche mit den Tausenden von Kerzen, den himmlischen Stimmen, den lieblichen Düften. Sie wollte in der Nähe des Altars sein, um das Spitzenkleid der heiligen Jungfrau besser zu sehen, ein Kleid, das ein Vermögen wert war, wie der Abbé sagte. Doch Helene mahnte sie zur Ruhe und drohte, sie nicht mitzunehmen, wenn sie sich schon im voraus krank mache.

Am Abend brachen sie nach dem Essen endlich auf. Die Nächte waren noch kühl. Als sie in der Verkündigungsstraße ankamen, wo die Gnadenkirche steht, begann das Kind zu frösteln.

Die Kirche ist geheizt, sagte die Mutter; wir werden uns neben eine der Heizöffnungen setzen.

Als sie die gepolsterte Tür öffnete, die weich und geräuschlos ins Schloß zurückfiel, fühlten sie sich von Wärme eingehüllt, und Lichterglanz und heller Gesang empfing sie. Die Feier hatte begonnen. Als Helene das Mittelschiff schon voll sah, wollte sie eines der Seitenschiffe betreten. Allein sie konnte nur mit vieler Mühe dem Altar näher kommen. Sie hielt Johanna bei der Hand und drang langsam vor. Dann verzichtete sie darauf, vorwärts zu gelangen, und nahm die ersten zwei freien Sessel, die sie fand. Ein Pfeiler verbarg ihnen die Hälfte des Chors.

Ich sehe nichts, Mama, murmelte die Kleine verdrossen. Wir sitzen da sehr schlecht.

Helene gebot ihr Stillschweigen. Da begann das Kind zu schmollen. Sie sah nichts vor sich wie den ungeheuren Rücken einer alten Dame. Als ihre Mutter sich umwandte, sah sie sie auf dem Sessel stehen.

Willst du wohl herabsteigen? sagte sie mit gedämpfter Stimme. Du bist aber unausstehlich!

Doch Johanna war hartnäckig.

Höre nur, Frau Deberle ist auch da. Sie ist dort oben, in der Mitte. Sie winkt uns.

Helene machte eine verdrossene Bewegung. Sie schüttelte die Kleine, die sich nicht setzen wollte. Seit dem Ball hatte sie drei

Tage lang es unter allerlei Vorwänden vermieden, im Hause des Arztes zu erscheinen.

Mama, fuhr Johanna mit der Beharrlichkeit der Kinder fort, sie schaut dich an, sie grüßt dich.

Da mußte denn Helene den Kopf wenden und den Gruß erwidern. Die beiden Frauen tauschten ein Kopfnicken aus. Frau Deberle, in einer schmalgestreiften Seidenrobe mit weißen Spitzen saß im Mittelschiff in der Nähe des Chors, sehr frisch und sehr auffällig. Sie hatte ihre Schwester Pauline mitgebracht, die mit der Hand lebhaft winkte. Der Gesang dauerte fort; die breite Stimme der andächtigen Menge bewegte sich auf einer absteigenden Tonleiter; in die schleppenden, wiegenden Noten des Gesanges mengten sich zuweilen die schrillen Töne von Kinderstimmen.

Sie sagen dir, du sollst hingehen, du siehst es doch, hub Johanna wieder an.

Es ist unnötig; wir sitzen hier ganz gut.

Ach, Mama, laß uns hingehen; sie haben noch zwei Sessel für uns.

Nein, setze dich.

Allein die Damen fuhren fort herüberzulächeln, unbekümmert darum, daß sie Ärgernis erregten; nicht erfreut darüber, aller Augen auf sich zu ziehen, mußte Helene endlich nachgeben. Sie schob die entzückte Johanna vor sich hin und suchte sich einen Weg zu bahnen, wobei ihre Hände in verhaltenem Zorne bebten. Das war keine leichte Arbeit. Die andächtigen Frauen wollten sich nicht stören lassen und musterten sie mit wütenden Blicken, ohne indes im Gesange innezuhalten. So arbeitete sie fünf lange Minuten inmitten des Sturmes der immer mehr ansteigenden Stimmen. Wenn sie nicht vorwärts konnte, betrachtete Johanna alle diese offenen Münder und schmiegte sich enger an ihre Mutter. Endlich erreichten sie den vor dem Chor für sie freigehaltenen Platz; sie hatten nur mehr einige Schritte zu tun.

So kommen Sie doch! murmelte Frau Deberle. Der Abbé hatte mir gesagt, daß Sie kommen würden, und ich habe zwei Sessel für Sie vorbehalten.

Helene dankte und begann sogleich in ihrem Gebetbuche zu blättern, um die Unterredung abzubrechen. Julie aber bewahrte ihre vornehme Anmut; sie war hier ebenso liebenswürdig und

geschwätzig, ebenso wohlgemut wie in ihrem Salon. Sie neigte sich zu Helene und fuhr fort:

Man sieht Sie nicht mehr. Ich hatte die Absicht, morgen zu Ihnen zu kommen . . . Sie waren doch nicht krank?

Nein; danke . . . Aber allerlei Beschäftigungen . . .

Kommen Sie morgen zum Mittagstisch; wir sind allein, ganz unter uns . . .

Sie sind zu gütig; wir werden sehen.

Sie machte Miene, sich zu sammeln, dem Kirchengesang zu folgen, entschlossen, nicht mehr zu antworten. Pauline hatte Johanna an ihre Seite genommen, um mit ihr die Heizöffnung zu teilen, wo sie sich sachte wärmte mit dem Behagen einer frösteln den Person. In der aufsteigenden warmen Luft erhoben sich beide neugierig, um alles zu betrachten, die niedrige, in Felder geteilte Decke, die gedrückten Säulen, die durch Vollbogen miteinander verbunden waren, von denen Lichter herabhingen, die Kanzel von geschnitztem Eichenholz; und über die vielen Köpfe hinweg, die die Wogen des Gesanges bewegten, schauten sie in die dunklen Winkel der Seitenschiffe, in die abseits gelegenen Kapellen, deren Vergoldungen schimmerten, zu dem Taufbecken neben der Hauptpforte, das durch ein Gitter abgeschlossen war. Doch immer wieder kehrten ihre Blicke zu dem in seinen Malereien und Vergoldungen erstrahlenden Chor zurück. Ein hell lodernder Kristalleuchter hing von der Decke hernieder; in großen Kandelabern brannten Stufenreihen von Kerzen, die wie mit einem Regen von gleichmäßig geordneten Sternen die dunklen Teile der Kirche erhellten und den Hauptaltar in vollem Lichte hervortreten ließen gleich einem riesigen Strauße von Laub und Blumen. Ganz oben sah man, umgeben von einer Überfülle von Rosen, eine in Seide und Spitzen gekleidete Jungfrau mit einer Perlenkrone, ein Jesuskindlein in langem Kleide auf dem Arme haltend.

Nun, ist dir warm? fragte Pauline. Das tut gut, nicht wahr?

Doch Johanna betrachtete entzückt die heilige Jungfrau inmitten ihrer Blumen. Sie schauerte zusammen. Sie fürchtete, daß sie nicht mehr artig sei, und schlug die Augen nieder; sie betrachtete aufmerksam die schwarz-weißen Quadern, um nicht in Tränen auszubrechen. Die dünnen Stimmen der Chorknaben sandten ihren schwachen Hauch in ihre Haare.

Helene, die Augen unverwandt auf ihr Gebetbuch gerichtet,

wich jedesmal zur Seite, wenn sie Julie ihre Spitzen streifen fühlte. Sie war auf diese Begegnung nicht gefaßt. Trotz ihrem Schwure, Heinrich nur keusch zu lieben, ohne ihm jemals anzugehören, fühlte sie ein gewisses Unbehagen bei dem Gedanken, daß sie diese Frau betrog, die so vertrauensselig und froh an ihrer Seite war. Ein einziger Gedanke beschäftigte sie: nicht zu diesem Essen zu gehen. Sie sann darüber nach, wie sie allmählich Beziehungen lösen könne, die ihren rechtschaffenen Sinn verletzten. Allein die schnarrenden Stimmen der Sänger in ihrer Nähe hinderten sie nachzudenken; sie fand nichts, sie überließ sich den wiegenden Klängen des Gesanges und genoß ein frommes Wohlbehagen, wie sie es bisher in einer Kirche noch nicht empfunden.

Hat man Ihnen die Geschichte der Frau von Chermette erzählt? fragte Julie, abermals dem Drange zum Reden nachgebend.

Nein, ich weiß nichts.

Nun, denken Sie sich! . . . Sie haben doch wohl ihre Tochter gesehen, die für ihre fünfzehn Jahre so groß ist? Man will sie schon im nächsten Jahre verheiraten, und zwar mit dem kleinen braunen Herrn, der immer in den Röcken seiner Mutter steckt . . . Es wird viel davon gesprochen.

Ach! sagte Helene, ohne zuzuhören.

Frau Deberle führte noch andere Einzelheiten an. Doch plötzlich hörte der Gesang auf, und die Orgel hielt ächzend inne. Betroffen von dem Klang ihrer eigenen Stimme inmitten der andächtigen Stille schwieg auch sie jetzt. Ein Priester war eben auf der Kanzel erschienen. Eine Bewegung ging durch die gläubige Menge. Dann begann der Prediger zu sprechen. Helene sagte sich, sie werde gewiß nicht zu diesem Essen gehen. Die Augen auf den Priester geheftet, stellte sie sich jenes erste Wiedersehen mit Heinrich vor, das sie seit drei Tagen fürchtete. Sie sah ihn vor Zorn erbleichen und ihr vorwerfen, daß sie sich zu Hause eingeschlossen habe; und sie fürchtete, nicht genug Gleichgültigkeit zu zeigen. In ihrer Träumerei war der Priester verschwunden; sie hörte nur einzelne Sätze, mit durchdringender Stimme gesprochen, aus der Höhe kommen:

Es war ein unbeschreiblicher Augenblick, als die heilige Jungfrau, das Haupt neigend, antwortete: Hier die Magd des Herrn...

Sie wird mutig sein; ihre volle Vernunft war wiedergekehrt. Sie wird die Freude genießen, geliebt zu werden; sie wird niemals ihre Liebe gestehen, denn sie fühlte wohl, daß dies der Preis

ihrer Ruhe war. Wie innig wird sie lieben ohne es zu sagen, sich mit einem Worte, mit einem Blicke Heinrichs begnügend, den sie von Zeit zu Zeit gelegenheitlich austauschen würden! Es war ein Traum, der sie mit einem Ewigkeitsgedanken erfüllte. Die Kirche, in der sie sich befand, schien ihr freundschaftlich und mild. Der Priester sagte:

Der Engel verschwand. Maria versenkte sich in die Betrachtung des göttlichen Geheimnisses, das sich in ihr vollzog, überströmend von Licht und Liebe . . .

Er spricht sehr gut, murmelte Frau Deberle sich zu Helene neigend. Und er ist noch ganz jung, kaum dreißig Jahre alt; nicht wahr?

Frau Deberle war gerührt. Die Religion gefiel ihr als eine Gemütsbewegung von gutem Geschmack. Den Kirchen Blumen zu spenden, kleine Angelegenheiten mit den Priestern zu haben, diesen höflichen, verschwiegenen, nach Weihrauch riechenden Leuten; in Toilette zur Kirche zu kommen, wo sie gleichsam dem Gott der Armen einen vornehmen Schutz angedeihen ließ: das bereitete ihr eine ganz besondere Freude, um so mehr, als ihr Gatte nicht frommgläubig war und ihre Kirchgänge etwas von dem Geschmack der verbotenen Frucht hatten. Helene sah sie an und antwortete nur mit einem Kopfnicken. Beide zeigten ein wohlig lächelndes Antlitz. Jetzt entstand ein lautes Geräusch von Sesselrücken und Räuspern. Der Priester verließ die Kanzel, nachdem er noch seiner frommen Gemeinde zugerufen:

Oh, karget nicht mit eurer Liebe, ihr frommen Christenseelen! Gott hat sie euch gegeben; euer Herz ist voll von seiner Gegenwart; eure Seele überfließt von seiner Gnade!

Sogleich erbrauste die Orgel wieder. Die Litaneien der heiligen Jungfrau ertönten, mit ihren Anrufungen voll glühender Liebe. Aus den Seitenschiffen, aus dem Dunkel der Kapellen drang ein ferner und gedämpfter Gesang hervor, als habe die Erde auf die Engelsstimmen der Chorknaben geantwortet. Ein mächtiger Hauch wehte über die Köpfe dahin, verlängerte die geraden Flammen der Kerzen, während die Gottesmutter, umgeben von ihrer Rosenfülle, inmitten der Blumen, die ihren letzten Duft aushauchend verwelkten, das Haupt gesenkt zu haben schien, um dem Jesuskindlein zuzulächeln.

Von einer unwillkürlichen Unruhe ergriffen, wandte Helene sich plötzlich um:

Du bist doch nicht unwohl, Johanna? fragte sie.

Das Kind war sehr bleich; seine Augen waren feucht; wie von dem Liebesstrom der Litaneien fortgerissen, betrachtete sie den Altar und sah die Rosen sich vervielfältigen und einem Regen gleich niederfallen.

O nein, Mama! erwiderte sie. Ich versichere dich, ich bin glücklich, sehr glücklich . . .

Dann fragte sie ihrerseits:

Wo ist denn unser guter Freund?

Sie sprach vom Abbé. Pauline bemerkte ihn; er saß auf einem Lehnsessel im Chor. Man mußte Johanna emporheben, damit sie ihn sehe.

Oh, ich sehe ihn. Er betrachtet uns und kneift die Augen zusammen.

Johanna behauptete, der Abbé „kneife die Augen zusammen", wenn er still lachte. Helene tauschte ein freundschaftliches Kopfnicken mit ihm aus. Seine Anwesenheit war für sie gleichsam eine Gewißheit des Friedens, ein letzter Beweggrund der Ruhe, der ihr das Gotteshaus teuer machte und sie in eine Seligkeit einlullte, die voll Duldsamkeit war. Vor dem Altar wurden die Rauchfässer geschwungen und leichter Weihrauch stieg empor; die Gemeinde wurde gesegnet; eine Monstranz, die einer Sonne glich, wurde langsam emporgehoben und über allen diesen fromm gesenkten Häuptern geschwungen. Helene lag in seliger Träumerei auf den Knien, als sie Frau Deberle sprechen hörte:

Kommen Sie, es ist aus.

Man vernahm ein geräuschvolles Zurückschieben der Sessel und ein vielfaches Getrappel der Beine unter dem Kirchengewölbe. Pauline hatte Johanna bei der Hand genommen. Während sie mit dem Kinde vorausging, fragte sie:

Bist du noch niemals im Theater gewesen?

Nein. Ist's dort schöner?

Das Kind, dessen Herz voll war, schüttelte mit dem Kopfe, als wollte es sagen, daß es nichts Schöneres geben könne. Allein Pauline antwortete nicht. Sie war stehen geblieben, um einen Priester, der noch das Chorhemd übergeworfen hatte, vorbei zu lassen; als er nur wenige Schritte von ihr entfernt war, sagte sie: „Ach, welch ein schöner Kopf!" Sie hatte es so laut ausgerufen, daß mehrere Frauen sich nach ihr umblickten.

Helene hatte sich inzwischen ebenfalls erhoben. Sie trippelte

an der Seite Juliens inmitten der Menge, die nur langsam aus der Kirche ins Freie gelangte. Von zärtlicher Rührung durchdrungen, gleichsam müde und kraftlos, verwirrte es sie ganz und gar nicht mehr, sie so nahe zu wissen. Einen Augenblick streiften sich ihre nackten Handknöchel und sie lächelten einander zu. Sie drohten in dem Gedränge zu ersticken. Helene verlangte, daß Julie vorausgehe, um sie zu schützen. Ihre ganze Vertraulichkeit schien wiedergekehrt.

Also abgemacht, nicht wahr? Wir rechnen morgen auf Sie zu Tische?

Helene fand nicht mehr die Kraft, nein zu sagen. Sie behielt sich vor, auf der Straße sich zu äußern. Endlich traten sie als die letzten aus der Kirche. Pauline und Johanna erwarteten sie auf dem Bürgersteige gegenüber. Aber eine jammernde Stimme hielt sie an.

Ach, meine gute Dame! wie lange ist's schon her, daß ich das Glück hatte, Sie zu sehen!

Es war die Mutter Fétu. Sie bettelte vor der Kirchentür. Helene den Weg verstellend, als ob sie ihr aufgelauert habe, fuhr sie fort:

Ach, ich bin sehr krank gewesen; immer da im Bauche, Sie wissen ja . . . Jetzt ist's, als ob man mit Hämmern schlage . . . Und ich habe nichts, gar nichts, meine gute Dame! Ich wagte nicht, es Ihnen zu sagen . . . Der liebe Gott möge es Ihnen vergelten! . . .

Helene hatte ihr eine Münze in die Hand geschoben und ihr versprochen, an sie zu denken.

Frau Deberle, die unter der Einfahrt stehengeblieben war, rief plötzlich aus:

Schau, jemand spricht mit Pauline und Johanna . . . Aber das ist ja Heinrich!

Ja, ja, es ist der gute Doktor, sagte die Mutter Fétu, mit ihren kleinen Äuglein die Damen musternd. Ich habe ihn während des ganzen Gottesdienstes gesehen; er hat den Bürgersteig nicht verlassen; er erwartete Sie, ja gewiß . . . Ein gar frommer Mann! Ich sage es, weil es wahr ist, vor Gott, der uns hört . . . Oh, ich kenne Sie, gnädige Frau; Sie haben einen Gatten, der verdient, glücklich zu sein . . . Der Himmel erhöre Ihre Wünsche; all sein Segen sei mit Ihnen! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen!

Inmitten der tausend Runzeln ihres Gesichtes, das faltig war wie ein alter Apfel, bewegten sich ihre Äuglein unruhig und boshaft und wanderten von Julie zu Helene, ohne daß man genau gewußt hätte, an welche von beiden sie sich wandte, indem sie vom Doktor sprach. Sie begleitete sie mit einem unabläßigen Gemurmel, in dem abgerissene Jammerworte mit frommen Ausrufungen abwechselten.

Helene war von der Zurückhaltung Heinrichs überrascht und gerührt. Er wagte kaum, die Blicke zu ihr zu erheben. Da seine Frau ihn wegen seiner Ansichten neckte, die ihn hinderten, in eine Kirche einzutreten, erklärte er ganz einfach, er sei den Damen entgegengegangen und habe inzwischen seine Zigarre geraucht. Helene begriff, daß er sie habe sehen wollen, um ihr zu zeigen, wie sehr sie unrecht hatte, irgendeine Rücksichtslosigkeit zu fürchten. Ohne Zweifel hatte er — gleich ihr — sich gelobt, sich vernünftig zu zeigen. Sie prüfte nicht, ob er sich selbst gegenüber aufrichtig sein konnte; es machte sie zu unglücklich, ihn unglücklich zu sehen. Als sie in der Weinstraße das Ehepaar Deberle verließ, sagte sie heiter:

Nun denn, abgemacht, morgen um sieben Uhr.

Die Beziehungen wurden fortab inniger, und es begann ein reizendes Leben. Helene war's, als habe Heinrich niemals einer plötzlichen Regung der Torheit nachgegeben. So hatte sie es geträumt; sie würden sich lieben, ohne es sich zu sagen; sie würden sich damit begnügen, es zu wissen. Es waren köstliche Stunden, in denen sie, ohne von ihrer Liebe zu sprechen, sich unabläßig darüber unterhielten, durch eine Gebärde, durch einen Tonfall, oft selbst durch ein Stillschweigen. Alles führte sie zu dieser Liebe zurück; alles tauchte sie in eine Leidenschaft, die sie mit sich führten wie die einzige Luft, in der sie leben konnten. Sie hatten die Entschuldigung ihrer Rechtschaffenheit; sie spielten in voller Gewissensruhe diese Komödie ihres Herzens; denn sie gestatteten sich nicht einmal einen Händedruck, was dem einfachen „Guten Tag!" — mit dem sie sich begrüßten — eine unvergleichliche Wollust verlieh.

Jeden Abend begaben sich die Damen zur Kirche. Frau Deberle war entzückt und genoß ein neues Vergnügen, eine Abwechslung inmitten der Konzerte, Bälle und Erstaufführungen; sie liebte die neuen Gemütsbewegungen; man sah sie fortan nur mehr in Gesellschaft von Abbés und Nonnen. Das bißchen Reli-

gion, das sie noch aus dem Pensionat hatte, machte sich bei der etwas leichtblütigen jungen Frau wieder geltend und kam in allerlei frommen Übungen zum Ausdruck, die ihr Vergnügen machten, als habe sie sich der Spiele ihrer Kindheit wieder erinnert. Helene, die keine religiöse Erziehung genossen hatte, überließ sich dem Reiz der Andachtsübungen des Marienmonates, glücklich über die Freude, die Johanna daran zu finden schien. Man trieb Rosalien an, das Mittagessen früher fertigzumachen, damit man nicht zu spät zur Kirche komme und noch gute Plätze finde. Im Vorübergehen holte man Julie ab. Eines Tages hatte man auch Lucien mitgenommen; aber er hatte sich so schlecht betragen, daß man ihn zu Hause ließ. Wenn sie in die warme, hell beleuchtete Kirche eintraten, hatten sie ein Gefühl weichlichen Friedens, das Helenen allmählich zum Bedürfnis wurde. Wenn sie im Laufe des Tages Zweifel gehabt, wenn bei dem Gedanken an Heinrich eine unbestimmte Beklemmung sie erfaßt hatte, lullte am Abend die Kirche sie wieder ein. Die Gesänge stiegen empor in dem Überströmen des frommen Glaubenseifers. Die Düfte der frisch gepflückten Blumen machten die stockende Luft unter dem Gewölbe noch schwerer. Sie sog da den ersten Rausch des Frühlings ein, die Anbetung des bis zur Anbetung erhöhten Weibes und betäubte sich in diesem Geheimnis der Liebe und der Keuschheit angesichts der jungfräulichen Mutter Maria mit ihrem Kranze von weißen Rosen. Jeden Tag blieb sie länger auf ihren Knien liegen. Sie überraschte sich manchmal dabei, daß sie die Hände faltete. Nach beendigtem Gottesdienste kam das Liebliche der Heimkehr. Heinrich wartete vor der Kirchentür; die Abende wurden immer wärmer; man kehrte durch die dunklen, stillen Straßen von Passy heim, wobei man unterwegs nur wenige Worte austauschte.

Sie werden ja ganz fromm, meine Liebe, sagte eines Abends Frau Deberle lachend.

Das war wahr. Helene öffnete ihr Herz der Frömmigkeit. Niemals hätte sie geglaubt, daß es so gut sei zu lieben. Sie kam hierher wie an einen Ort der Rührung, wo es ihr erlaubt war, Tränen zu vergießen, gedankenlos, in stummer Anbetung aufgelöst zu verharren. Jeden Abend kam diese Stunde, während der sie sich nicht mehr wehrte; der Liebesdrang, den sie in sich trug, den sie den ganzen Tag unterdrückte, konnte endlich aus ihrer Brust hervorbrechen, sich in Gebeten entfalten, hier vor

allen inmitten des andächtigen Schauers der Menge. Das Flüstern der Gebete, das Niederknien, das Grüßen: alle die unablässig wiederholten Worte und Gebärden wiegten sie ein, schienen ihr die einzige Sprache, immer die nämliche Leidenschaft, ausgedrückt durch das nämliche Wort oder durch das nämliche Zeichen. Sie hatte das Bedürfnis zu glauben; sie war hingerissen von der himmlischen Gnade.

Julie neckte deswegen Helene nicht; sie behauptete, daß auch Heinrich zur Frömmigkeit neige. Wenn er jetzt kam, um sie abzuholen, trat er in die Kirche ein. Ein Ungläubiger, ein Heide, der da behauptete, die Seele mit seinem Skalpell gesucht, aber noch nicht gefunden zu haben! Wenn Julie ihn bemerkte, im Rücken der Kanzel hinter einem Pfeiler stehend, stieß sie Helene mit dem Ellbogen an.

Schauen Sie nur, er ist schon da. Sie müssen wissen: er wollte nicht zur Beichte gehen, als wir heirateten ... Nein, er macht ein unbezahlbares Gesicht; er betrachtet uns mit einer so drolligen Miene. Schauen Sie nur!

Helene erhob nicht sogleich den Kopf. Der Gottesdienst war bald zu Ende; der Weihrauch qualmte, die Orgel spielte mit voller Kraft. Allein da ihre Freundin sie nicht in Frieden ließ, mußte sie antworten.

Ja, ja, ich sehe ihn, stammelte sie, ohne die Augen zu wenden.

Sie hatte seine Anwesenheit erraten an dem Hosianna, das sie in der ganzen Kirche sich erheben hörte. Auf den Fittichen der Gesänge schien der Atem Heinrichs bis zu ihrem Nacken zu gelangen, und sie glaubte, hinter sich seine Blicke zu sehen, die das Schiff erhellten und sie, die Kniende, in einen goldigen Strahl einhüllten. Sie betete jetzt mit einem so glühenden Eifer, daß ihr die Worte fehlten. Der Doktor seinerseits hatte die rechte Haltung eines Ehegatten, der seine Damen aus der Kirche abholte, wie er sie im Wandelgange eines Theaters abgeholt haben würde. Doch als sie inmitten des langsamen Ausganges der Gläubigen zusammentrafen, fanden beide sich gleichsam noch mehr verbunden, gleichsam vereinigt durch diese Blumen und diese Gesänge; und sie vermieden es, miteinander zu sprechen, denn sie trugen ihre Herzen auf ihren Lippen.

Nach zwei Wochen war Frau Deberle der Sache müde. Sie sprang so von einer Leidenschaft zur andern, von dem Bedürfnisse gequält zu tun, was alle Welt tat. Jetzt widmete sie sich

den Wohltätigkeitsveranstaltungen, erstieg an einem Vormittag sechzig Treppen, um von bekannten Malern Bilder zu erbetteln; des Abends führte sie den Vorsitz in den Versammlungen der Damenausschüsse. So kam es, daß an einem Donnerstagabend Helene und ihre Tochter allein in der Kirche waren. Als nach der Predigt die Sänger das Magnificat anstimmten, wandte die junge Frau, durch ein Zucken ihres Herzens benachrichtigt, den Kopf. Heinrich war an seinem gewohnten Platze. Da verharrte sie denn mit gesenktem Haupte bis zum Schlusse des Gottesdienstes, den Augenblick der Heimkehr erwartend.

Ach, es ist sehr nett, daß Sie gekommen sind, sagte das Kind in seiner gewohnten Vertraulichkeit, als sie aus der Kirche traten. Ich würde in diesen dunklen Gassen Angst gehabt haben.

Allein Heinrich tat überrascht; er hatte geglaubt, seine Frau zu finden. Helene ließ die Kleine antworten; sie folgte ihnen, ohne zu sprechen. Unter dem Kirchenportal hörten sie eine jammernde Stimme:

Gebt Almosen, Gott lohn's Euch! . . .

Jeden Abend schob Johanna ein Zehnsousstück in die Hand der Mutter Fétu. Als diese den Doktor allein mit Helenen sah, schüttelte sie bloß den Kopf mit einer Miene des Einverständnisses, anstatt — wie sonst — in laute Danksagungen auszubrechen. Da die Kirche sich geleert hatte, folgte sie ihnen mit ihren schweren Beinen, halblaute Worte vor sich hinmurmelnd. Anstatt durch die Passy-Straße zurückzukehren, gingen die Damen manchmal, wenn der Abend schön war, durch die Raynouard-Straße und verlängerten so den Weg um fünf oder sechs Minuten. Auch diesen Abend ging Helene durch die Raynouard-Straße; sie suchte Schatten und Stille und überließ sich dem wohligen Gefühl, auf dieser langen, vereinsamten Straße dahinzuwandeln, die nur durch wenige Gaslaternen schwach erhellt war, und wo nicht der Schatten eines Passanten auf dem Bürgersteig sich bewegte.

Zu dieser Abendstunde schlief Passy schon in diesem entlegenen Stadtviertel, und es war still wie in einer Provinzstadt. Der Bürgersteig war auf beiden Seiten von Familienhäusern eingesäumt; darunter waren Töchtererziehungsanstalten, die still und dunkel dalagen, und Speisehäuser, deren Küchen schimmerten. Kein einziger Laden unterbrach das Dunkel mit dem hellen Strahl seines Schaufensters. Diese Einsamkeit erfüllte Helene und

Heinrich mit inniger Freude. Er hatte nicht gewagt, ihr den Arm anzubieten. Johanna ging zwischen ihnen in der Mitte der Straße, die mit Sand aufgeschüttet war wie eine Parkallee. Die Häuser hörten jetzt auf, und lange Mauern zogen sich hin, über die ganze Mäntel von Rebwinde und Büsche von blühendem Flieder hingen. Große Gärten lagen zwischen den Familienhäusern; da und dort gestattete das Gitter einen Blick auf Tiefen von sattem Grün, mit helleren Rasenplätzen zwischen den Bäumen, während in Töpfen, die man nur undeutlich sah, Büsche von Iris standen, die ihren Duft weithin verbreiteten. Alle drei verlangsamten ihre Schritte, wie sie in der milden Frühlingsnacht dahinschritten, die sie in Düfte badete; und wenn Johanna in kindlichem Spiel das Antlitz zum Himmel erhob, rief sie immer wieder aus:

Oh, Mama, schau die vielen Sterne!

Doch der Schritt der Mutter Fétu hinter ihnen war gleichsam der Widerhall der ihrigen. Sie näherte sich und man hörte immer dieselben lateinischen Worte: „Ave Maria, gratia plena" — immer in demselben murmelnden Tone wiederholt. Die Mutter Fétu betete auf dem Heimwege ihren Rosenkranz.

Ich habe noch ein Geldstück, soll ich es ihr geben? fragte Johanna ihre Mutter.

Ohne die Antwort abzuwarten eilte sie zu der Alten, die eben in den Wasserweg einbiegen wollte. Die Mutter Fétu nahm das Geldstück, indem sie alle Engel des Paradieses anrief. Doch gleichzeitig hatte sie die Hand des Kindes ergriffen, hielt sie fest und fragte mit veränderter Stimme:

Ist denn die andere Dame krank?

Nein, erwiderte Johanna erstaunt.

Ach, der Himmel behüte sie und überschütte sie mit allem Guten, sie und ihren Ehegemahl! . . . Laufen Sie doch nicht gleich wieder davon, mein gutes Fräulein. Lassen Sie mich ein Ave Maria für Ihre Mutter beten, und Sie werden mit mir das Amen sprechen . . . Ihre Mama erlaubt es; Sie werden sie schon einholen.

Helene und Heinrich schauerten zusammen, als sie sich so plötzlich allein sahen im Schatten einer Doppelreihe großer Kastanienbäume, die die Straße einsäumten. Sie gingen sachte einige Schritte. Die Kastanienbäume hatten einen ganzen Regen ihrer kleinen Blüten auf die Erde niederfallen lassen, und die beiden

gingen auf diesem rosigen Teppich dahin. Dann blieben sie stehen; ihr Herz war zu voll, als daß sie hätten weiter gehen können.

Verzeihen Sie mir, sagte Heinrich einfach.

Ja, ja, stammelte Helene. Schweigen Sie, bitte!

Doch sie fühlte seine Hand die ihre streifen und wich zurück. Glücklicherweise kam Johanna jetzt laufend zurück.

Mama! Mama! rief sie; sie hat mich ein Ave beten lassen, auf daß es dir Glück bringe.

Jetzt bogen alle drei in die Weinstraße ein, während die Mutter Sétu, immer ihren Rosenkranz betend, die Stiege des Wasserweges hinabstieg.

So verfloß der Monat. Frau Deberle erschien noch zwei- oder dreimal bei den Andachtsübungen. An einem Sonntag — dem letzten — wagte Heinrich von neuem, Helene und Johanna zu erwarten. Die Heimkehr war reizend. Dieser Monat war außerordentlich lieblich verflossen. Die kleine Kirche schien gleichsam dazu bestimmt, ihre Leidenschaft zu dämpfen und vorzubereiten. Helene war anfänglich ruhig geworden, glücklich über diesen Zufluchtsort der Religion, wo sie ohne Scham lieben zu können glaubte; allein die stille Arbeit der Leidenschaft hatte fortgedauert, und als sie aus ihrem Schlummer erwachte, fühlte sie sich durch Fesseln gefangen, die ihr die Haut vom Leibe gerissen hätten, wenn sie sie hätte sprengen wollen. Heinrich bewahrte seine achtungsvolle Haltung. Indes sah sie wohl eine Flamme in sein Gesicht steigen. Sie fürchtete, er könne von einem wahnsinnigen Verlangen fortgerissen werden; sie hatte Furcht vor sich selbst, weil sie sich von fieberhaften Anwandlungen geschüttelt fühlte.

Als sie eines Nachmittags mit Johanna von einem Spaziergange zurückkehrte, lenkte sie in die Verkündigungsstraße ein und betrat die Kirche. Die Kleine klagte über große Ermüdung. Bis zum letzten Tage hatte sie nicht eingestehen wollen, daß der abendliche Gottesdienst sie bis zum äußersten ermüde, so innig war die Freude, die sie daselbst empfand; allein ihre Wangen waren wachsbleich geworden, und der Arzt empfahl ihr lange Spaziergänge.

Setze dich da her, sagte ihre Mutter. Du wirst ausruhen . . . Wir bleiben nur zehn Minuten.

Sie hatte sie neben einem Pfeiler niedersitzen lassen. Sie selbst

nahm um einige Sessel weiter Platz. Im Hintergrunde des Schiffes waren Arbeiter damit beschäftigt, die Teppiche und Blumentöpfe zu entfernen, weil die Andachtsübungen des Marienmonats seit gestern zu Ende waren. Den Kopf in die Hände begraben, nichts sehend und nichts hörend, fragte sich Helene angstvoll, ob sie nicht dem Abbé Jouve die furchtbare Krise gestehen solle, die sie durchzumachen hatte. Er würde ihr sicherlich einen Rat erteilen; er würde ihr vielleicht ihre verlorene Ruhe wiedergeben. Aber in ihrem Innersten, aus der Angst selbst stieg eine überströmende Freude auf. Sie liebte ihr Übel; sie zitterte davor, daß der Priester sie heilen könne. Zehn Minuten verflossen, dann eine Stunde. Sie vertiefte sich in ihren Herzenskampf.

Als sie endlich das Haupt erhob, die Augen von Tränen benetzt, bemerkte sie den Abbé Jouve; er stand neben ihr und betrachtete sie mit bekümmerter Miene. Er leitete die Abrüstungsarbeiten. Er war näher getreten, weil er Johanna erkannte.

Was haben Sie denn, mein Kind? sagte er zu Helene, die sich rasch aufrichtete und ihre Tränen trocknete.

Sie fand nichts zu antworten und fürchtete, wieder in die Knie zu sinken und in ein Schluchzen auszubrechen. Er näherte sich noch mehr und fuhr in sanftem Tone fort: Ich will Sie nicht fragen; aber warum vertrauen Sie sich mir nicht an? dem Priester nicht und dem Freunde nicht?

Später, stammelte sie, später; ich verspreche es Ihnen.

Mittlerweile hatte Johanna sich anfänglich geduldig verhalten und sich damit die Zeit vertrieben, die bemalten Fenster, die Bildsäulen bei dem Haupteingange, die Szenen des Kreuzganges, längs der Seitenschiffe in kleiner erhabener Arbeit dargestellt, zu betrachten. Allmählich hatte die Kühle der Kirche sich wie ein Leichentuch auf sie herniedergesenkt; und in dieser Ermüdung, die sie selbst am Denken hinderte, kam ein Unbehagen über sie aus der andächtigen Stille der Kapellen, aus dem lauten Nachklingen der mindesten Geräusche, aus diesem heiligen Orte, wo sie sterben zu müssen glaubte. Ihr größter Kummer war, daß man die Blumen davontrug. In dem Maße, wie die großen Rosensträuße verschwanden, zeigte sich der Altar nackt und kalt. All der Marmor ohne Kerze, ohne Weihrauch übte einen eisigen Eindruck. Die mit Spitzen bekleidete heilige Jungfrau wankte einen Augenblick und sank dann rücklings in die Arme zweier Arbeiter. Da stieß Johanna einen leisen Schrei aus; ihre Arme brei-

teten sich aus; sie ward steif, eine Beute der Krise, die schon seit einigen Tagen sie bedrohte.

Als die entsetzte Helene mit Hilfe des Abbé das Kind in eine Droschke bringen konnte, wandte sie sich mit ausgestreckten, zitternden Händen um.

Diese Kirche ist schuld daran! rief sie mit einer Heftigkeit, in der die Reue und Gewissensbisse für den hier genossenen Monat gläubiger Zärtlichkeit zum Ausdruck kamen.

Zweites Kapitel

Am Abend ging es Johanna besser. Sie konnte aufstehen. Um ihre Mutter zu beruhigen, schleppte sie sich in das Speisezimmer und setzte sich vor ihren leeren Teller hin.

Es wird nichts sein, sagte sie, indem sie zu lächeln versuchte. Du weißt ja, daß ich ein gebrechlicher Kasten bin. Iß, ich will, daß du ißt.

Als sie sah, daß die Mutter keinen Bissen hinunterbrachte und kein Auge von ihr, der Zitternden und Erbleichenden ließ, heuchelte sie ein klein wenig Appetit. Sie werde ein wenig Eingemachtes von Früchten essen, versprach sie. Da beeilte sich Helene zu essen, während das Kind, noch immer lächelnd, aber nervös zitternd, die Mutter mit liebevollster Anhänglichkeit betrachtete. Beim Nachtisch wollte sie ihr Versprechen halten. Allein es erschienen Tränen am Rande ihrer Augenwimpern.

Es will nicht vorübergehen, klagte sie; du mußt mich deshalb nicht schelten.

Sie fühlte eine furchtbare Müdigkeit, die sie völlig lähmte. Ihre Beine schienen ihr tot; es war, als presse eine eiserne Faust ihre Schultern. Allein sie hielt sich wacker und unterdrückte die Wehrufe, die ein bohrender Schmerz im Halse ihr erpreßte. Einen Augenblick vergaß sie sich jedoch; der Kopf war ihr zu schwer, und sie knickte unter dem Schmerze zusammen. Als die Mutter sie so mager, so schwach und so lieblich sah, vermochte sie die Birne, die sie essen wollte, nicht völlig zu verzehren. Ein Schluchzen schnürte ihr die Kehle zusammen. Sie ließ ihr Tellertuch fallen und nahm Johanna in die Arme.

Mein Kind, mein Kind . . . stammelte sie. Und ihr Herz war

zerrissen bei dem Anblicke dieses Speisezimmers, wo die Kleine, wenn sie gesund war, sie oft mit ihrer Feinschmeckerei aufgeheitert hatte.

Johanna richtete sich auf und versuchte wieder zu lächeln.

Gräme dich nicht; es wird nichts sein; gewiß nicht . . . Jetzt, wo du gegessen hast, bringe mich zu Bett . . . Ich wollte dich nur bei Tische sehen; denn ich kenne dich und weiß, daß du sonst nicht einen Bissen Brot verzehrt hättest.

Helene trug sie hinweg. Sie hatte das Bettchen des Kindes in ihr Schlafzimmer neben das ihrige geschoben. Als Johanna in ihrem Bett lag, bis zum Kinn zugedeckt, fühlte sie sich um vieles besser. Sie klagte nur mehr über dumpfe Schmerzen im Hinterkopfe. Dann ward sie zärtlich; ihre leidenschaftliche Liebe zur Mutter schien zu wachsen, seitdem sie litt. Helene mußte sie küssen und schwören, daß sie sie liebe; sie mußte ihr auch versprechen, sie noch einmal zu küssen, wenn sie zu Bett gehen werde.

Es tut nichts, wenn ich auch schlafe, wiederholte Johanna. Ich fühle dennoch deinen Kuß.

Sie schloß die Augen und schlief ein. Helene blieb neben ihr und beobachtete ihren Schlaf. Als Rosalie auf den Fußspitzen erschien, um sie zu fragen, ob sie sich zurückziehen könne, nickte sie zustimmend mit dem Kopfe. Es schlug elf Uhr; Helene saß noch immer am Bettchen ihres Kindes, als sie ein leises Klopfen an die Vorzimmertür zu vernehmen glaubte. Überrascht ergriff sie die Lampe und ging hinaus, um zu schauen.

Wer ist da? fragte sie.

Ich bin's, öffnen Sie! antwortete eine gedämpfte Stimme.

Es war Heinrichs Stimme. Sie öffnete rasch; sie fand den Besuch natürlich. Ohne Zweifel hatte der Arzt von der Krise Johannas gehört und eilte herbei, obgleich sie ihn nicht hatte rufen lassen, weil eine gewisse Scham sie bei dem Gedanken erfaßt hatte, die Sorge um die Gesundheit ihrer Tochter mit ihm zu teilen.

Doch Heinrich ließ ihr nicht Zeit zu sprechen. Zitternd und ganz rot im Gesichte folgte er ihr in das Speisezimmer.

Verzeihen Sie mir, ich bitte, stammelte er, indem er ihre Hand ergriff. Ich habe Sie seit drei Tagen nicht gesehen und mußte kommen, um Sie zu sehen.

Helene hatte ihre Hand losgemacht. Er wich zurück, die Augen immer auf sie gerichtet, und fuhr fort:

Fürchten Sie nichts, ich liebe Sie . . . Ich wäre vor Ihrer Tür geblieben, wenn Sie mir nicht geöffnet hätten. Oh, ich weiß sehr wohl, daß all dies Torheit ist; aber ich liebe Sie, ich liebe Sie . . .

Sie hörte ihn ernst an mit einer lautlosen Strenge, die ihn quälte. Angesichts dieses Empfanges brach der ganze Strom seiner Leidenschaft hervor.

Ach, warum spielen wir diese grausame Komödie? . . . Ich kann's nicht länger tragen; mein Herz würde bersten; ich würde irgend eine Tollheit begehen, noch eine schlimmere als jene von heute abend; ich würde Sie vor aller Welt in meine Arme nehmen und davontragen . . .

In wahnsinniger Begierde streckte er die Arme aus. Er hatte sich ihr genähert und küßte ihr Kleid; seine fieberhaft erregten Hände verirrten sich. Sie stand frostig kalt vor ihm.

Sie wissen nichts? fragte sie.

Da er ihr nacktes Handgelenk unter dem offenen Ärmel des Schlafrockes ergriffen hatte und es mit seinen gierigen Küssen bedeckte, machte sie endlich eine Gebärde der Ungeduld.

Lassen Sie mich! Sie sehen doch, daß ich Sie nicht höre. Denke ich jetzt an dergleichen Dinge?

Sie beruhigte sich und fragte ihn wieder:

Sie wissen nichts? . . . Nun denn, meine Tochter ist krank. Sie kommen gerade zur rechten Zeit; Sie werden mich beruhigen.

Sie nahm die Lampe und ging voraus; auf der Schwelle wandte sie sich um, um ihm harten Tones und mit ihrem hellen Blick zu sagen:

Ich verbiete Ihnen, hier wieder anzufangen . . . Niemals! niemals!

Er trat hinter ihr ein, noch zitternd und nur unvollkommen verstehend, was sie ihm sagte. Im Zimmer roch er unter den umherliegenden Kleidern und Wäschestücken jetzt zu dieser Nachtstunde abermals jenen Duft von Eisenkraut, der ihn so sehr verwirrt hatte an dem ersten Abend, an dem er Helene mit aufgelöstem Haar, dem von den Schultern geglittenen Schal gesehen hatte. Sich wieder hier zu befinden und in die Knie zu sinken, all den Liebesduft einzuatmen, der da in der Luft schwebte, so den Anbruch des Tages zu erwarten, sich in dem Banne seines Traumes zu vergessen! — ach, seine Schläfen hämmerten, als wollten sie bersten . . . Er stützte sich auf das kleine Eisenbett des Kindes.

Sie ist eingeschlafen, sagte Helene mit leiser Stimme. Schauen Sie nur!

Er hörte nichts; seine Leidenschaft wollte nicht still werden. Sie hatte sich vor ihm niedergebeugt; er hatte ihren goldig angehauchten Hals mit den krausen Härchen gesehen. Er schloß die Augen, um dem Bedürfnisse zu widerstehen, sie an dieser Stelle zu küssen.

Schauen Sie, Doktor, sie glüht! . . . Es ist doch nicht ernst, wie?

In der tollen Begierde, die unter seinem Schädel hämmerte, fühlte er mechanisch, gleichsam der Gewohnheit seines Berufes nachgehend, den Puls des Kindes. Allein der Kampf war zu gewaltig; er stand einen Augenblick unbeweglich da und schien zu vergessen, daß er die Hand des Kindes in der seinen hielt.

Hat sie ein starkes Fieber, sprechen Sie?

Ein starkes Fieber, glauben Sie? wiederholte er.

Die kleine Hand erhitzte die seine. Es entstand abermals ein Schweigen. Der Arzt erwachte in ihm. Er zählte die Pulsschläge. Eine Flamme erlosch in seinen Augen. Allmählich erbleichte sein Antlitz; er beugte sich besorgt nieder und betrachtete Johanna aufmerksam. Dann murmelte er:

Der Anfall ist sehr heftig; Sie haben recht . . . Mein Gott, das arme Kind!

Seine Begierde war tot; er hatte nur mehr die Leidenschaft, ihr zu dienen. Seine ganze Kaltblütigkeit war wiedergekehrt. Er hatte sich gesetzt und befragte die Mutter über die Tatsachen, welche der Krise vorausgegangen, als die Kleine stöhnend erwachte. Sie klagte über furchtbaren Kopfschmerz. Die Schmerzen im Halse und in den Schultern waren so heftig geworden, daß sie keine Bewegung mehr machen konnte, ohne schluchzen zu müssen. Helene, die an der anderen Seite des Bettes kniete, ermutigte sie, lächelte ihr zu; ihr Herz drohte zu springen, weil sie ihr Kind so leiden sah.

Ist jemand da, Mama? fragte sie, als sie sich umwandte und den Doktor sah.

Es ist ein Freund, du kennst ihn.

Das Kind betrachtete ihn einen Augenblick nachdenklich und zögernd. Dann sprach es mit einem Ausdruck der Zärtlichkeit im Gesichte:

Ja, ja, ich kenne ihn. Ich liebe ihn sehr. — Und sie fügte in einschmeichelndem Tone hinzu: Sie müssen mich gesund machen,

mein Herr, damit Mama wieder froh wird. Ich will alles trinken, was Sie mir geben; ja, gewiß.

Der Doktor hatte wieder an den Puls gegriffen, während die Mutter die andere Hand hielt. Und das Kind betrachtete bald den einen, bald die andere mit einem leichten, nervösen Zittern ihres Kopfes, mit aufmerksamer Miene, als ob sie die beiden niemals so gut gesehen habe. Dann kam wieder ein Unwohlsein über sie. Ihre kleinen Hände krampften sich zusammen und hielten die beiden fest.

Geht nicht fort; ich habe Furcht . . . Schützet mich; lasset alle die Leute nicht näher kommen . . . Ich will nur euch beide nahe bei mir, ganz nahe und beisammen . . .

Sie zog sie krampfhaft an sich, indem sie stammelte:

Zusammen . . . Zusammen . . .

Die Bewußtlosigkeit kehrte noch einige Male wieder. War ein Anfall vorüber, dann verfiel Johanna in einen Schlaf und lag ohne Atem wie tot da. Wenn sie aus dem kurzen Schlummer jäh auffuhr, sah und hörte sie nichts, und es lag wie ein weißer Rauchschleier vor ihren Augen. Der Doktor wachte an ihrem Lager einen Teil der Nacht, die sehr schlimm war. Er war nur ein einziges Mal hinuntergegangen, um selbst einen Labetrunk zu nehmen. Als er gegen Morgen sich entfernte, begleitete ihn Helene bis ins Vorzimmer.

Nun? fragte sie besorgt.

Ihr Zustand ist sehr ernst, antwortete er. Aber zweifeln Sie nicht, ich bitte Sie; zählen Sie auf mich . . . Ich werde um zehn Uhr morgens wiederkommen.

Als Helene in das Zimmer zurückkehrte, fand sie Johanna im Bette sitzen und mit irren Augen ringsumher suchen.

Ihr habt mich allein gelassen! schrie sie. Ich habe Angst; ich will nicht allein bleiben.

Die Mutter küßte sie, um sie zu trösten; aber sie suchte noch immer.

Wo ist er? Ach, sage ihm, daß er nicht weggehe . . . Ich will, daß er da sei; ich will . . .

Er wird wiederkommen, mein Engel, wiederholte Helene, ihre Tränen mit jenen des Kindes vermengend. Er wird uns nicht verlassen, ich schwöre es dir. Er liebt uns zu sehr . . . Sei klug; ich lege dich hübsch nieder. Ich bleibe da und warte, bis er wiederkommt.

Ist's wahr? ist's wahr? murmelte das Kind und versank allmählich in einen tiefen Schlaf.

Es kamen schmerzvolle Tage, drei Wochen voll Angst und Bangen. Die Kranke war keine Stunde fieberfrei und fand nur einige Ruhe, wenn der Doktor da war und sie ihm eine ihrer Hände überlassen hatte, während die Mutter die andere hielt. Bei ihnen suchte sie Zuflucht; zwischen ihnen teilte sie ihre tyrannische Anhänglichkeit, als habe sie begriffen, daß sie sich damit unter den Schutz einer glühenden Liebe stelle. Ihre ganz außerordentliche, durch die Krankheit noch verschärfte nervöse Empfindlichkeit ließ sie ohne Zweifel erkennen, daß ein Wunder ihrer Liebe allein sie retten könne. Stundenlang betrachtete sie die beiden, wie sie rechts und links an ihrem Bette standen, mit ernsten und freien Blicken. Der Blick dieses sterbenden Kindes schien die ganze menschliche Leidenschaft zu erraten. Sie sprach nicht; sie sagte ihnen alles mit einem warmen Druck ihrer Hand; sie bat sie, sich nicht zu entfernen, und gab ihnen zu verstehen, welche Ruhe es ihr bringe, wenn sie die beiden so beisammen sah. Wenn der Arzt nach einer Abwesenheit wiederkam, war es für sie ein immer neues Entzücken; ihre unablässig an der Tür haftenden Augen hellten sich auf; dann schlief sie beruhigt ein, weil sie ihn und ihre Mutter um ihr Bett sich bewegen und leise sprechen hörte.

Am Tage nach dem Anfall kam der Doktor Bodin. Allein Johanna wandte schmollend den Kopf weg und wollte sich nicht untersuchen lassen.

Nicht er, Mama, flüsterte sie; nicht er, ich bitte dich.

Als er am folgenden Tage wiederkam, mußte ihm Helene von dem Widerstreben des Kindes sprechen. Seither betrat der alte Arzt das Zimmer nicht mehr. Er kam jeden zweiten Tag, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen und plauderte zuweilen mit seinem Kollegen, dem Doktor Deberle, der sich sehr achtungsvoll gegen sein hohes Alter zeigte.

Man durfte übrigens nicht den Versuch machen, Johanna zu täuschen. Ihre Sinne waren von außerordentlicher Feinheit. Der Abbé und Herr Rambaud kamen jeden Abend, setzten sich nieder und verbrachten eine Stunde in gramvollem Schweigen. Als eines Abends der Doktor ging, winkte Helene Herrn Rambaud, den Platz des Arztes einzunehmen und die Hand der Kleinen zu halten, damit sie den Fortgang ihres Freundes nicht merke.

Allein nach zwei Minuten erwachte Johanna aus ihrem Schlafe, schlug die Augen auf und zog heftig ihre Hand zurück. Weinend sagte sie, man tue ihr Böses.

Liebst du mich denn nicht mehr? Willst du mich nicht mehr sehen? fragte der arme Herr Rambaud wiederholt, und dabei traten ihm die Tränen in die Augen.

Sie sah ihn an, ohne zu antworten; sie schien ihn gar nicht mehr erkennen zu wollen. Und der würdige Mann kehrte schweren Herzens in seinen Winkel zurück. Schließlich kam er auf den Fußspitzen ins Zimmer, schlüpfte in eine Fensternische, wo er hinter einem Vorhang halb verborgen in seinem Schmerz versunken saß, die Blicke immer auf die Kranke geheftet. Auch der Abbé kam mit seinem großen, blassen Kopfe auf den mageren Schultern. Er schneuzte sich geräuschvoll, um seine Tränen zu verbergen. Die Gefahr, in der seine kleine Freundin schwebte, verstörte ihn dermaßen, daß er darüber seine Armen vergaß.

Doch vergebens zogen die beiden Brüder sich in den fernsten Winkel des Zimmers zurück: Johanna spürte es, wenn sie da waren. Sie waren ihr lästig; sie wandte sich mißvergnügt um, selbst wenn sie in einem Fieberschlummer lag. Ihre Mutter neigte sich dann zu ihr hernieder, um die Worte zu vernehmen, die sie flüsterte.

Ach, Mama, mir ist so weh! ... Ich ersticke ... Schicke die Leute fort, sogleich ... sogleich ...

Helene erklärte den beiden Brüdern so schonend wie möglich, daß die Kleine schlafen wolle. Sie begriffen und gingen gesenkten Hauptes von dannen. Als sie fort waren, holte Johanna tief Atem, warf einen Blick ringsumher im Zimmer und schaute dann mit einem Blicke von unendlicher Sanftmut auf ihre Mutter und auf den Arzt.

Guten Abend, flüsterte sie. Ich fühle mich wohl; bleibt da.

Drei Wochen lang hielt sie sie in dieser Weise fest. Heinrich war zuerst zweimal des Tages gekommen; dann verbrachte er da ganze Abende; er widmete dem Kinde alle seine freien Stunden. Am Beginn ihrer Krankheit hatte er ein typhöses Fieber befürchtet; aber es zeigten sich dermaßen widersprechende Anzeichen, daß er alsbald ganz verwirrt war. Er fand sich ohne Zweifel einem jener unfaßbaren Leiden infolge von Blutarmut gegenüber, dessen Auswirkungen so furchtbar sind in dem Alter, wo das Kind sich zum Weibe formt. Dann befürchtete er nach-

einander einen Herzfehler und ein beginnendes Lungenleiden. Was ihn beunruhigte, war die nervöse Überreiztheit Johannas, die er nicht zu beruhigen wußte, und vor allem das heftige, hartnäckige Fieber, das den kräftigsten Arzneimitteln Widerstand leistete. Er legte in diese Kur seine ganze Energie und seine ganze Wissenschaft mit dem einzigen Gedanken, daß er sein Glück, sein Leben hege und pflege. Ein tiefes Stillschweigen voll feierlicher Erwartung entstand in ihm; während dieser angstvollen drei Wochen erwachte seine Leidenschaft nicht ein einziges Mal; er erbebte nicht mehr, wenn der Atem Helenens ihn traf; und wenn ihre Blicke sich kreuzten, lag darin die freundschaftliche Trauer zweier Wesen, die ein gemeinsames Unglück bedroht.

Indes gingen mit jeder Minute mehr ihre Herzen ineinander auf. Sie lebten nur mehr in demselben Gedanken. Wenn er kam, brauchte er nur sie anzusehen, um zu erfahren, wie Johanna die Nacht verbracht habe; und er mußte nicht erst reden, damit sie wisse, wie er die Kranke finde. Sie war übrigens eine mutige Mutter und hatte ihn schwören lassen, sie nicht zu täuschen, seine Besorgnisse ihr mitzuteilen. Immer auf den Beinen, seit zwanzig Tagen nicht drei Stunden in einem Zuge schlafend, zeigte sie eine übermenschliche Stärke und Ruhe, ließ keine Träne fallen, meisterte ihre Verzweiflung, um in diesem Kampfe gegen die Krankheit ihres Kindes den Kopf nicht zu verlieren. Eine unermeßliche Leere war in ihr und um sie her entstanden; ihre Umgebung, ihre gewohnten Empfindungen, ja selbst das Bewußtsein ihres Lebens: sie waren geschwunden. Nichts mehr existierte für sie. Sie haftete am Leben nur mehr durch dieses teure, hinsiechende Wesen und durch diesen Mann, der ihr ein Wunder verhieß. Sie sah und hörte nur ihn, dessen Worte eine große Bedeutung gewannen, dem sie ohne Rückhalt sich anvertraute mit dem Wunsche, in ihm sein zu können, um ihm von ihrer Kraft zu überlassen. Dumpf und unaufhaltsam vollzog sich dieser Bann. Wenn Johanna ihre gefahrvolle Stunde zu überstehen hatte, — fast jeden Abend — in der das Fieber mit verdoppelter Kraft auftrat, waren sie da, still und allein in dem warmen Zimmer; und unwillkürlich — als hätten sie sich zu zweien stärker gegen den Tod gefühlt — fanden sich ihre Hände am Bettrande; ein langer Händedruck brachte sie einander näher, und sie zitterten vor Angst und Mitleid, bis ein leichter Seufzer des Kindes, ein ruhiges, regelmäßiges Atemholen ihnen kündete, daß der Anfall vor-

über sei. Dann nickten sie einander beruhigend zu. Wieder einmal hatte ihre Liebe gesiegt. Und jedesmal wurde ihr Händedruck kräftiger, ihre Verbindung inniger.

Eines Abends erriet Helene, daß Heinrich ihr etwas verhehle. Seit zwei Minuten beobachtete der Arzt die Kranke wortlos. Johanna klagte über unerträglichen Durst; sie drohte zu ersticken; ihr ausgetrockneter Hals ließ ein fortwährendes Pfeifen vernehmen. Dann verfiel sie in einen Schlummer, das Antlitz war hoch gerötet, sie selbst so sehr geschwächt, daß sie kaum die Augenlider zu heben vermochte. Unbeweglich lag sie da, und wäre nicht das Pfeifen ihres Halses gewesen, man hätte sie für tot halten können.

Sie finden ihren Zustand sehr bedenklich, nicht wahr? fragte Helene in ihrer gewohnten knappen Weise.

Er sagte nein; es sei keine Änderung eingetreten. Aber er war sehr bleich und saß ratlos da. Da sank denn auch sie auf der anderen Seite des Bettes auf einen Sessel hin, trotzdem sie alle Kräfte zusammengerafft hatte, um stark zu bleiben.

Sagen Sie mir alles. Sie haben geschworen, mir alles zu sagen . . . Ist sie verloren?

Und da er schwieg, fügte sie heftiger hinzu:

Sie sehen ja, daß ich stark bin . . . Weine ich etwa? Bin ich verzweifelt? . . . Sprechen Sie! Ich will die Wahrheit wissen.

Heinrich sah sie fest an und sagte mit langsamer Betonung:

Wenn sie binnen einer Stunde aus diesem Schlummerzustande nicht erwacht, ist sie verloren.

Helene schluchzte nicht; sie war völlig kalt, aber das Entsetzen sträubte ihr Haar. Ihre Augen senkten sich auf Johanna; sie sank in die Knie und nahm mit einer rührenden Gebärde der Besitzergreifung ihr Kind in ihre Arme, wie um es an ihrer Schulter zu behalten. Während einer langen, bangen Minute neigte sie ihr Antlitz ganz nahe zu dem des Kindes, trank es gleichsam mit ihrem Blicke, wollte ihm von ihrem Odem, von ihrem Leben einflößen. Der keuchende Atem der kleinen Kranken ward kürzer.

Kann man denn nichts tun? fragte sie jetzt wieder, indem sie das Haupt erhob. Warum sitzen Sie da untätig? Tun Sie doch etwas! . . .

Er machte eine mutlose Gebärde.

Tun Sie etwas . . . Was weiß ich? . . . Gleichviel was . . .

Man muß doch etwas tun können . . . Sie werden sie doch nicht sterben lassen. Das ist unmöglich!

Ich werde alles tun, sagte einfach der Doktor.

Er hatte sich erhoben, und jetzt begann ein verzweifelter Kampf mit dem Aufgebot aller Kräfte. Er fand die volle Kaltblütigkeit und Entschlossenheit des ausübenden Arztes. Bisher hatte er nicht gewagt, drastische Mittel anzuwenden, weil er diesen so sehr entkräfteten Körper noch mehr zu schwächen fürchtete. Allein jetzt zögerte er nicht länger. Er hieß Rosalie zwölf Blutegel holen und verhehlte der Mutter nicht, daß dies ein verzweifelter Versuch sei, der ihr Kind retten oder töten könne. Als die Blutegel da waren, sah er sie einen Augenblick schwanken.

O mein Gott! murmelte sie; wenn Sie sie töten . . .

Er mußte ihr die Einwilligung entreißen.

Nun denn, setzen Sie sie an, und der Himmel führe Ihre Hand.

Sie hatte Johanna nicht losgegeben; sie wollte sich nicht erheben und behielt den Kopf des Kindes an ihrer Schulter. Der Arzt sprach gar nichts mehr; kühlen Angesichts widmete er sich völlig diesem letzten Versuche. Zuerst wollten die Blutegel nicht angreifen; es vergingen bange Minuten, und man hörte in dem großen, halbdunklen Zimmer nichts als das unausgesetzte Ticken der Uhr. Mit jeder Sekunde schwand eine Hoffnung. In dem gelben Lichtkreise, der unter dem Lampenschirm auf das Lager fiel, nahmen die reizenden entblößten Glieder des kranken Kindes die fahle Farbe des Wachses an. Mit tränenleeren Augen, nach Atem ringend, betrachtete Helene diese schon abgestorbenen, zarten Glieder; um einen Blutstropfen ihres Kindes zu erblicken, würde sie gern all ihr Blut hingegeben haben. Endlich erschien ein roter Tropfen, die Blutegel griffen an. Einer nach dem andern setzte sich fest. Die Entscheidung fiel über das Leben des Kindes. Es waren furchtbare Minuten voll quälender Angst. War der Seufzer, den Johanna ausstieß, ihr letzter Hauch oder die Wiederkehr des Lebens? Einen Augenblick, als das Kind steif wurde, glaubte Helene, das Ende sei gekommen, und sie fühlte sich schier unwiderstehlich versucht, diese Tiere wegzureißen, die so gierig das Blut ihres Kindes tranken; allein eine höhere Macht hielt sie zurück; sie blieb starr und atemlos. Das Pendel fuhr fort zu ticken; das angsterfüllte Zimmer schien zu harren.

Johanna bewegte sich, ihre Augenlider hoben sich langsam und schlossen sich wieder; sie war matt und schien erstaunt. Ein

leichtes Zittern flog einem Hauche gleich über ihr Antlitz. Sie bewegte die Lippen. In einer auf das höchste gespannten Erwartung beugte Helene sich gierig hernieder.

Mama, Mama! flüsterte Johanna.

Da kam Heinrich zu dem Kopfkissen des Kindes an die Seite der jungen Frau und sagte:

Sie ist gerettet.

Sie ist gerettet . . . sie ist gerettet . . . wiederholte Helene stammelnd und von einer solchen Freude überflutet, daß sie neben dem Bette zu Boden glitt, bald ihre Tochter, bald den Arzt wie außer sich betrachtend.

Mit einer heftigen Anstrengung sich aufrichtend warf sie sich Heinrich an den Hals.

Ich liebe dich! rief sie.

Sie küßte ihn und schloß ihn an ihre Brust. Das war ihr Geständnis, dieses so lange Zeit verzögerte Geständnis, das in dieser Krise ihres Herzens ihr endlich entschlüpfte. Die Mutter und die Geliebte flossen in diesem köstlichen Augenblick ineinander; von Dankbarkeit glühend bot sie ihm ihre Liebe dar.

Ich weine; du siehst, ich kann weinen, stammelte sie. Mein Gott! wie liebe ich dich und wie glücklich werden wir sein!

Sie duzte ihn unter Schluchzen. Der Quell ihrer Tränen, seit drei Wochen versiegt, ergoß sich über ihre Wangen. Sie war in seinen Armen verblieben, kosend und traulich wie ein Kind, fortgerissen von der Entfaltung all dieser Zärtlichkeit. Dann sank sie wieder in die Knie und nahm Johanna wieder in ihre Arme, um sie an ihrer Schulter einzuschläfern; von Zeit zu Zeit, während ihre Tochter ruhte, erhob sie ihre von Dank und Liebe feuchten Augen zu Heinrich.

Es war eine selige Nacht. Der Arzt blieb lange da. In ihrem Bettchen ausgestreckt, bis an das Kinn zugedeckt, der feingeformte braune Kopf mitten auf den Kissen ruhend, lag Johanna da mit geschlossenen Augen, aber ohne zu schlafen; erleichtert, aber matt. Die Lampe auf dem Tischchen, das man an den Kamin geschoben hatte, erhellte nur einen Teil des Zimmers und ließ Helene und Heinrich in einem Halbdunkel; so saßen sie auf ihren gewohnten Plätzen zu beiden Seiten des schmalen Lagers. Doch das Kind trennte sie nicht, brachte sie vielmehr einander näher und erhöhte durch seine Unschuld die Wonne ihres ersten Liebesabends. Nach den langen bangen Tagen, die sie

hinter sich hatten, freuten sich beide jetzt der Ruhe. Endlich fanden sie sich wieder Seite an Seite mit ihren weiter erschlossenen Herzen. Sie fühlten wohl, daß sie sich noch mehr liebten inmitten all der gemeinsamen Schrecken und Freuden, aus denen sie bebend hervorgingen. Dieses Zimmer wurde zu ihrem Mitwisser; dieses Zimmer, so warm, so verschwiegen, so voll der andächtig bewegenden Stille, welche das Bett eines Kranken gebietet. Von Zeit zu Zeit erhob sich Helene, ging auf den Fußspitzen durch das Zimmer, um einen Trunk zu holen, die Lampe höher zu schrauben, Rosalien einen Auftrag zu geben; während der Doktor, der ihr mit den Augen folgte, ihr winkte, leise zu gehen. Wenn sie sich dann wieder gesetzt hatte, tauschten sie ein Lächeln aus. Sie sprachen kein Wort; sie interessierten sich bloß für Johanna, in der sich ihre Liebe verkörperte. Manchmal jedoch, wenn sie sich mit ihr beschäftigten, die Decke hinaufzogen oder ihren Kopf höher legten, begegneten sich ihre Hände und vergaßen sich einen Augenblick ineinander. Es war die einzige, unwillkürliche, verstohlene Liebkosung, die sie sich gestatteten.

Ich schlafe nicht, flüsterte Johanna; ich weiß, daß ihr da seid.

Ihre Gesichter heiterten sich auf, als sie das Kind sprechen hörten. Ihre Hände trennten sich; sie hatten keinen anderen Wunsch; das Kind befriedigte und beruhigte sie.

Fühlst du dich wohl, mein Schätzchen? fragte Helene, als sie das Kind sich rühren sah.

Johanna antwortete nicht sogleich. Sie sprach wie im Traume.

O ja; ich fühle mich nicht mehr . . . Aber ich höre euch, und das macht mir Vergnügen.

Nach einer Minute machte sie eine Anstrengung, hob die Augenlider und sah sie an. Ein engelhaftes Lächeln umspielte ihre Lippen, und sie schloß die Augen wieder.

Als am andern Morgen der Abbé und Herr Rambaud kamen, machte Helene eine Bewegung der Ungeduld. Sie störten sie in ihrem Glückswinkel. Als sie die junge Frau befragten — zitternd vor Angst, daß sie schlimme Nachrichten empfangen könnten — war diese so grausam, ihnen zu sagen, daß es Johanna nicht besser gehe. Sie sagte es ohne Überlegung, von dem selbstsüchtigen Bedürfnis getrieben, die Freude, das Kind gerettet zu haben, für sich und Heinrich zu behalten. Sie allein sollten hiervon Kenntnis haben. Warum wollte man ihr Glück mit ihnen teilen? Es gehörte ihnen allein und hätte ihr geringer geschienen, wenn jemand

es gekannt hätte. Sie würde geglaubt haben, ein Fremder dringe in ihre Liebe ein.

Der Priester hatte sich dem Bette genähert.

Johanna, wir sind's, die guten Freunde. Erkennst du uns nicht?

Sie nickte ernst, was besagen wollte, daß sie sie wohl erkenne, aber nicht sprechen wolle; sie war nachdenklich und blickte verständnisvoll auf ihre Mutter. Die beiden wackeren Männer gingen wieder fort, viel bekümmerter als sonst.

Drei Tage später erlaubte der Arzt der Kranken das erste weiche Ei. Es war ein Ereignis. Johanna wollte es bei geschlossener Tür nur in Gegenwart der Mutter und des Arztes essen; und weil gerade Herr Rambaud da war, sagte sie ihrer Mutter, die eben ein Tellertuch über das Bett breitete, leise ins Ohr.

Warte, bis er fort ist.

Als er fort war, rief sie:

Schnell, schnell! es ist viel besser, wenn niemand da ist.

Helene hatte sie aufgesetzt, während Heinrich zwei Kissen hinter ihren Rücken legte, um sie zu stützen. Als ein Tellertuch ausgebreitet und ein Teller auf ihre Knie gelegt war, saß Johanna lächelnd und erwartungsvoll da.

Ich will dir das Ei aufschlagen, sagte die Mutter.

Ja, Mama.

Und ich will dir drei Tunkschnitten schneiden, sprach der Arzt.

Oh, ich bitte vier; ich werde vier essen, du sollst es sehen.

Sie duzte jetzt den Arzt. Als er ihr die erste Tunkschnitte reichte, ergriff sie seine Hand, und da sie auch die der Mutter behalten hatte, küßte sie alle beide, eine nach der andern mit derselben leidenschaftlichen Zärtlichkeit.

Aber sei doch vernünftig, sagte die Mutter, die sah, daß das Kind nahe daran war, in ein Schluchzen auszubrechen; iß dein Ei, wenn du uns eine Freude machen willst.

Da begann Johanna zu essen; aber sie war so schwach, daß sie schon nach der zweiten Tunkschnitte müde war. Bei jedem Bissen sagte sie lächelnd, sie habe weiche Zähne. Heinrich ermunterte sie; Helenen standen die Tränen in den Augen. Mein Gott, sie sah ihr Kind essen! Sie folgte jedem Bissen; dieses erste Tunken rührte sie bis ins Innerste. Dann kam ihr plötzlich der Gedanke, daß Johanna tot und starr unter einem Laken daliegen könne, und dieser Gedanke ließ sie zu Eis erstarren. Und die Kleine aß;

sie aß so lieblich, mit ihren langsamen Bewegungen und dem Zögern einer Genesenden!

Du wirst nicht zanken, Mama . . . Ich tue, was ich kann; ich bin bei der vierten Tunkschnitte . . . Bist du zufrieden?

Ja, sehr zufrieden, Schätzchen . . . Du weißt gar nicht, welche Freude du mir bereitest.

In dem Übermaß des Glückes, das sie zu ersticken drohte, vergaß sie sich und lehnte sich an Heinrichs Schulter. Beide lachten dem Kinde zu. Doch Johanna schien allmählich von einem Unbehagen ergriffen zu werden; sie warf verstohlene Blicke auf sie; dann ließ sie den Kopf sinken und aß nicht mehr. Ein Schatten von Mißtrauen und Zorn schien ihr Antlitz zu bleichen. Man mußte sie wieder niederlegen.

Drittes Kapitel

Die Genesung währte monatelang. Im August hütete Johanna noch immer das Bett. Gegen Abend verließ sie zuweilen das Krankenlager auf ein, zwei Stunden, und es war für sie eine große Anstrengung, sich zum Fenster zu schleppen, wo sie in einem Sessel lag angesichts der im Abendrot glühenden Riesenstadt. Ihre schwachen Beinchen wollten sie noch nicht tragen; wie sie mit einem matten Lächeln sagte, hatte sie nicht Blut genug für ein Vöglein; es galt zu warten, bis sie viel Suppe gegessen habe. Man tat rohes Fleisch in ihre Fleischbrühe, um sie zu stärken. Sie hatte dieses Essen schließlich lieb gewonnen, weil sie bald in den Garten hinabgehen wollte, um dort zu spielen.

Diese Wochen und Monate flossen eintönig und lieblich dahin, ohne daß Helene die Tage zählte. Sie ging nicht mehr aus; an der Seite Johannas vergaß sie die ganze Welt. Keine Nachricht von außen drang bis zu ihr. Angesichts von Paris, das mit seinem Rauche und Geräusche den Horizont erfüllte, war dies ein Winkel, entlegener und verschlossener als die frommen Einsiedeleien in der Tiefe der Berge. Ihr Kind war gerettet; diese Gewißheit genügte ihr; sie füllte ihre Tage damit aus, daß sie nach der Wiederkehr der Gesundheit spähte, glücklich über jedes Anzeichen, über einen helleren Blick, eine fröhlichere Gebärde. Mit jeder Stunde fand sie immer mehr ihre Tochter wieder mit ihren schö-

nen Augen und ihren Haaren, die wieder geschmeidig wurden. Ihr war, als schenke sie ihr zum zweiten Male das Leben. Je langsamer das Wiedererstehen war, desto mehr genoß sie seine Freuden, sich der fernen Tage erinnernd, da sie ihr die Mutterbrust gab; und wenn sie sah, wie sie allmählich wieder zu Kräften kam, war sie noch seliger ergriffen als ehemals, da sie die kleinen Füßchen des Kindes in ihren zusammengefalteten Händen maß, um zu sehen, ob es auch bald gehen werde.

Indes war ihr noch eine Unruhe geblieben. Wiederholt hatte sie bemerkt, daß ein Schatten das Gesicht Johannas verdüsterte, ihm einen argwöhnischen, zürnenden Ausdruck lieh. Warum diese plötzliche Wandlung inmitten der Heiterkeit? Litt sie? Verbarg sie ihr etwa eine Wiederkehr der Schmerzen?

Sag', mein Schatz, was ist dir? Soeben lachtest du noch, und jetzt scheinst du bekümmert. Antworte mir: tut's dir weh irgendwo?

Doch Johanna wandte heftig den Kopf ab und drückte das Gesicht in das Kissen.

Mir ist nichts, sagte sie in knappem Tone. Ich bitte dich, laß mich!

Sie grollte oft einen ganzen Nachmittag, die Augen hartnäckig auf die Mauer geheftet, in einer trübseligen Stimmung, welche die trostlose Mutter nicht begreifen konnte. Der Arzt wußte die Sache ebenfalls nicht zu erklären; diese Anfälle kamen immer, wenn er da war, und er schrieb sie dem nervösen Zustande der Kranken zu. Er empfahl besonders, daß man es vermeide, sie zu reizen.

Eines Nachmittags schlief Johanna. Heinrich, der ihren Zustand sehr befriedigend gefunden hatte, war länger im Krankenzimmer verblieben und plauderte mit Helenen, die nähend am Fenster saß. Seit jener furchtbaren Nacht, in der sie in einem Aufschrei der Leidenschaft ihm ihre Liebe gestanden hatte, lebten beide ruhig ohne jede Erschütterung dahin, sich dem süßen Bewußtsein überlassend, daß sie sich liebten, unbekümmert um den kommenden Tag, die ganze Welt vergessend. Am Bette Johannas, in diesem Gemach, das noch von dem Todeskampfe des Kindes zitterte, waren sie durch ein Gefühl der Keuschheit vor jeder Überrumpelung der Sinne geschützt. Es wirkte beruhigend auf sie, ihren unschuldigen Atemzug zu hören. Allein in dem Maße, wie die Kranke sich erholte, gewann auch ihre Liebe an

Kraft und Leben; sie saßen Seite an Seite bebend, der gegenwärtigen Stunde sich freuend, ohne sich zu fragen, was sie tun würden, wenn Johanna wieder auf den Beinen wäre und ihre Liebe frei und gesund hervorbrechen werde.

Stundenlang begnügten sie sich mit einigen Worten, die von Zeit zu Zeit leise gesprochen wurden, damit die Kleine nicht geweckt werde. Waren es auch alltägliche Worte, so wurden die beiden doch tief davon gerührt. An diesem Tage waren sie sehr bewegt.

Ich schwöre Ihnen, daß es ihr weit besser geht, sagte der Arzt. Ehe vierzehn Tage vergehen, wird sie in den Garten hinabkommen können.

Helene hantierte lebhaft mit ihrer Nadel und sagte:

Gestern war sie wieder sehr traurig . . . Heute morgen jedoch lachte sie und versprach mir, artig zu sein.

Ein langes Stillschweigen trat ein. Das Kind schlief noch immer, und dieser Schlaf erfüllte beide mit tiefem Frieden. Wenn sie in solcher Weise ruhte, fühlten sie sich erleichtert und gehörten einander noch mehr an.

Sie haben den Garten nicht wieder gesehen? sagte Heinrich. Er ist jetzt voller Blumen.

Sind die Maßliebchen aufgegangen? fragte sie.

Ja; das Beet ist herrlich. Die Rebwinden sind bis zu den Ulmen emporgestiegen und bilden ein wahres Blätternest.

Es ward wieder still. Helene hörte auf zu nähen und sah ihn lächelnd an; in ihren gemeinsamen Gedanken ergingen sie sich beide in tiefen Alleen, in wunderbaren Alleen voll dunklen Schattens, wo ein Regen von Rosenblättern niederging. Er neigte sich über sie und sog den leichten Duft von Eisenkraut ein, der von ihrem Hauskleide ausging. Doch ein Rauschen von Linnen störte sie jetzt in ihrem Sinnen.

Sie erwacht, sprach Helene aufblickend.

Heinrich war beiseite getreten und warf ebenfalls einen Blick nach dem Bette. Johanna hatte ihr Kopfkissen in ihre kleinen Arme genommen; das Kinn in den weichen Flaum drückend, wandte sie ihnen jetzt völlig das Gesicht zu. Aber ihre Augenlider blieben geschlossen; sie schien wieder einzuschlafen; ihr Atem war wieder langsam und regelmäßig.

Nähen Sie denn immer? fragte der Arzt, indem er sich Helenen wieder näherte.

Ich kann nicht müßig bleiben, antwortete sie. Diese Arbeit ist mechanisch und regelt meine Gedanken . . . Stundenlang denke ich an eine und dieselbe Sache, ohne zu ermüden.

Er sagte nichts mehr; still folgte er den Bewegungen der Nadel, die mit einem leisen, regelmäßigen Geräusch in den Kaliko stach und es schien ihm, als werde dieser Faden ein wenig von ihren beiden Existenzen verknüpfen. Stundenlang hätte sie nähen können; er wäre da geblieben und hätte dem leisen Rascheln der Nadel gelauscht, diesem einwiegenden Geräusch, das immer wieder das nämliche Wort in ihnen hervorrief, ohne sie jemals zu ermüden. Es war ihr Verlangen: ganze Tage so zuzubringen in diesem stillen Winkel nahe beieinander, während das Kind schlief und sie sich jeder Bewegung enthielten, um es nicht in seinem Schlummer zu stören. Es war eine köstliche Unbeweglichkeit; ein Stillschweigen, bei dem sie ihre Herzen hörten; eine unendliche Lieblichkeit, die sie in einem gemeinsamen Gefühl der Liebe und Ewigkeit entzückte.

Sie sind gut, Sie sind gut, murmelte er wiederholt, weil er kein anderes Wort fand, um die Wonne auszudrücken, die er ihr verdankte.

Sie hatte wieder das Haupt erhoben, und es war ihr nicht im mindesten lästig, sich so glühend geliebt zu wissen. Das Antlitz Heinrichs war ganz nahe bei dem ihrigen. Einen Augenblick betrachteten sie einander.

Lassen Sie mich arbeiten, sprach sie sehr leise; ich werde sonst nie fertig.

Doch eine unwillkürliche Unruhe ließ in diesem Augenblicke sie den Kopf wenden. Sie sah Johanna, die, ganz blaß geworden, sie mit ihren weit geöffneten, tiefschwarzen Augen betrachtete. Das Kind hatte sich nicht gerührt; das Kinn in den Flaum begrabend, preßte sie noch immer das Kissen zwischen ihre Arme. Aber sie hatte die Augen geöffnet und betrachtete die beiden.

Johanna, was ist dir? fragte Helene. Bist du krank? willst du etwas?

Sie antwortete nicht, sie rührte sich nicht und senkte auch nicht die Augenlider über diese großen, starren Augen, aus denen eine Flamme hervorzubrechen schien. Der düstere Schatten erschien wieder auf ihrer Stirne; ihre Wangen erbleichten und fielen ein. Schon warf sie die Handknöchel zurück, wie bei der Annäherung eines Krampfanfalles. Helene erhob sich hastig und bat die

Kranke, sie möge doch reden; allein Johanna verblieb in ihrer hartnäckigen Starrheit; sie richtete solch finstere Blicke auf ihre Mutter, daß diese schließlich errötete und stammelte:

Doktor, schauen Sie doch! Was ist ihr?

Heinrich hatte seinen Sessel von jenem Helenens zurückgeschoben. Er näherte sich dem Bette und wollte sich eines der Händchen bemächtigen, die das Kissen so eng umklammert hielten. Bei dieser Berührung schien eine Erschütterung durch Johannas Körper zu gehen. Mit einem Ruck warf sie sich zur Mauer herum und schrie:

Lassen Sie mich! . . . Sie tun mir weh! . . .

Sie hatte sich unter die Decke verkrochen. Vergebens bemühten sich beide eine Viertelstunde lang, sie durch sanfte Worte zu beruhigen. Als sie noch immer in sie drangen, richtete sie sich auf und flehte mit gefalteten Händen:

Laßt mich, ich bitte euch; ihr tut mir weh. Laßt mich!

Helene ließ sich ganz verstört wieder am Fenster nieder. Aber Heinrich hatte seinen Platz neben ihr nicht wieder eingenommen. Sie hatten endlich begriffen. Johanna war eifersüchtig. Sie fanden kein Wort mehr. Der Doktor ging eine Minute still im Zimmer auf und ab, dann entfernte er sich, weil er die angstvollen Blicke sah, welche die Mutter auf das Bett richtete. Als er fort war, kehrte sie zu ihrer Tochter zurück, nahm sie gewaltsam wieder in ihre Arme und sprach lange zu ihr.

Hörst du, mein Püppchen, ich bin jetzt allein . . . Antworte mir; schau mich an . . . Du leidest doch nicht? Habe ich dir Kummer verursacht? Du mußt mir alles sagen . . . Zürnst du mir? Was hast du auf dem Herzen?

Doch ihr Fragen war nutzlos; vergebens gab sie ihren Fragen alle möglichen Formen; Johanna versicherte immer wieder, daß ihr nichts sei. Dann rief sie plötzlich wiederholt aus:

Du liebst mich nicht mehr! Du liebst mich nicht mehr!

Damit brach sie in ein heftiges Schluchzen aus, umklammerte mit krampfhaften Armen den Hals der Mutter und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen. Helene behielt sie, beklommenen Herzens, von unsagbarer Traurigkeit schier erstickt, lange an ihrer Brust, vermischte ihre Tränen mit den ihrigen und versicherte ihr, niemals einen andern so zu lieben wie sie.

Seit jenem Tage genügte ein Wort, ein Blick, um Johannas Eifersucht zu erregen. Solange sie das Gefühl gehabt hatte, in

Gefahr zu schweben, hatte sie sich unwillkürlich diese Liebe gefallen lassen, die sie so zärtlich um sich sah, und die sie rettete. Jetzt aber, da sie wieder stärker geworden, wollte sie ihre Mutter nicht teilen. Sie faßte einen Groll gegen den Arzt, einen Groll, der im stillen bis zum Hasse wuchs in dem Maße, wie sie genas. Dieser Groll gärte in ihrem eigensinnigen Kopfe, in ihrem ganzen argwöhnischen und stummen Wesen. Niemals wollte sie sich deutlich darüber aussprechen. Sie wußte es selbst nicht. Es tue ihr wehe, wenn der Doktor ihrer Mutter zu nahe komme. Sie legte beide Hände an die Brust. Das war alles; es brannte sie da innen, und wütender Zorn erstickte und bleichte sie. Sie konnte es nicht hindern; sie fand die Menschen sehr ungerecht und wurde noch trotziger, noch verschlossener, wenn man ihr Bosheit vorhielt. Helene zitterte vor Angst und wagte nicht, das Kind dahin zu drängen, daß es sich über sein Mißbehagen Rechenschaft gebe; sie wandte die Augen ab vor diesem Blicke eines elfjährigen Kindes, in dem zu früh das Herzensleben des Weibes leuchtete.

Johanna, du machst mir viel Kummer, sagte sie mit Tränen in den Augen, wenn sie einen dieser Wutanfälle sah, die das Kind gewaltsam niederhielten und sie zu ersticken drohten.

Allein diese Worte, die ehemals allmächtig waren und sie stets unter heißen Tränen in die Arme der Mutter zurückführten, rührten sie jetzt nicht mehr. Ihr Charakter änderte sich. Zehnmal an einem Tage zeigte sie verschiedene Stimmungen. Am häufigsten sprach sie in einem knappen, gebieterischen Tone mit ihrer Mutter geradeso wie mit Kosalien, störte sie mit den geringfügigsten Diensten, wurde ungeduldig und klagte immerfort.

Gib mir eine Tasse Tee! . . . Wie lange das dauert! . . . Man läßt mich vor Durst umkommen.

Wenn Helene die Tasse brachte, hieß es wieder:

Es ist kein Zucker darin . . . Ich mag es nicht . . .

Unwillig legte sie sich nieder, wies die Tasse auch ein zweites Mal zurück, indem sie vorgab, es sei zuviel Zucker darin. Man wolle sie nicht mehr pflegen; man tue es absichtlich. Helene, die fürchtete, sie noch mehr zu erzürnen, antwortete ihr nicht und schaute sie nur stumm an, wobei große Tränen über ihre Wangen rollten.

Der Zorn des Kindes brach am heftigsten hervor, wenn der Arzt kam. Kaum daß er eintrat, legte sie sich ganz platt im Bette hin und senkte listig den Kopf gleich den wilden Tieren, welche

die Annäherung eines Fremden nicht dulden. An manchen Tagen weigerte sie sich zu reden, überließ ihm ihren Puls, ließ sich untersuchen, unempfindlich, die Augen nach der Zimmerdecke gerichtet. An anderen Tagen wieder wollte sie ihn nicht sehen, legte beide Hände so heftig vor die Augen, daß man die Arme hätte verrenken müssen, um sie wegzuziehen. Als eines Abends ihre Mutter ihr einen Löffel Arznei brachte, sprach sie das grausame Wort:

Nein, es würde mich vergiften!

Helene stand völlig betroffen da; ein jäher Schmerz durchzuckte ihre Brust; sie zitterte davor, diesem Worte auf den Grund zu gehen.

Was sagst du, mein Kind? fragte sie. Weißt du auch, was du sprichst? . . . Die Arzneien schmecken niemals gut. Du mußt sie nehmen.

Doch Johanna verharrte in ihrem hartnäckigen Schweigen und wandte sich ab, um den Trunk nicht nehmen zu müssen. Seit jenem Tage war sie launenhaft; bald nahm sie die Arznei, bald wieder nicht, je nach ihrer augenblicklichen Stimmung. Sie roch an den Fläschchen auf ihrem Nachttischchen, betrachtete sie mißtrauisch. Hatte sie einmal ein solches Fläschchen zurückgewiesen, dann erkannte sie es wieder und wäre lieber gestorben, als daß sie einen Tropfen davon getrunken hätte. Der würdige Herr Rambaud allein konnte sie zuweilen bestimmen, die Arznei zu nehmen. Sie überhäufte ihn mit einer übertriebenen Zärtlichkeit, besonders wenn der Arzt da war; und sie sandte leuchtende Blicke zu ihrer Mutter hinüber, um zu sehen, ob diese litt durch die Zuneigung, die sie einem andern bewies.

Ach, bist du's, guter Freund! rief sie, sobald sie seiner ansichtig ward. Komm, setze dich hierher, ganz nahe bei mir . . . Hast du Orangen mitgebracht?

Sie richtete sich auf und suchte lachend in seinen Taschen, wo es immer Naschbissen gab. Dann küßte sie ihn, spielte eine ganze Liebeskomödie, froh über das Leid, das sie in dem blassen Gesichte ihrer Mutter zu sehen glaubte. Herr Rambaud strahlte vor Freude, daß er mit der lieben Kleinen seinen Frieden habe machen können. Wenn er kam, ging Helene ihm ins Vorzimmer entgegen und flüsterte ihm ein Wort zu. Dann schien er plötzlich die Arzneiflasche auf dem Nachttischchen zu bemerken.

Ach, du trinkst das Säftchen? sagte er.

Johannas Gesicht verfinsterte sich, und sie erwiderte halblaut:

Nein, das ist schlecht, es stinkt, ich trinke nicht davon.

Wie, du trinkst nicht davon? fuhr Herr Rambaud mit heiterer Miene fort . . . Ich wette, daß es sehr gut ist . . . Willst du mir erlauben, ein wenig davon zu kosten?

Ohne die Erlaubnis abzuwarten, goß er sich einen Löffel voll davon ab und trank ihn, ohne das Gesicht zu verziehen, mit einem gewissen leckeren Behagen.

Oh, köstlich, murmelte er. Du hast unrecht . . . Warte, nur ein klein wenig.

Johanna machte es Spaß, und sie wehrte sich nicht weiter. Sie wollte gern alles nehmen, wovon Herr Rambaud gekostet hatte; aufmerksam folgte sie seinen Bewegungen und schien in seinem Gesichte die Wirkung der Arznei zu prüfen. So stopfte sich der wackere Mann einen Monat hindurch mit allerlei Arzneien. Als Helene ihm dankte, zuckte er mit den Achseln.

Lassen Sie, es ist ja gut, sagte er schließlich selbst überzeugt und zu seinem Vergnügen die Arzneien der Kleinen teilend.

Er verbrachte die Abende an der Seite der Kranken. Der Abbé hingegen kam regelmäßig jeden zweiten Tag. Sie hielt sie so lange wie möglich zurück und war bekümmert, wenn sie die beiden Herren nach ihren Hüten greifen sah. Sie fürchtete jetzt, mit ihrer Mutter und dem Arzte allein zu sein; sie hätte gewünscht, daß immer Leute da seien, um sie zu trennen. Oft rief sie Rosalie ohne Grund. Wenn sie allein blieben, wandte sie keinen Blick von ihnen, sondern folgte ihnen in alle Winkel des Zimmers. Sie erbleichte, sobald nur ihre Hände sich berührten. Wenn sie ein Wort mit leiser Stimme austauschten, erhob sie sich gereizt und wollte es wissen. Sie duldete nicht mehr, daß das Kleid ihrer Mutter auf dem Teppich den Fuß des Doktors berühre. Sie konnten sich einander nicht mehr nähern, konnten einander nicht mehr anblicken, ohne daß sogleich ein Zittern sie ergriff. Ihr fieberer Körper, ihr armes, unschuldiges, krankhaftes Wesen war von einer außerordentlich empfindsamen Gereiztheit, die sie nötigte, sich plötzlich umzuwenden, wenn sie ahnte, daß sie hinter ihrem Rücken sich zulächelten. An den Tagen, an denen sie sich mehr liebten, fühlte sie es in der Luft, die sie mit sich in ihre Nähe brachten; an solchen Tagen war sie trauriger und litt, wie nervöse Frauen bei der Annäherung eines heftigen Gewitters leiden.

In der Umgebung Helenens hielt jedermann Johanna für ge-

rettet. Sie selbst hatte sich allmählich dieser Gewißheit hingegeben. Darum behandelte sie schließlich die Anfälle wie bedeutungslose Unpäßlichkeiten eines verhätschelten Kindes. Nach den angstvollen sechs Wochen, die sie durchzumachen gehabt, fühlte sie ein Bedürfnis zu leben. Ihre Tochter konnte jetzt stundenlang ihre Pflege missen; solche Stunden waren für sie eine köstliche Erholung, nachdem sie so lange nicht gewußt, ob sie überhaupt noch lebe. Sie kramte in ihren Schubfächern herum, fand mit Freuden längst vergessene Gegenstände wieder, beschäftigte sich mit allerlei kleinen Arbeiten, um ihr zufriedenes Alltagsleben wieder aufzunehmen. In diesem Wiedererwachen wuchs ihre Liebe. Heinrich war gleichsam die Belohnung, die sie sich nach den vielen Leiden gönnte. In diesem Zimmer waren sie wie außerhalb der Welt, hatten sie die Erinnerung an jedes Hindernis verloren. Nichts trennte sie mehr als dieses Kind, das von ihrer Liebe erschüttert ward.

Und gerade Johanna war es, die ihre Begierden aufstachelte. Stets zwischen ihnen nötigte sie mit ihren Blicken, die ihnen nachspähten, die beiden zu einer fortwährenden Gezwungenheit, zu einer geheuchelten Gleichgültigkeit, aus der sie nur noch mehr lebend hervorgingen. Tagelang konnten sie kein Wort miteinander wechseln, weil sie fühlten, daß sie sie hörte, selbst wenn sie zu schlummern schien. Eines Abends hatte Helene Heinrich das Geleit gegeben; im Vorzimmer war sie auf dem Punkte, stumm und überwältigt in seine Arme zu sinken, als Johanna hinter der geschlossenen Türe zu schreien begann: „Mama! Mama!" Sie schrie mit so wütender Stimme, als habe sie den Widerschlag jenes heißen Kusses erhalten, den der Arzt draußen auf das Haar ihrer Mutter drückte. Helene mußte eilig in das Zimmer zurückkehren, weil sie das Kind aus dem Bett hatte springen hören. Sie fand sie zitternd, außer sich, im Hemde. So hatte sie hinausstürzen wollen. Johanna wollte nicht mehr dulden, daß man sie allein lasse. Seit jenem Tage konnten sie höchstens einen Händedruck austauschen, wenn er kam und ging. Frau Deberle war seit einem Monate mit ihrem kleinen Lucien im Seebade; der Arzt, der über seine ganze Zeit frei verfügen konnte, wagte nicht mehr als zehn Minuten bei Helenen zuzubringen. Ihre langen, so lieblichen Gespräche am Fenster hatten aufgehört. Wenn sie einander anblickten, entzündete sich eine immer wachsende Flamme in ihren Augen.

Was sie vollends peinigte, war der fortwährende Stimmungswechsel bei Johanna. Eines Morgens brach sie in Tränen aus, als der Arzt sich zu ihr herniederneigte. Ihr Haß wandelte sich oft in eine fieberhafte Zärtlichkeit, die einen ganzen Tag anhielt; sie wollte, daß er bei ihrem Bette bleibe; sie rief ihre Mutter zwanzigmal, wie um sie lächelnd und bewegt Seite an Seite zu sehen. Helene war darob ganz glücklich und träumte schon von einer ganzen Reihe ähnlicher Tage. Aber schon am andern Morgen empfing Johanna den Arzt mit solcher Härte, daß die Mutter mit einem Blick ihn bat, sich zurückzuziehen. Die ganze Nacht hatte Johanna sich unruhig herumgeworfen in wütendem Bedauern darüber, daß sie gut gewesen. Jeden Augenblick erneuerten sich diese Szenen. Nach den köstlichen Stunden, die das Kind in den Augenblicken leidenschaftlicher Zärtlichkeit ihnen gewährte, kamen die bösen Stunden, gleich Peitschenhieben, die das Bedürfnis in ihnen hervorriefen, einander anzugehören.

Ein Gefühl der Empörung bemächtigte sich allmählich Helenens. Sie wäre sicherlich für ihr Kind bereitwillig in den Tod gegangen. Aber warum peinigte das böse Kind sie jetzt in solchem Maße, wo es außer Gefahr war? Wenn sie sich einem ihrer Träume überließ, in denen sie sich mit Heinrich in einem fernen, lieblichen Lande lustwandeln sah, tauchte plötzlich die trotzige Johanna vor ihr auf, und sie fühlte einen Riß durch ihr Inneres, durch ihr Herz gehen. Sie litt zuviel durch diesen Kampf zwischen ihrer mütterlichen Zärtlichkeit und ihrer Liebe zu Heinrich.

Eines Nachts kam der Doktor, trotzdem ihm Helene es in aller Form verboten hatte. Seit acht Tagen hatten sie kein Wort austauschen können. Sie wollte ihn nicht empfangen; aber er drängte sie sanft in das Zimmer, wie um sie zu beruhigen. Hier glaubten beide ihrer selbst sicher zu sein. Johanna lag in tiefem Schlafe. Sie setzten sich an ihre gewohnten Plätze beim Fenster fern von der Lampe; ein trautes Dunkel hüllte sie ein. So plauderten sie zwei Stunden hindurch Antlitz bei Antlitz, um leiser sprechen zu können, so leise, daß kaum ein Hauch durch das große, schlummernde Zimmer ging. Zuweilen wandten sie den Kopf, um einen Blick nach dem feingeschnittenen Profil Johannas zu werfen, deren gefaltete Händchen auf der Bettdecke ruhten. Aber schließlich vergaßen sie sich und ihr Geflüster ward lauter. Helene fuhr plötzlich auf und machte ihre Hände frei, die unter den Küssen Heinrichs glühten. Ein kalter Schauer überlief sie bei dem Gedan-

ken an die Abscheulichkeit, die sie hier zu begehen im Begriffe gewesen.

Mama! Mama! stammelte Johanna, plötzlich unruhig geworden, wie von einem bösen Traum gequält.

Sie warf sich schlaftrunken in ihrem Bett herum und suchte sich aufzurichten.

Verbergen Sie sich, ich bitte sie, verbergen Sie sich, wiederholte Helene angstvoll. Sie töten sie, wenn sie da bleiben.

Heinrich verschwand rasch in der Fensternische, hinter einem der Vorhänge von blauem Samt. Doch das Kind fuhr fort zu klagen.

Mama, Mama, ach, wie weh tut's mir!

Ich bin da, bei dir, mein Engelchen . . . Wo tut's dir weh?

Ich weiß nicht . . . Da, siehst du? Es brennt.

Sie hatte die Augen geöffnet; ihr Gesicht war ganz verstört und sie drückte beide Händchen an ihre Brust.

Es kam ganz plötzlich . . . Ich schlief, nicht wahr? Ich fühlte ein Feuer . . .

Aber es ist vorüber? Du fühlst nichts mehr?

Doch; noch immer.

Und sie blickte unruhig im Zimmer umher. Sie war jetzt vollständig erwacht; der düstere Schatten senkte sich wieder auf ihre Wangen und bleichte sie.

Bist du allein, Mama? fragte sie.

Ja, mein Engel.

Sie schüttelte den Kopf, roch die Luft und schaute mit wachsender Erregung rings umher.

Nein, nein, ich weiß es wohl: jemand ist da . . . Ich habe Furcht, Mama, ich habe Furcht. Ach, du täuschest mich; du bist nicht allein . . .

Ein nervöser Anfall kam; sie warf sich schluchzend auf ihr Lager und kroch unter die Bettdecke, wie um eine Gefahr zu fliehen. Helene war außer sich und schickte Heinrich sogleich fort. Er wollte bleiben, um das Kind zu pflegen; aber sie drängte ihn hinaus. Sie kam zurück, nahm Johanna in ihre Arme, während diese immer wieder in dieselbe Klage ausbrach, in der jedesmal ihr großes Leid widerhallte:

Du liebst mich nicht mehr, du liebst mich nicht mehr!

Schweige, mein Engel; sage das nicht, rief die Mutter. Ich liebe dich mehr, als alles in der Welt . . . Du wirst schon sehen, ob ich dich liebe.

Sie pflegte sie bis zum Morgen, entschlossen ihr Herzblut ihr zu geben und entsetzt darüber, ihre Liebe so schmerzlich in diesem teuren Wesen widerhallen zu sehen. Ihre Tochter durchlebte ihre Liebe. Am andern Morgen verlangte sie eine ärztliche Beratung. Der Doktor Bodin kam wie zufällig und untersuchte die Kranke, die er scherzhaft abhorchte. Dann hatte er eine lange Unterredung mit dem Doktor Deberle, der in dem benachbarten Zimmer geblieben war. Sie stimmten darin überein, daß der gegenwärtige Zustand nicht bedenklich sei; aber sie befürchteten Verwicklungen; sie fragten Helene lange aus, denn sie sahen sich vor einem jener Nervenleiden, die eine Geschichte in den Familien haben und die Wissenschaft irre machen. Sie erzählte ihnen, was sie teilweise schon wußten. Ihre Großmutter war in einem Irrenhause zu Tulettes bei Plassans eingesperrt, ihre Mutter war an einem plötzlichen Lungenleiden gestorben nach einem Leben voll Überreizungen und nervöser Anfälle. Sie selbst glich mehr ihrem Vater, dem sie auch im Gesichte ähnlich war, und dessen Gemütsruhe sie geerbt hatte. Johanna hingegen war das vollständige Ebenbild ihrer Urgroßmutter; aber sie sei schwächlich geblieben und werde wohl niemals den hohen Wuchs und derbknochigen Bau der Urgroßmutter haben. Die beiden Ärzte wiederholten noch einmal, daß das Kind sehr geschont werden müsse. Man könne nicht vorsichtig genug sein bei diesen Erkrankungen infolge Blutarmut, welche die Entwicklung so vieler furchtbarer Krankheiten begünstigen.

Heinrich hatte den Doktor Bodin mit einer Ehrerbietung angehört, die er niemals für einen Kollegen gehabt. Er befragte ihn über Johanna mit der Miene eines Schülers, der an sich selbst zweifelt. Die Wahrheit war, daß er schließlich vor diesem Kinde zitterte; sie entschlüpfte seiner Wissenschaft; er fürchtete, sie zu töten und durch sie die Mutter zu verlieren. So verfloß eine Woche. Helene empfing ihn nicht mehr in dem Zimmer der Kranken. Da stellte er denn — krank und im Herzen getroffen — von selbst seine Besuche ein.

Gegen den Schluß des Monats August konnte Johanna sich endlich erheben und in dem Zimmer umhergehen. Es ging ihr besser, und der Frohsinn kehrte wieder; in vierzehn Tagen hatte sie nicht einen einzigen Anfall gehabt. Ihre Mutter, die sich ihr völlig widmete und stets an ihrer Seite blieb, hatte genügt, um sie zu heilen. In der ersten Zeit blieb das Kind mißtrauisch,

schien die Küsse der Mutter zu prüfen, folgte unruhig allen ihren Bewegungen, verlangte ihre Hand, ehe sie einschlief und wollte sie während ihres Schlummers behalten. Als sie dann sah, daß niemand heraufkomme, daß sie die Mutter mit niemandem zu teilen habe, faßte sie wieder Vertrauen und war glücklich, daß sie ihr schönes Leben von früher wieder beginnen konnten, wo sie zu zweien allein am Fenster saßen und arbeiteten. Mit jedem Tage wurde das Kind rosiger. Rosalie sagte, daß sie sichtlich aufblühe.

An manchen Abenden jedoch, wenn es dunkel ward, überließ sich Helene ihrem Kummer. Seit der Krankheit ihrer Tochter war sie ernst geblieben, ein wenig bleich und mit einer tiefen Falte auf der Stirn, die sie früher nicht gehabt. Wenn Johanna einen solchen Augenblick der Ermattung, eine solche Stunde der Trostlosigkeit und der Leere sah, fühlte sie selbst sich sehr unglücklich, und ihr Herz war von einem unbestimmten Vorwurf beschwert. Sie hängte sich dann kosend an ihren Hals und sagte leise:

Bist du glücklich, Mütterchen?

Helene fuhr zusammen und beeilte sich zu sagen:

Gewiß, mein Schätzchen.

Das Kind ließ aber nicht ab.

Bist du auch wirklich glücklich? . . . Ist's sicher?

Ganz sicher . . . Warum sollte ich nicht glücklich sein?

Da umschloß Johanna sie fest mit ihren kleinen Armen, wie um sie zu belohnen. Sie wolle sie so sehr lieben, sagte sie, daß es in ganz Paris keine zweite so glückliche Mutter geben solle.

Viertes Kapitel

Im August war der Garten des Doktor Deberle eine wahre Laubgrotte. Am Gitter flochten die Gliederbüsche und die falschen Ebenbäume ihre Zweige ineinander, während die Schlingpflanzen, der Efeu, das Geißblatt, die Rebwinde von allen Seiten ihre Schößlinge emporsandten, die sich fortschlängelten, verwickelten, wie ein Laubregen niederfielen und bis zu den Ulmen im Hintergrunde des Gartens sich fortpflanzten, nachdem sie sich die Mauern entlang gezogen hatten; da, bei den Ulmen, war es, als sei ein Zelt an den Bäumen befestigt, und die Bäume selbst

bildeten mächtige, buschige Pfeiler in diesem grünen Laubsaal. Der Garten war so klein, daß das kleinste Stück Schatten ihn bedeckte. Nur zu Mittag bildete die Sonne einen einzigen gelben Fleck in der Mitte und zeichnete die Rundung des Rasenplatzes mit seinen zwei Blumenbeeten an den Seiten. Am Hauseingang stand ein großer Rosenstrauch mit riesigen Teerosen, die sich zu Hunderten erschlossen. Wenn am Abend die Hitze nachließ, wurde der Duft dieser Rosen durchdringend; ein schwerer Rosengeruch lag schwül unter den Ulmen. Es konnte nichts Lieblicheres geben als diesen lauschigen, dufterfüllten Winkel, wohin die Blicke der Nachbarn nicht dringen konnten, und wo man sich in einem Urwalde wähnen konnte, während in der Weinstraße Drehorgeln Polka aufspielten.

Gnädige Frau, sagte Rosalie jeden Tag, warum geht denn das Fräulein nicht in den Garten hinunter? . . . Sie wäre unter den Bäumen sehr gut aufgehoben.

Eine der Ulmen steckte ihre Äste in die Küche Rosaliens hinein. Sie riß Blätter ab und freute sich über diesen riesigen Strauß, der ihr die Aussicht benahm. Doch Helene antwortete:

Sie ist noch nicht stark genug; die Kühle des Schattens könnte ihr schaden.

Aber Rosalie war hartnäckig. Wenn sie einen guten Gedanken zu haben glaubte, ließ sie ihn nicht gleich wieder fahren. Gnädige Frau habe Unrecht zu glauben, daß der Schatten schädlich sei. Es geschehe wohl mehr deshalb, weil gnädige Frau die Leute zu stören fürchte; aber sie täusche sich, das Fräulein werde gewiß niemanden stören; denn es sei nie ein Mensch im Garten; der Herr erscheine daselbst niemals, und die Dame werde sicherlich bis Mitte des Monats September im Seebade bleiben. Dies sei so wahr, daß der Pförtner Zéphirin gebeten habe, mit dem Rechen die Gartenwege ein wenig zu glätten, und daß sie mit Zéphirin schon zwei Sonntage den Nachmittag dort zubrächte. Oh, es sei da so schön, unglaublich schön!

Helene weigerte sich noch immer. Johanna schien große Lust zu haben, in den Garten hinabzugehen, von dem sie während ihrer Krankheit oft gesprochen hatte; aber ein seltsames Gefühl, eine Verwirrung, die sie die Augen niederschlagen ließ, schien sie zu hindern, vor ihrer Mutter dabei zu beharren. Endlich, am nächsten Sonntag, kam die Magd ganz atemlos und sagte:

Ach, gnädige Frau, niemand ist da, ich schwöre es Ihnen. Nur

ich und Zéphirin, der die Gartenwege glättet . . . Lassen Sie sie herunterkommen. Sie können sich nicht denken, wie gut es da ist. Kommen Sie doch herunter, nur ein klein wenig, um zu sehen.

Sie schien vollkommen überzeugt, daß Helene nachgab. Diese hüllte Johanna in einen Schal und befahl Rosalien, eine dicke Fußdecke zu nehmen. In einem stummen Entzücken, das bloß ihre leuchtenden Augen verrieten, wollte das Kind ohne Hilfe die Treppe hinabsteigen, um ihre Kraft zu zeigen. Mit ausgestreckten Armen und bereit, sie zu stützen, ging die Mutter hinterdrein. Als sie den Garten betraten, brachen beide in Rufe der Bewunderung aus. Sie erkannten ihn nicht wieder, so sehr war das undurchdringliche Grün verschieden von dem säuberlichen, spießbürgerlichen Winkel, den sie im Frühjahr da gesehen hatten.

Sagte ich's Ihnen nicht? rief Rosalie triumphierend.

Bäume und Büsche standen in breitem Blätterschmucke da und verwandelten die Wege in schmale Pfade, in ein Labyrinth, wo die Frauen mit ihren Röcken hängen blieben. Man konnte sich in einem Waldesdickicht wähnen unter dem Laubdache, das ein mildes, grünes, geheimnisvolles Licht durchsickern ließ. Helene suchte die Ulme, unter der sie im April gesessen hatte.

Ich will nicht, daß sie da bleibt, sagte sie; der Schatten ist zu kühl.

Warten Sie, sprach die Magd; Sie werden sehen.

In drei Schritten war man durch das Dickicht gekommen. Und da, mitten in dem grünen Nest, auf dem Rasenplatz, fand man die Sonne, einen breiten Goldstrahl, der warm und still wie in einer Lichtung herniederfiel. Wenn man das Haupt erhob, sah man nichts als Zweige, die sich mit spitzenähnlicher Zartheit von der blauen Himmelsfläche abhoben. Die Teerosen des großen Rosenstrauches, durch die Hitze ein wenig welk geworden, schlummerten auf ihren Stengeln. In den Blumenbeeten glichen die roten und weißen Tausendschönchen mit ihrem matten Ton alten Teppichen.

Sie werden sehen, wiederholte Rosalie. Lassen Sie mich nur machen; ich werde alles herrichten.

Sie hatte die Decke zusammengefaltet und am Rande einer Allee ausgebreitet, an einem Orte, wo der Schatten zu Ende war. Dann ließ sie Johanna niedersetzen, bedeckte ihre Schultern mit dem Schal und hieß sie die Beinchen ausstrecken. So hatte das Kind den Kopf im Schatten und die Füße in der Sonne.

Ist's recht so, mein Engel? fragte Helene.

Ja, Mama. Du siehst, mir ist nicht kalt. Es ist, als wärmte ich mich an einem großen Feuer ... Oh, wie gut ist's da! wie atmet man auf!

Helene, die mit unruhigen Blicken nach den geschlossenen Fensterläden des Hauses schaute, erklärte jetzt, sie wolle einen Augenblick hinaufgehen. Sie empfahl Rosalien alle erdenkliche Vorsicht; sie solle achthaben, daß das Kind in der Sonne bleibe, und solle sie ja nicht aus den Augen lassen.

Sei unbesorgt, Mama, rief das Kind lachend aus. Hier fahren doch keine Wagen.

Allein geblieben, nahm das Kind eine Handvoll Kiesel und spielte damit, indem es sie aus der einen Hand in die andere fallen ließ. Inzwischen fuhr Zéphirin fort, mit dem Rechen die Gartenwege zu glätten. Als er die gnädige Frau und das Fräulein erblickt hatte, beeilte er sich, seine Bluse anzuziehen, die er an einen Baumast gehängt hatte; er blieb aufrecht stehen und hielt aus Respekt in der Arbeit inne. Während der Krankheit Johannas war er seiner Gewohnheit gemäß jeden Sonntag gekommen; aber er hatte sich so vorsichtig in die Küche geschlichen, daß Helene niemals um seine Anwesenheit gewußt hätte, wenn nicht Rosalie jedesmal für ihn Erkundigungen über das Befinden der Kranken eingeholt hätte mit dem Hinzufügen, daß er den Kummer des Hauses teile. Er nehme jetzt gutes Benehmen an, wie sie sagte; er verfeinere sich in Paris. So nickte er auch jetzt, auf seinen Rechen gestützt, dem Fräulein einen freundlichen Gruß zu. Als sie ihn erblickte, lächelte sie.

Ich war sehr krank, sagte sie.

Ich weiß es, Fräulein, erwiderte er und legte eine Hand ans Herz.

Dann wollte er etwas sehr Artiges sagen, einen Scherz, der die Lage aufheitern sollte, und fügte hinzu:

Sehen Sie: Ihre Gesundheit hat ausgeruht; jetzt wird sie wieder heidenmäßig stark sein.

Johanna hatte wieder eine Handvoll Kiesel genommen. Zufrieden mit sich selbst und mit einem stillen Lachen, das ihm den Mund von einem Ohr bis zum anderen öffnete, fuhr er fort, mit voller Kraft seinen Rechen zu handhaben, der, über den Kies fahrend, ein regelmäßiges Knirschen vernehmen ließ. Als Rosalie nach einigen Minuten die Kleine zufrieden und ruhig in ihrem Spiel vertieft sah, entfernte sie sich Schritt für Schritt, wie

von dem Knirschen des Rechens angezogen. Zéphirin stand auf der anderen Seite des Rasenplatzes, im vollen Sonnenschein.

Du schwitzest wie ein Ochs, murmelte sie. Lege deine Bluse ab; das Fräulein wird dadurch nicht beleidigt sein.

Er zog die Bluse aus und hängte sie wieder an einen Baumast. Seine rote Hose, durch einen Riemen am Gürtel festgehalten, stieg ihm hoch hinauf, während sein Hemd von grober, grauer Leinwand so steif war, daß es sich bauschte und ihm einen noch runderen Rücken machte. Er stülpte die Ärmel auf, nur um wieder einmal Rosalien die zwei flammenden Herzen zu zeigen, die er sich beim Regiment hatte eintätowieren lassen mit dem Wahlspruch: Auf ewig!

Warst du heute morgen zur Messe? fragte Rosalie, die ihn jeden Sonntag so ins Verhör nahm.

Zur Messe . . . zur Messe . . . wiederholte er grinsend.

Seine zwei roten Ohren standen von seinem kahlgeschorenen Kopfe ab, und in seiner ganzen kleinen, runden Gestalt drückte sich sehr viel Verschmitztheit aus.

Freilich war ich zur Messe, sagte er schließlich.

Du lügst! rief Rosalie heftig. Ich sehe sehr wohl, daß du lügst, denn deine Nase bewegt sich! . . . Ach, Zéphirin, du verdirbst, du hast keine Religion mehr . . . Nimm dich in acht!

Statt aller Antwort wollte er sie galant um den Leib fassen. Allein sie schien entrüstet und rief:

Wenn du dich nicht schicklich beträgst, wirst du sogleich wieder deine Bluse anziehen! . . . Schämst du dich nicht! Das Fräulein sieht dich.

Da machte sich Zéphirin wieder an seine Arbeit. Johanna hatte in der Tat aufgeschaut. Das Spiel ermüdete sie ein wenig; nach den Kieseln hatte sie Blätter gesammelt und Gras gerupft; aber eine Ermattung kam über sie, und sie unterhielt sich besser, wenn sie gar nichts tat, nur die Sonne betrachtete, die sie immer mehr einhüllte. Dorhin badeten nur ihre Beine bis zu den Knien in den warmen Strahlen; jetzt reichte ihr die Sonne bis zu den Hüften und die Wärme stieg immer höher; sie fühlte sie in sich kosend wachsen, und dies tat ihr wohl. Vornehmlich vergnügten sie die hellen runden Flecke, die auf ihrem Schal tanzten. Man hätte sie für Tiere halten können. Sie lehnte sich zurück, um zu sehen, ob diese Flecke bis zu ihrem Gesichte hinanklettern würden. Einstweilen hatte sie ihre beiden Händchen im Sonnenschein gefaltet.

Wie mager schienen diese Hände, und wie durchsichtig waren sie! Die Sonne schien hindurch, und sie schienen ihr dennoch hübsch, rosig wie eine Muschel, fein und lang gleich den Händen eines Jesuskindes. Die freie Luft, diese großen Bäume ringsumher, diese Hitze hatten sie ein wenig betäubt. Sie glaubte zu schlafen, und doch sah und hörte sie. Es war so gut, so lieblich.

Fräulein, Sie sollten ein wenig weiter rücken, sagte Rosalie, die herbeigekommen war. Die Sonne wird Ihnen zu warm.

Aber Johanna wehrte ab. Sie befinde sich da sehr wohl und wolle sich nicht rühren. Sie beschäftigte sich jetzt nur mehr mit der Magd und dem kleinen Soldaten in ihrer kindischen Wißbegierde nach den Dingen, die man ihr verbarg. Sie senkte schlau die Blicke, um glauben zu machen, daß sie nicht hinschaue; aber sie spähte zwischen den langen Augenwimpern hervor, während sie eingeschlummert schien.

Rosalie blieb noch einige Minuten da. Aber dem Knirschen des Rechens gegenüber war sie machtlos. Schritt für Schritt, wie unwillkürlich, ging sie wieder zu Zéphirin. Sie zankte mit ihm wegen seiner neuartigen Manieren; aber im Grunde war sie entzückt und voll stiller Bewunderung. Auf seinen langen Spaziergängen mit den Kameraden im Botanischen Garten und auf dem Wasserschloßplatze, wo seine Kaserne stand, hatte er sich die schaukelnde, gezierte Art des Pariser Schönlings angeeignet. Er lernte ihnen die Redeweise, die galanten Worte, den gewundenen Stil ab, der den Frauen so sehr gefiel. Oft lauschte sie sprachlos vor Vergnügen den Redensarten, die er mit schaukelnden Schultern auskramte, und in denen Worte vorkamen, die sie nicht verstand, was sie vor Stolz erröten ließ. Die Uniform war ihm nicht hinderlich; er warf die Arme, daß er sie schier verrenkte, und machte ein keckes Gesicht dazu; er hatte besonders eine Art, den Tschako im Nacken zu tragen, die sein rundes Gesicht mit der vorgestreckten Nase freiließ, während der Tschako der wiegenden Bewegung des Körpers folgte. Auch war er in seinem Betragen freier geworden; er trank jetzt ein Gläschen und faßte wohl auch die Dirnen um den Leib. Gewiß wußte er jetzt mehr als sie in seiner Art zu hänseln und den Geheimtuer zu spielen. Paris bildete ihn gar zu sehr. Sie blieb entzückt und wütend zugleich vor ihm stehen, schwankend zwischen dem Verlangen, ihm mit den Krallen ins Gesicht zu fahren oder sich von ihm Dummheiten sagen zu lassen.

Zéphirin mit seinem Rechen war inzwischen auf dem Gartenwege herumgekommen. Er stand hinter einem großen Spindelbaum und sandte Rosalien von der Seite Blicke zu, während er mit seinem Rechen sie allmählich an sich zu ziehen schien. Als sie ganz nahe war, zwickte er sie tüchtig in die Hüfte.

Schrei' nicht; so liebe ich dich, murmelte er. Und nimm das noch dazu!

Er küßte sie aufs Geratewohl hinter das Ohr. Als auch Rosalie ihn blutig zwickte, pflanzte er ihr einen zweiten Kuß diesmal auf die Nase. Sie war scharlachrot, im Grunde sehr glücklich und nur darüber trostlos, daß sie ihm wegen der Nähe des Fräuleins nicht eine Maulschelle versetzen konnte.

Ich habe mich gestochen, sagte sie zu Johanna, um den leichten Schrei zu erklären, den sie ausgestoßen hatte.

Doch das Kind hatte durch die dünnen Zweige des Spindelbaumes die ganze Szene mit angesehen. Die rote Hose und das Hemd des Soldaten bildeten einen hellen Fleck in dem Grün. Sie erhob langsam die Augen zu Rosalien, sah sie einen Augenblick an, während diese mit feuchten Lippen und fliegendem Haar noch tiefer errötend vor ihr stand. Dann senkte das Kind wieder die Blicke und nahm wieder eine Handvoll Kiesel, hatte aber nicht mehr die Kraft zu spielen. So saß sie da, beide Hände in der warmen Erde, im hellen Sonnenlichte schlummernd. Eine Flut der Gesundheit stieg in ihr auf und wollte sie schier ersticken. Die Bäume schienen ihr riesengroß und mächtig, die Rosen tränkten sie mit ihrem Dufte. Überrascht und entzückt träumte sie von unbestimmten Dingen.

An was denken Sie denn, Fräulein? fragte Rosalie unruhig.

Ich weiß nicht, an nichts, antwortete Johanna. Ach, doch, ich weiß schon . . . Siehst du: ich möchte sehr alt werden . . .

Aber sie konnte dieses Wort nicht erklären. Ihr sei dieser Gedanke gekommen, sagte sie. Am Abend nach Tische saß sie lange nachdenklich da, und als ihre Mutter sie fragte, an was sie denke, stellte sie plötzlich die Frage:

Mama, heiraten die Vettern und Basen zusammen?

Ohne Zweifel, sagte Helene. Warum fragst du das?

O nichts . . . Nur um es zu wissen.

Helene war übrigens an diese seltsamen Fragen gewöhnt. Dem Kinde hatte die im Garten zugebrachte Stunde so wohl getan, daß es nun an jedem sonnigen Tage hinunterging. Das

Widerstreben Helenens schwand allmählich; das Haus des Arztes war noch immer geschlossen, Heinrich zeigte sich nicht; sie blieb schließlich da und setzte sich zu dem Kinde auf die Decke. Aber am folgenden Sonntag ward sie unruhig, als sie des Morgens die Fenster offen sah.

Rosalie wollte sie ermuntern hinunterzugehen und sagte:

Man lüftet die Zimmer; ich schwöre Ihnen, es ist niemand da.

An diesem Tage war das Wetter noch wärmer. Ein Hagel von goldigen Pfeilen durchbrach das Laub der Bäume. Johanna, die allmählich erstarkte, ging fast zehn Minuten, auf den Arm der Mutter gestützt. Dann kehrte sie ermüdet zu ihrer Decke zurück und ließ für die Mutter ein Plätzchen frei. Sie lächelten einander zu; es machte ihnen Spaß, daß sie so am Boden saßen. Zéphirin, der mit dem Glätten der Gartenwege zu Ende gekommen war, half jetzt Rosalien, Petersilie pflücken, die in dichten Büscheln längs der Mauer stand.

Plötzlich entstand lauter Lärm im Hause, und als Helene daran dachte, sich eilig zu entfernen, erschien Frau Deberle in der Tür. Sie kam im Reisekleide und sprach sehr laut und geschäftig. Doch als sie Frau Grandjean und deren Tochter vor dem Rasenplatze am Boden sitzen sah, eilte sie herbei, überhäufte sie mit Liebkosungen und betäubte sie mit Worten.

Wie, Sie sind's? . . . Ach, wie glücklich bin ich, Sie zu sehen! . . . Küsse mich, kleine Johanna. Du bist sehr krank gewesen, nicht wahr, mein armes Kätzchen? Aber jetzt geht's schon besser? Du bist ja hübsch rot . . . Wie oft habe ich Ihrer gedacht, meine Teure! Ich habe Ihnen geschrieben; Sie haben doch meine Briefe erhalten? Sie müssen schreckliche Stunden überstanden haben! Nun ist's vorüber . . . Wollen Sie mir erlauben, Sie zu küssen?

Helene war aufgestanden. Sie mußte sich zweimal auf die Wangen küssen lassen und die Küsse erwidern. Diese Liebkosungen ließen sie zu Eis erstarren.

Verzeihen Sie, daß wir in Ihren Garten eingedrungen sind, stammelte sie.

Sie spaßen! rief Julie stürmisch. Sind Sie denn hier nicht zu Hause?

Sie verließ sie einen Augenblick, ging wieder die Treppe hinauf und schrie in die weit offenen Zimmer hinein:

Peter, vergessen Sie nichts; es sind siebzehn Gepäckstücke.

Aber sie kam sogleich wieder zurück und erzählte von ihrer Reise.

Oh, es war eine reizende Badezeit. Wir waren in Trouville, wie Sie wissen. Leute gab's am Strande zum Erdrücken! Und die beste Gesellschaft! Ich hatte Besuche, ach, Besuche! . . . Papa ist mit Pauline gekommen und hat zwei Wochen daselbst zugebracht. Aber schließlich ist man doch froh, wieder heimkehren zu können . . . Ach, ich habe Ihnen noch nicht gesagt . . . Aber nein, ich werde Ihnen das später erzählen.

Sie bückte sich, küßte Johanna von neuem, dann ward sie ernster und fragte:

Bin ich gebräunt?

Nein, ich bemerke es nicht, sagte Helene sie betrachtend.

Julie hatte noch immer ihre klaren, leeren Augen, ihre gepolsterten Hände, ihr liebenswürdiges Gesicht. Sie alterte nicht; auch die Seeluft hatte ihre Heiterkeit und ihren Gleichmut unberührt gelassen. Sie schien von einem Gange durch die Stadt zurückzukehren, von einer Runde bei ihren Lieferanten, und es war, als läge noch der Widerschein all der Schaufenster auf ihrer ganzen Person. Indes überfloß sie von Freundlichkeit, und Helene war um so mehr verwirrt, als sie sich steif und übelwollend wußte. Johanna saß auf ihrer Decke und rührte sich nicht; sie erhob bloß ihren feinen, leidenden Kopf und faltete im Sonnenschein ihre fröstelnden Hände.

Sie haben Lucien noch nicht gesehen, rief jetzt Julie; er ist riesig gewachsen.

Als man den Jungen brachte, den die Magd vom Reisestaub gereinigt hatte, stieß sie ihn hin und wandte ihn hin und her, um ihn zu zeigen. Lucien war dick und pausbäckig mit gebräunter Farbe, weil er im Seewinde am Strand gespielt hatte; er strotzte von Gesundheit, war sogar etwas schwerfällig geworden und schaute jetzt mürrisch drein, weil man ihn gewaschen hatte. Er war schlecht abgetrocknet worden; eine Wange war noch ganz feucht und rot von dem Reiben mit dem Tuche. Als er Johanna erblickte, blieb er überrascht stehen. Sie sah ihn mit ihrem abgemagerten Gesichte an, das so blaß war wie Linnen und von ihrem schwarzen Haar umflossen, dessen Locken auf ihre Schultern herabfielen. Ihre schönen, großen, traurigen Augen beherrschten das ganze Gesicht; trotz der starken Hitze fröstelte sie und streckte die frierenden Hände immer vor sich hin wie an ein großes Feuer.

Doch Lucien schien Furcht zu haben. Er entschloß sich endlich sie zu küssen, tat es aber mit großer Vorsicht, die Lippen vor-

streckend, um sich der Kranken so wenig wie möglich zu nähern. Dann wich er rasch zurück. Helene hatte schwere Tränen an den Augenwimpern hängen. Wie gesund dies Kind war! Und ihre Johanna war atemlos, weil sie einmal die Runde um den Rasenplatz gemacht hatte! Es gab doch recht glückliche Mütter! Julie begriff mit einem Male ihre Grausamkeit. Da wurde sie böse auf Lucien.

Schau, du bist doch ein dummer Junge! Küßt man so die Fräulein? . . . Sie haben keine Vorstellung, meine Teure, wie unausstehlich der Junge in Trouville geworden ist!

Sie verwirrte sich in den eigenen Reden. Glücklicherweise kam der Arzt, und sie half sich aus der Verlegenheit, indem sie ausrief:

Ach, Heinrich ist da!

Er erwartete seine Familie erst am Abend. Aber sie war mit einem anderen Zuge gekommen. Sie erklärte ihm ausführlich weshalb, ohne sich verständlich zu machen. Der Arzt hörte lächelnd zu.

Ihr seid da, und es ist alles gut, sagte er schließlich.

Er hatte einen stummen Gruß an Helene gerichtet. Sein Blick streifte Johanna; dann wandte er verlegen den Kopf ab. Die Kleine hatte diesem Blicke ernst standgehalten. Indem sich unwillkürlich ihre gefalteten Hände trennten, faßte sie ihre Mutter beim Kleide und zog sie an sich.

Oh, der Prachtkerl! rief der Doktor, der Lucien in die Höhe gehoben hatte und ihn auf die Wangen küßte. Er wächst, daß es eine Freude ist.

Und wo bleibe ich? Vergißt man mich? fragte Julie.

Sie streckte den Kopf vor. Der Arzt behielt den Knaben auf seinem Arm und neigte sich hernieder, um auch seine Frau zu küssen. Alle drei lächelten einander zu.

Helene war sehr bleich geworden und sprach davon heimzukehren. Johanna weigerte sich aber; sie wollte sehen; ihre langsamen Blicke blieben auf dem Ehepaare Deberle haften und kehrten dann wieder zu ihrer Mutter zurück. Als Julie ihrem Gatten die Lippen zum Kusse bot, entzündete sich eine Flamme in den Blicken des Kindes.

Er ist zu schwer, sagte der Arzt, indem er den Knaben wieder auf den Boden stellte. Also der Sommer war schön? Ich habe gestern Malignon gesehen; er hat mir von seinem dortigen Aufenthalt erzählt . . . Hast du ihn vor euch fortgelassen?

Oh, er ist unausstehlich! murmelte Julie ernst geworden und leicht verlegen. Er hat uns immerfort geärgert.

Dein Vater dachte an ihn für Pauline ... Aber unser Mann hat sich nicht erklärt?

Wer, Malignon? rief sie überrascht und fast beleidigt. — Dann machte sie eine verdrießliche Gebärde und fügte hinzu: Ach, laß ihn laufen; er ist ein Narr! ... Wie glücklich bin ich, daß ich wieder zu Hause bin!

Ohne ersichtlichen Übergang folgte bei ihr einer jener Herzensergüsse, die bei dieser reizenden Vogelnatur überraschten. Sie schmiegte sich an ihren Gatten und blickte zu ihm auf. Er hielt sie nachsichtig und zärtlich in seinen Armen. Sie schienen vergessen zu haben, daß sie nicht allein waren.

Johanna wandte kein Auge von ihnen. Ihre farblosen Lippen bebten zornig; sie hatte wieder ihr Gesicht eines eifersüchtigen und boshaften Weibes. Der Schmerz, den sie litt, war so lebhaft, daß sie die Augen abwenden mußte. In diesem Augenblick bemerkte sie im Hintergrunde des Gartens Rosalie und Zéphirin, die fortfuhren, Petersilie zu sammeln. Ohne Zweifel um die Gesellschaft nicht zu stören, waren sie in das dichteste Gebüsch geschlüpft und hockten da beisammen. Zéphirin hatte verstohlen einen Fuß Rosaliens ergriffen, während diese, ohne zu sprechen, ihm Schläge versetzte. Johanna sah zwischen zwei Ästen das Gesicht des kleinen Soldaten, ein gutmütiges rotes Gesicht, das in einem verliebten Gelächter zu platzen drohte. Da gab es einen Stoß, und die beiden rollten hinter das Gebüsch. Die Sonne sandte senkrecht ihre Strahlen hernieder; die Bäume schlummerten in der heißen Luft, kein Blättchen bewegte sich. Unter den Ulmen drang der fette Geruch der Erde hervor, die niemals vom Spaten berührt worden. Langsam ließen die letzten Teerosen ihre Blätter auf die Haustreppe niederregnen. Johanna, die ihr Herz beschwert fühlte, blickte wieder auf ihre Mutter. Als sie diese unbeweglich und stumm sah angesichts der Szene, die sich da abspielte, hatte sie für sie einen Blick äußerster Besorgnis, einen jener tiefen Blicke eines Kindes, das man nicht zu befragen wagt.

Inzwischen hatte Frau Deberle sich genähert und sagte:

Ich hoffe, wir werden uns bald wiedersehen ... Da Johanna sich jetzt besser befindet, muß sie jeden Nachmittag herunterkommen.

Helene suchte schon nach einer Entschuldigung und schützte vor, sie wolle sie nicht allzusehr ermüden. Doch Johanna fiel mit der Bemerkung ein:

Nein, nein, die Sonne tut mir so gut ... Wir werden herunterkommen. Sie werden mir meinen Platz vorbehalten, nicht wahr?

Als der Doktor sich im Hintergrunde hielt, wandte sie sich lächelnd mit den Worten an ihn:

Doktor, sagen Sie doch Mama, daß die Luft mir nicht schadet.

Er näherte sich; und dieser Mann, der an alles menschliche Leid gewöhnt war, errötete leicht, weil dieses Kind in sanftem Tone zu ihm sprach.

Gewiß, meinte er; die frische Luft kann die Genesung nur beschleunigen.

Du siehst wohl, Mütterchen, wir müssen kommen, sagte sie mit einem reizend zärtlichen Blick, während sie ein Schluchzen zu unterdrücken schien.

Doch jetzt erschien der Diener auf der Treppe mit der Meldung, daß die siebzehn Gepäckstücke heimgeschafft seien. Julie, gefolgt von ihrem Gatten und ihrem Sohne, eilte hinein und bemerkte, sie sei furchtbar schmutzig und werde ein Bad nehmen. Als sie allein waren, kniete Helene auf der Decke nieder, wie um den Schal am Halse des Kindes festzuknüpfen. Dabei sagte sie mit leiser Stimme:

Zürnst du denn dem Doktor nicht mehr?

Das Kind schüttelte nachdrücklich den Kopf und sagte:

Nein, Mama.

Es trat Stille ein. Helene mit ihren zitternden und ungeschickten Händen schien den Knoten des Schals nicht fertig zu bringen. Da sagte Johanna:

Warum liebt er andere? ... Ich will nicht ...

Der Blick ihrer dunklen Augen wurde hart, während ihre kleinen ausgestreckten Hände die Schultern der Mutter streichelten. Diese wollte aufschreien, aber sie erschrak vor den Worten, die sich ihr auf die Lippen drängten. Die Sonne ging allmählich unter; Mutter und Tochter gingen hinauf. Mittlerweile kam Zéphirin zum Vorschein mit einem Büschel Petersilie, die er reinigte, wobei er wahrhaft mörderische Blicke zu Rosalien hinübersandte. Die Magd hielt sich fern von ihm; sie traute ihm nicht, weil sie jetzt allein waren; und weil er sie zwickte in dem Augenblicke, da sie sich bückte, um die Decke zusammenzulegen, versetzte

sie ihm einen Faustschlag auf den Rücken, daß es hallte wie auf einem hohlen Fasse. Er war selig und kicherte noch, als er in die Küche zurückkehrte, immer mit dem Auslesen der Petersilie beschäftigt.

Seit jenem Tage setzte Johanna es sich in den Kopf, in den Garten hinabzugehen, sobald sie daselbst die Stimme der Frau Deberle hörte. Sie lauschte gierig dem Tratsch Rosaliens über das Nachbarhaus, kümmerte sich um das Leben, das man daselbst führte, schlüpfte zuweilen aus dem Zimmer und kam in die Küche, um aus dem Fenster hinüberzuspähen. Unten im Garten saß sie in dem kleinen Lehnsessel, den Julie ihr aus dem Salon dahinschaffen ließ, und schien die Familie zu überwachen, mit Lucien allein bleibend, ungeduldig bei seinen Fragen und Spielen, besonders wenn der Doktor da war. Dann streckte sie sich ermüdet aus und schaute mit offenen Augen. Diese Nachmittage waren für Helene eine große Pein; sie kam aber dennoch, trotzdem ihr ganzes Wesen sich dagegen auflehnte. Jedesmal wenn Heinrich bei seiner Heimkehr Julies Haare küßte, zuckte ihr Herz zusammen. Wenn sie in solchen Augenblicken, um ihr verstörtes Antlitz zu verbergen, tat, als wolle sie sich mit Johanna beschäftigen, fand sie das Kind blasser als sich selbst, mit weit offenen, dunklen Augen, das Kinn in verhaltenem Zorne bebend. Johanna erduldete diese Qualen. An solchen Tagen, da ihre Mutter mit ihren Kräften zu Ende war und in Liebeskummer schier vergehend die Augen abwenden mußte, war sie selbst dermaßen bekümmert und gebrochen, daß man sie hinaufschaffen und zu Bett bringen mußte. Sie konnte nicht mehr den Arzt sich seiner Frau nähern sehen, ohne zu erbleichen und ihn mit dem Flammenblick einer betrogenen Geliebten zu verfolgen.

Ich huste des Morgens, sagte sie dem Arzte eines Tages; kommen Sie zu mir.

Es setzten jetzt Regentage ein. Johanna verlangte, daß der Arzt seine Besuche wieder aufnehme. Es ging ihr indes weit besser. Um ihr den Willen zu tun, hatte die Mutter einige Einladungen zum Essen bei der Familie Deberle annehmen müssen. Das Kind, dessen Herz so lange Zeit durch einen dumpfen Kampf zerrissen war, schien sich zu beruhigen, als ihre Gesundheit endlich vollkommen wiederhergestellt war. Sie wiederholte ihre Frage:

Bist du glücklich, Mütterchen?

Ja, sehr glücklich, mein Engel.

Dann strahlte sie vor Freude. Man müsse ihr die früheren Bosheiten verzeihen, sagte sie. Sie sprach darüber wie über einen Anfall, der unabhängig war von ihrem Willen, wie von einem Kopfleiden, das plötzlich über sie gekommen. Etwas wühlte in ihr, sie wußte gewiß nicht, was. Allerlei unbestimmte Gedanken jagten sich in ihr, häßliche Träume, die sie nicht einmal hätte wiederholen können. Aber es sei vorüber; sie gesunde jetzt, und es werde gewiß nicht wiederkehren.

Fünftes Kapitel

Die Nacht senkte sich hernieder. Von dem blassen Himmel, an dem die ersten Sterne erblinkten, schien eine feine Asche auf die große Stadt herniederzurieseln, die sie langsam und unaufhörlich einhüllte. Große Schattenhaufen füllten bereits die Vertiefungen, während am Horizont ein schwarzer Streif, einem Strom von Tinte gleichend, den Rest des Tageslichtes verzehrte, die schwankenden Lichter, die nach Westen hin verschwanden. Unterhalb von Passy konnte man nur noch wenige Hausdächer unterscheiden. Dann schwamm alles in Finsternis zusammen.

Welch ein warmer Abend! meinte Helene, die am Fenster saß, fast ermüdet von den warmen Lüften, die Paris ihr zusandte.

Eine schöne Nacht für die armen Leute, sagte der Abbé, der hinter ihr stand. Wir werden einen milden Herbst haben.

An diesem Dienstag war Johanna beim Nachtisch eingeschlafen, und ihre Mutter hatte sie zu Bett gebracht, weil sie ein wenig müde aussah. Sie schlief in ihrem Bettchen, während Herr Rambaud mit großem Ernste sich befleißigte, ein Spielzeug auszubessern, eine sprechende und gehende Puppe, die er ihr geschenkt, und die sie zerbrochen hatte. In dieser Art von Arbeiten war er ein Meister. Helene, die mehr Luft haben wollte, weil diese warmen Septemberabende ihr drückend waren, hatte das Fenster weit geöffnet, erleichtert durch das Meer von Schatten, durch die schwarze Unermeßlichkeit, die sich vor ihr ausdehnte. Sie hatte einen Lehnsessel zum Fenster geschoben, um dort allein zu sein, und war fast überrascht, den Priester sprechen zu hören.

Haben Sie die Kleine gut zugedeckt? fragte er sanft. In dieser Höhe ist die Luft immer kühl.

Doch sie gehorchte einem Bedürfnis zu schweigen und antwortete ihm nicht. Sie genoß den Reiz der Abenddämmerung, des endlichen Verblassens der Dinge und des Verstummens der Geräusche. Ein Schimmer — so matt wie der eines Nachtlichtes — funkelte an der Spitze der Türme und Blitzableiter; zuerst erlosch der Kirchturm zu Sankt Augustin; das Pantheon bewahrte einen Augenblick einen bläulichen Schimmer; die glänzende Kuppel des Invalidendoms ging unter wie ein Mond in einer Flut von Wolken. Es war der Ozean, die Nacht mit ihrer im Hintergrunde noch breiteren Ausdehnung von Schatten, ein Abgrund von Finsternis, in dem man eine Welt vermutete. Ein ungeheurer, milder Hauch stieg aus der unsichtbaren Stadt herauf. In dem anhaltenden, brausenden Geräusch wurden einzelne gedämpfte, aber dennoch deutliche Töne vernehmbar, das plötzliche Rollen eines Omnibus am Ufer, das Pfeifen eines Zuges, der über die Brücke vom Tagesanbruch fuhr; und die Seine, durch die letzten Gewitterregen angeschwollen, floß sehr breit dahin mit dem kräftigen Atemzug eines lebenden Wesens, das ganz unten in einer Schattenfalte hingestreckt liegt. Ein heißer Geruch dampfte von den noch glühenden Dächern empor, während der Fluß einen erfrischenden Hauch in diese langsame Ausatmung der Tageshitze mengte. Das unsichtbar gewordene Paris hatte die träumerische Ruhe eines Kolosses, der sich von der Nacht einhüllen läßt und einen Augenblick unbeweglich mit offenen Augen daliegt.

Nichts konnte Helene weicher stimmen als diese Minute des Stillstandes in dem Leben der Stadt. Seit den drei Monaten, daß sie, an Johannas Krankenbett gefesselt, nicht mehr ausging, hatte sie keinen andern Gefährten bei ihrem Wachen am Schmerzenslager ihres Kindes als dieses ungeheure Paris, das am Horizonte ausgebreitet lag. In den heißen Tagen der Monate Juli und August blieben die Fenster fast immerwährend offen; sie konnte nicht durch das Zimmer schreiten, sich nicht rühren, nicht den Kopf wenden, ohne die Stadt ihr ewiges Bild entrollen zu sehen. Sie war immer da, bei jedem Wetter und nahm an ihren Schmerzen und an ihren Hoffnungen teil wie ein Freund, der sich uns anschließt. Sie kannte die Stadt noch immer nicht; niemals war sie ferner von ihr gewesen, niemals hatte sie sich weniger um ihre Straßen und ihre Bevölkerung gekümmert, und doch füllte diese Stadt ihre Einsamkeit aus. Dieser Raum von wenigen Geviertfuß, dieses Schmerzenszimmer, dessen Türe sie

so sorgfältig schloß, öffnete sich durch seine zwei Fenster angelweit auf die Stadt. Gar oft hatte sie, die Stadt betrachtend, geweint, wenn sie ans Fenster getreten war, um ihre Tränen vor der Kranken zu verbergen; eines Tages — es war der Tag, an dem sie sich verloren geglaubt hatte — war sie still schluchzend, vom Schmerze schier erstickt, lange da geblieben und sah dem aus den Schloten der Kriegsbäckerei aufsteigenden Rauch nach. Oft in den Stunden der Hoffnung hatte sie wohl auch die Erleichterung ihres Herzens den weiten Fernen der Vorstädte anvertraut. Es gab nicht ein Bauwerk, das nicht eine traurige oder glückliche Erinnerung in ihr hervorgerufen hätte. Paris hatte teil an ihrem Leben. Doch niemals liebte sie es mehr als zur Dämmerzeit, wenn nach beendigtem Tagewerke die Stadt sich ein Viertelstündchen der Ruhe, des Vergessens und der Träumerei gönnte, bis die Gaslichter angezündet wurden.

Wieviele Sterne! sagte der Abbé Jouve; sie glänzen zu Tausenden.

Er hatte einen Sessel genommen und sich zu ihr gesetzt. Da erhob sie die Augen und betrachtete den Sommerhimmel. Die Gestirne funkelten wie goldene Nägel. Ein Planet fast am Rande des Horizonts leuchtete wie ein Karfunkel, während die Unzahl kaum sichtbarer Sterne gleichsam ein Funkenstaub am Himmelsgewölbe war. Der Himmelswagen machte langsam seine Runde mit der Deichsel nach oben.

Sehen Sie den kleinen blauen Stern dort in jenem Winkel des Himmels? sprach sie jetzt. Ich finde ihn jeden Abend wieder ... Aber er entfernt sich; er weicht jede Nacht zurück.

Der Abbé war ihr jetzt nicht mehr lästig. Sie betrachtete ihn als ein Element des Friedens mehr an ihrer Seite. Von Zeit zu Zeit tauschten sie nach langen Zwischenpausen einige Worte aus. Zweimal befragte sie ihn über Namen von Sternen; der Anblick des Himmels hatte sie stets beängstigt. Allein er zögerte, er wußte nicht.

Sehen Sie jenen schönen Stern, der einen so hellen Glanz hat? fragte sie.

Links, nicht wahr? neben einem kleineren, grünlichen? ... Es gibt zu viele; ich habe es vergessen.

Sie schwiegen, noch immer die Augen erhoben, geblendet und von einem leichten Zittern erfaßt angesichts dieses wachsenden Gewimmels der Gestirne. Hinter den Tausenden von Sternen

gab es Abertausende von Sternen ohne Ende und ohne Zahl in der unermeßlichen Tiefe des Himmels. Es war eine ununterbrochene Entfaltung, ein Glutherd von Welten, die im stillen Feuer von Edelsteinen loderten. Schon schimmerte in ihrem Weiß die Milchstraße und entwickelte ihre Sonnenteilchen so zahllos und so fern, daß sie am Himmelsrund nur mehr eine Lichtschärpe bildeten.

Es flößt mir Furcht ein, sagte Helene mit leiser Stimme.

Sie neigte das Haupt, um nichts mehr zu sehen; sie lenkte ihre Blicke wieder nach der gähnenden Leere, wo Paris verschlungen zu sein schien. Dort erstrahlte noch kein Licht; es herrschte vollständige, gleichmäßig verteilte Nacht, eine blendende Finsternis. Der laute, fortdauernde Lärm hatte sich ein wenig gedämpft.

Sie weinen? fragte der Abbé, der ein Schluchzen gehört hatte.

Ja, erwiderte Helene einfach.

Sie sahen einander nicht. Sie weinte leise vor sich hin. Hinter ihnen lag Johanna in ihrem unschuldigen, sanften Schlafe, während Herr Rambaud sein ergrauendes Haupt über die Puppe beugte, die er zerlegt hatte, — ein Geschäft, das seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Von Zeit zu Zeit vernahm man das schnarrende Geräusch einer Sprungfeder oder ein kindliches Achzen, das die dicken Finger des Herrn Rambaud dem verdorbenen Mechanismus so sachte wie möglich entlockten. Wenn die Puppe zu laut sprach, hielt er plötzlich erschreckt und verdrossen inne und schaute, ob er Johanna nicht geweckt habe. Dann ging er vorsichtig wieder an seine Ausbesserungsarbeit, wobei er kein anderes Werkzeug hatte als eine Schere und eine Pfrieme.

Warum weinen Sie, meine Tochter? fragte der Abbé.

Ach, lassen Sie, wehrte Helene ab; diese Tränen tun mir wohl . . . Sogleich . . . sogleich . . .

Sie war zu bewegt, um antworten zu können. Schon früher einmal hatte am nämlichen Platze ein Weinkrampf sie gebrochen; aber sie war allein und hatte im Finstern weinen können, kraftlos wartend, bis der Quell der Bewegung, die sich ihrer bemächtigt hatte, versiegt war. Und doch wußte sie sich jetzt frei von jedem Kummer: ihre Tochter war gerettet, sie selbst hatte ihr eintöniges, so freundliches Leben wieder aufgenommen. Sie hatte plötzlich

das durchbohrende Gefühl eines unendlichen Schmerzes, einer unendlichen Leere, die sie niemals auszufüllen vermöge, einer grenzenlosen Verzweiflung, in der sie untergehe samt allen, die ihr teuer waren. Sie hätte nicht zu sagen vermocht, welches Unglück sie in solcher Weise bedrohte; sie war hoffnungslos und weinte.

In der vom Dufte der Blumen erfüllten Kirche zur Zeit der Marienanbetung hatte sie solche Augenblicke der Ergriffenheit gehabt. Der breite Horizont von Paris erfüllte sie zu dieser Dämmerstunde mit einem tiefen, religiösen Eindruck. Die Ebene schien sich zu erweitern, eine gewisse Traurigkeit stieg von diesen zwei Millionen Wesen auf, die zu dieser Stunde verschwanden. Als es finster geworden, als die Stadt mit ihren ersterbenden Geräuschen unsichtbar ward, machte ihr beklommenes Herz sich Luft, und ihre Tränen brachen hervor angesichts dieses überwältigenden Friedens. Sie war versucht, die Hände zu falten und Gebete zu stammeln. Ein Bedürfnis, nach Glauben, nach Liebe, nach einem göttlichen Aufgehen ihres ganzen Wesens ließ sie erbeben. Da war's, daß das Erglänzen sie mit einem süßen, frommen Schauer erfüllte.

Nach einem langen Stillschweigen drängte der Abbé Jouve wieder in sie.

Meine Tochter, Sie müssen sich mir anvertrauen. Warum zögern Sie?

Sie weinte noch immer, aber sanft wie ein Kind, gleichsam müde und kraftlos.

Die Kirche erschreckt Sie, fuhr er fort. Einen Augenblick glaubte ich, Sie seien für Gott gewonnen. Aber es war anders . . . Der Himmel hat seine Absichten . . . Da sie dem Priester mißtrauen, warum zögern Sie noch länger, sich dem Freunde anzuvertrauen?

Sie haben recht, stammelte sie; ja, ich bin betrübt und bedarf Ihrer . . . Ich muß Ihnen diese Dinge beichten. Als ich klein war, ging ich nicht in die Kirche; heute kann ich einer religiösen Feier nicht beiwohnen, ohne tief ergriffen zu werden . . . Was mich vorhin schluchzen ließ, ist diese Stimme von Paris, die dem Brausen einer Orgel gleicht, es ist diese Unermeßlichkeit der Nacht, dieser schöne Himmel . . . Ach, ich möchte glauben! Helfen Sie mir; lehren Sie mich.

Der Abbé Jouve beruhigte sie, indem er seine Hand leicht auf die ihrige legte.

Sagen Sie mir alles, erwiderte er einfach.

Sie wehrte sich einen Augenblick beklommen.

Mir ist nichts, ich schwöre es Ihnen: ich verhehle Ihnen nichts ... Ich weine ohne Grund, weil ich ersticke, weil meine Tränen von selbst hervorbrechen ... Sie kennen mein Leben. Ich könnte in ihm keine Traurigkeit, keinen Fehltritt, keinen Vorwurf finden ... Ich weiß nicht, ich weiß nicht ...

Ihre Stimme erlosch. Da ließ der Priester langsam das Wort fallen:

Meine Tochter, Sie lieben.

Sie erbebte; sie wagte nicht zu widersprechen. Es trat wieder Stille ein. In dem Meer von Finsternis, das vor ihnen schlief, hatte ein Funke aufgeleuchtet. Es war zu ihren Füßen irgendwo im Abgrunde an einem Orte, den sie nicht genau hätten bezeichnen können. Nacheinander erschienen noch andere Funken. Plötzlich sprangen sie in der nächtlichen Finsternis auf und blieben fest, gleich Sternen leuchtend. Es war, als gingen neue Sternlein an der Oberfläche eines dunkeln Sees auf. Bald beschrieben sie eine doppelte Linie, die in leicht dahinhüpfenden Flämmchen vom Trocadero ausging und nach Paris hin verlief; diese Linie ward von anderen Zeilen leuchtender Punkte durchschnitten; es zeichneten sich Bogen ab, ein seltsames und großartiges Gestirn von Lichtern breitete sich aus. Helene sprach noch immer nicht; sie folgte mit dem Blicke diesen Funken, deren Feuer unterhalb des Gesichtskreises gleichsam eine endlose Fortsetzung des Himmels war, als ob die Erde verschwunden sei und man von allen Seiten das Himmelsrund gesehen habe. Sie fand da die Ergriffenheit wieder, die einige Minuten früher sie gebrochen hatte, als der Himmelswagen seine langsame Bahn um die Polarachse, die Deichsel nach oben, angetreten hatte. Das beleuchtete Paris breitete sich schwermütig und tief aus, den träumerischen Schauer eines Firmaments hervorrufend, an dem die Welten wimmeln.

Inzwischen flüsterte der Priester ihr lange ins Ohr mit jener eintönigen, sanften Stimme, die er durch die Gewohnheit im Beichtstuhl angenommen hatte. Er habe sie eines Abends gewarnt und ihr gesagt, daß die Einsamkeit für sie nicht tauge. Man stelle sich nicht ungestraft außerhalb des gemeinen Lebens.

Sie habe sich zuviel eingeschlossen und gefährlichen Träumereien Tür und Tor geöffnet.

Ich bin alt, meine Tochter, flüsterte er, und habe oft Frauen gesehen, die zu uns kamen mit Tränen und Bitten und einem Bedürfnis, sich gläubig niederzuwerfen ... Darum kann ich mich heute nicht täuschen. Diese Frauen, die so eifrig Gott zu suchen scheinen, sind arme, durch die Leidenschaft verwirrte Herzen. Ein Mann ist's, den sie in diesen Kirchen anbeten ...

Auf dem Gipfelpunkte der Erregtheit und in ihrer Anstrengung, klar in sich selbst zu sehen, hörte sie den Priester nicht. Ihr Geständnis entschlüpfte ihr in leisem, gepreßtem Tone.

Nun denn, ja, ich liebe ... Das ist alles ... Mehr weiß ich nicht ...

Er vermied es, sie zu unterbrechen. Sie sprach im Fieber, in kurzen, knappen Sätzen; und sie fand eine herbe Lust daran, ihre Liebe zu bekennen, mit diesem Greise ihr Geheimnis zu teilen, das sie schon so lange zu ersticken drohte.

Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht in mir zu lesen vermag ... Es ist gekommen, ich weiß nicht wie ... vielleicht ganz plötzlich. Aber es währte lange, bis ich die Süßigkeit dieser Liebe fühlte ... Warum soll ich mich übrigens stärker machen, als ich bin? Ich suchte dem nicht zu entrinnen; ich war zu glücklich; und heute habe ich noch weniger Mut ... Meine Tochter war krank; ich fürchtete, sie zu verlieren; nun denn, meine Liebe war ebenso tief wie mein Schmerz; sie ist allmählich wiedergekehrt nach den schrecklichen Tagen und hat mich in ihrer Gewalt, ich fühle mich fortgetragen ...

Sie erbebte und hielt inne.

Kurz, ich bin mit meiner Kraft zu Ende ... Sie hatten recht, mein Freund: es ist mir eine Erleichterung, Ihnen diese Dinge anvertraut zu haben ... Aber ich bitte Sie, sagen Sie mir, was in der Tiefe meines Herzens vor sich geht. Ich war so ruhig, so glücklich. Es ist wie ein Blitzschlag in meinem Leben. Warum ich? warum nicht eine andere? Denn ich hatte doch nichts dazu getan; ich hielt mich für ausreichend geschützt ... Und wenn Sie wüßten! ... Ich erkenne mich selbst nicht mehr. Ach, helfen Sie mir; retten Sie mich!

Als der Priester sah, daß sie schwieg, stellte er mechanisch mit dem gewohnten Freimut des Beichtigers eine Frage.

Der Name? sagen Sie mir den Namen!

Während sie zögerte, entstand ein leises Geräusch, das sie den Kopf wenden ließ. Es war die Puppe, die zwischen den Fingern des Herrn Rambaud allmählich ihr mechanisches Leben wiederfand; sie hatte soeben drei Schritte auf dem Tischchen gemacht, wobei die noch nicht völlig hergestellten Räderchen knarrten; dann war sie nach rückwärts umgefallen und ohne die schützende Hand des würdigen Mannes wäre sie auf die Erde gesprungen. Er folgte ihr mit ausgestreckten Händen, bereit sie zu stützen, voll väterlicher Besorgnis. Als er Helene sich umwenden sah, sandte er ihr ein vertrauensvolles Lächeln zu, wie um ihr zu versprechen, daß die Puppe sicherlich gehen werde. Und er fuhr fort, mit Schere und Pfrieme an dem Spielzeug herumzuarbeiten. Johanna schlief.

Durch diese friedliche Umgebung zutraulicher gestimmt, flüsterte Helene dem Priester einen Namen ins Ohr. Dieser rührte sich nicht. Im Dunkel war sein Antlitz nicht zu sehen. Nach einer Weile sagte er:

Ich wußte es; aber ich wollte Ihr Geständnis vernehmen . . .

Er hütete sich, alltägliche Redensarten über die Pflichten vorzubringen. Vernichtet und sterbenstraurig über dieses ruhige Erbarmen des Abbés folgte Helene von neuem den Funken, die den dunklen Mantel von Paris wieder mit goldenen Sternen bestreuten. Sie vervielfältigten sich ins Unendliche und glichen den Funken, die in der schwarzen Asche eines verbrannten Papiers dahinschießen. Diese leuchtenden Punkte waren vom Trocadero ausgegangen und zogen sich nach dem Herzen der Stadt. Alsbald erschien ein zweiter Lichtherd links gegen den Montmartre; dann wieder einer rechts hinter dem Invalidendom und noch einer rückwärts in der Richtung des Pantheons. Von allen diesen Herden zugleich stiegen Schwärme von kleinen Flämmchen hernieder.

Sie erinnern sich wohl unserer Unterredung, hub der Abbé langsam wieder an. Meine Meinung ist noch dieselbe . . . Sie müssen heiraten, meine Tochter.

Ich? rief sie niedergeschmettert. Aber ich habe Ihnen doch soeben gestanden . . . Sie wissen ja, daß ich nicht kann.

Sie müssen heiraten, wiederholte er nachdrücklicher. Sie werden einen rechtschaffenen Mann heiraten . .

Er schien in seiner alten Sutane zu wachsen. Sein dicker, lächerlicher Kopf, der sich gewöhnlich mit halbgeschlossenen Äuglein auf die Schulter neigte, richtete sich jetzt auf, und seine Blicke waren so voll und hell, daß sie sie im Dunkel leuchten sah.

Sie werden einen wackeren Mann heiraten, der Ihrer Johanna ein Vater sein und Ihnen Ihre ganze Rechtschaffenheit vergelten wird.

Aber ich liebe ihn nicht . . . Mein Gott! ich liebe ihn nicht . . .

Sie werden ihn lieben, meine Tochter . . . Er liebt Sie und ist gut.

Helene wehrte sich und dämpfte die Stimme, als sie das leise Geräusch hörte, das Herr Rambaud hinter ihnen machte. Er war so geduldig und so stark in seiner Hoffnung, daß er seit sechs Monaten nicht ein einziges Mal sie mit seiner Liebe belästigt hatte. Er wartete mit vertrauensseliger Ruhe, vermöge seiner Natur zu den heldenmütigsten Entsagungen bereit. Der Abbé wandte sich um.

Soll ich ihm alles sagen? . . . Er wird Ihnen die Hand reichen, er wird Sie retten; und Sie werden ihn mit unermeßlicher Freude erfüllen.

Sie gebot ihm Einhalt; sie war außer sich; ihr Herz empörte sich. Beide erschreckten sie, diese ruhigen und zartfühlenden Männer, deren Vernunft so kühl blieb angesichts des Fiebers ihrer Leidenschaft. In welcher Welt lebten sie denn, daß sie all das leugneten, was ihr so viel Leid verursachte? Der Priester wies mit einer großen Handbewegung in die Ferne.

Meine Tochter, sehen Sie diese schöne Nacht, diesen herrlichen Frieden angesichts Ihrer Erregung? . . . Warum weigern Sie sich, glücklich zu sein? . . .

Ganz Paris war jetzt beleuchtet. Die kleinen hüpfenden Flammen hatten von einem Ende des Horizonts bis zum andern das Meer von Finsternis durchbrochen; ihre Millionen Sternlein brannten jetzt mit einem festen Glanze in der milden Sommernacht. Kein Windhauch, kein Fröstеln streifte diese Lichter, die in dem Raume zu hängen schienen. Paris, das man nicht sah, wich in die Tiefe der Unendlichkeit zurück, so unermeßlich weit wie ein Firmament. Am Fuße des Abhanges des Trocadero sah man ein Licht, etwa die Laternen einer Droschke oder eines Omnibus, gleich einer Sternschnuppe das Dunkel durchziehen; und

dort im Glanze der Gasflammen, von denen gleichsam ein gelber Dunst aufstieg, unterschied man undeutlich Häuserreihen und Baumgruppen von dem grellen Grün einer Theateraufmachung. Auf der Invalidenbrücke kreuzten sich die Sterne unaufhörlich; während tiefer unten längs eines Bandes dichterer Finsternis, ein Wunder sich abhob, eine ganze Zeile von Kometen, deren goldschimmernder Schweif in der Form eines Funkenregens sich dahinzog; es war der Widerschein der Brückenlaternen in den dunklen Fluten der Seine. Darüber hinaus begann das Unbekannte. Die lange Krümmung des Flusses war durch eine zweifache Schnur von Gasflammen bezeichnet, die stellenweise durch andere Schnüre miteinander verbunden waren. Es war wie eine Leiter von Licht, die man quer über Paris geworfen, und die mit ihren beiden Enden am Himmelsrande, in den Sternen ruhte. Links zog sich ein zweiter ungeheurer Riß hinab; die Elysäischen Felder führten einen regelmäßigen Streifen von Sternen vom Triumphbogen bis zum Eintracht-Platze, wo ein ganzer Schwarm funkelte; weiterhin die Tuilerien, das Louvre, die Häusermassen am Flußufer, das Rathaus im Hintergrunde, bildeten dunkle Streifen, da und dort durch das leuchtende Viereck eines großen Platzes getrennt; und noch weiter hinten, in dem Gewirre der Häuserdächer zersprühten die Lichter, ohne daß man etwas anderes erkennen konnte als die Vertiefung einer Straße, den krummen Winkel eines Boulevard, eine hell beleuchtete Straßenkreuzung. Am anderen Ufer rechts zeichnete bloß die Esplanade mit ihrem Rechteck von Flammen sich deutlich ab, gleich einem Orion der Winternächte, der sein Wehrgehänge verloren hat; die langen Straßen des Saint-Germain-Viertels zeigten eine nur spärliche Beleuchtung; darüber hinaus lagen die volkreichen Viertel in dem nebelhaft verschwimmenden Lichte ihrer kleinen Gasflammen. Bis zu den Vorstädten und rings um den Horizont war gleichsam ein ameisenartiges Gewimmel von Laternen und beleuchteten Fenstern, ein Staub, der die Fernen der Stadt mit diesen Myriaden von Sonnen erfüllte, mit diesen Sternenteilchen, die das menschliche Auge nicht entdecken kann. Die Gebäude waren untergegangen, keine Laterne hing an ihren Masten. Zuweilen hätte man an irgendein Riesenfest glauben mögen, an ein beleuchtetes riesenhaftes Bauwerk, mit seinen Treppen, Rampen, Fenstern, Giebeln, Terrassen, seiner steinernen Welt, deren seltsame und ungeheure Gestaltung durch Reihen

von Lampions in leuchtenden Zügen abgezeichnet würde. Doch das Gefühl, das immer wiederkehrte, war das eines Entstehens von Sternengruppen, einer fortwährenden Vergrößerung des Himmels.

Der weit ausholenden Gebärde des Priesters folgend, hatte Helene einen langen Rundblick auf das beleuchtete Paris gerichtet. Auch da war der Name der Sterne ihr unbekannt. Gern hätte sie gefragt, was für ein helles Licht dort das unten links sei, das sie jeden Abend betrachtete. Auch andere interessierten sie. Es gab darunter solche, die sie liebte, während andere ihr Unruhe und Unbehagen einflößten.

Mein Vater, lassen Sie mich leben, sprach sie, indem sie zum ersten Male diesen zärtlichen und achtungsvollen Namen anwandte. Lassen Sie mich leben . . . Die Schönheit dieser Nacht ist's, was mich so erregt . . . Sie haben sich getäuscht; Sie können mir zu dieser Stunde keinen Trost bieten, denn Sie können mich nicht verstehen.

Der Priester öffnete die Arme und ließ sie in ergebungsvoller Langsamkeit wieder sinken. Nach einer Weile hub er leise wieder an:

Gewiß, es mußte so kommen . . . Sie rufen nach Hilfe und weisen Ihr Heil zurück. Wieviele verzweifelte Geständnisse habe ich gehört und wieviele Tränen nicht verhindern können! . . . Hören Sie, meine Tochter, versprechen Sie mir eine Sache: Wenn Ihnen das Leben jemals zu schwer wird, erinnern Sie sich, daß ein redlicher Mann Sie liebt und erwartet . . . Sie brauchen nur Ihre Hand in die seine zu legen, um die Ruhe wiederzufinden.

Ich verspreche es Ihnen, antwortete Helene ernst.

Als sie diesen Schwur tat, hörte man im Zimmer etwas wie ein leises Lachen. Es war Johanna, die erwacht war und zusah, wie ihre Puppe auf dem Tischchen marschierte. Herr Rambaud, entzückt von seinem gelungenen Werk, streckte noch immer die Hände aus, um einen Unfall zu verhüten. Allein die Puppe war jetzt stark; sie trat mit den winzigen Beinchen fest auf, wandte den Kopf und ließ bei jedem Schritte die nämlichen Worte mit der Stimme eines Papageis hören.

Ist das ein spaßiges Ding! sagte Johanna noch schlaftrunken. Was hast du mit ihr gemacht? Sie war zerbrochen, und jetzt lebt sie . . . Gib mal her, laß sehen . . . du bist aber zu lieb . . .

Eine leuchtende Wolke stieg inzwischen über Paris herauf. Es war wie der rote Hauch eines Glutofens. Anfänglich war es im Dunkel der Nacht nur ein blasser Schimmer, ein kaum wahrnehmbarer Widerschein. Allmählich nahm in dem Maße, wie der Abend vorrückte, der Schein eine blutrote Farbe an; unbeweglich über der Stadt, in der Luft hängend, zusammengesetzt aus allen Flammen und aus all dem dumpf tosenden Leben, die von ihr ausgingen, war sie wie eine jener Rauch- und Flammenwolken, die die Krater der feuerspeienden Berge krönen.

Vierter Teil

Erstes Kapitel

Man hatte die Mundschalen gereicht, und die Damen trockneten sich zart die Finger. An der Tafel ringsumher trat ein Augenblick des Schweigens ein; Frau Deberle blickte an der Tafel herum, um zu sehen, ob alle fertig seien; dann erhob sie sich wortlos, während ihre Gäste mit geräuschvollem Sesselrücken ihrem Beispiele folgten. Ein alter Herr, der zu ihrer Rechten gesessen, hatte sich beeilt, ihr den Arm zu reichen.

Nein, nein, entgegnete sie, indem sie selbst ihn zu einer Türe führte. Wir werden den Kaffee im kleinen Salon nehmen.

Die Gäste folgten ihnen paarweise. Am Ende kamen zwei Damen und zwei Herren, die eine Unterhaltung weiterspannen, ohne sich dem Zuge anzuschließen. Die Gesellschaft im kleinen Salon war jetzt ungezwungener; die heitere Stimmung vom Nachtische kehrte wieder. Die vollen Kaffeetassen standen auf einer großen Platte von lackiertem Holz, die man auf einen kleinen Tisch gesetzt hatte. Frau Deberle machte die Runde mit der Anmut einer Hausfrau, die sich um den Geschmack ihrer Gäste kümmert. In Wahrheit war es Pauline, die sich am meisten tummelte und es sich vorbehielt, die Herren zu bedienen. Es war ein Dutzend Personen, ungefähr so viel wie die Eheleute Deberle vom Monate Dezember angefangen jeden Dienstag zu Tische luden. Am Abend gegen zehn Uhr kamen viele Leute.

Herr von Guiraud, eine Tasse Kaffee gefällig? fragte Pauline, indem sie vor einem kleinen, kahlen Manne stehen blieb. Ach nein, ich weiß schon, Sie trinken keinen . . . Also ein Gläschen Chartreuse?

Doch sie war zerstreut in der Bedienung und brachte ein Gläschen Kognak. Lächelnd machte sie die Runde bei den Gästen, mit

ihrer gewöhnlichen Munterkeit den Leuten ins Auge schauend, trotz ihrer langen Schleppe sich leicht bewegend. Sie trug ein herrliches weißes Kleid von indischem Kaschmir, mit Schwanenfedern besetzt und weit ausgeschnitten. Als alle Herren ihre Tasse hatten und stehend in kleinen Schlücken ihren Kaffee tranken, wandte sie sich an einen großen, jungen Mann, den jungen Tissot, von dem sie fand, daß er einen schönen Kopf habe.

Helene hatte keinen Kaffee nehmen wollen. Sie hatte sich ein wenig müde beiseite gesetzt, bekleidet mit einem Kleide von schwarzem Samt ohne jeden Besatz, das ihr ein strenges Aussehen gab. Man rauchte in dem kleinen Salon; die Zigarrenkistchen standen neben ihr auf einem Wandbrett. Der Doktor näherte sich ihr, nahm eine Zigarre und fragte:

Ist Johanna wohl?

Sehr wohl, antwortete sie. Wir waren heute im Gehölz, und sie hat da ganz toll gespielt. Jetzt schläft sie wohl schon.

Sie plauderten freundschaftlich mit der lächelnden Vertraulichkeit von Leuten, die sich täglich sahen. Doch jetzt erhob sich die Stimme der Frau Deberle.

Frau Grandjean kann es Ihnen ja sagen, sprach sie. Nicht wahr, ich bin um den zehnten September von Trouville zurückgekommen? Es regnete; am Strande war es nicht mehr auszuhalten.

Drei oder vier Damen umgaben sie, während sie von ihrem Aufenthalte an der See erzählte. Helene mußte sich erheben und sich der Gruppe anschließen.

Wir haben einen Monat in Dinard zugebracht, erzählte Frau von Chermette. Eine köstliche Landschaft und eine reizende Gesellschaft!

Hinter der Villa war ein Garten, und eine Terrasse auf das Meer, fuhr Frau Deberle fort. Sie erinnern sich, daß ich mich entschlossen hatte, meinen Landauer und meinen Kutscher mitzunehmen ... Das ist viel bequemer, wenn man spazieren fahren will. Frau Levasseur hat uns besucht ...

Ja, an einem Sonntag, sprach diese. Wir waren in Cabourg ... Sie wohnten sehr nett, vielleicht ein bißchen teuer ...

Richtig, unterbrach Frau Berthier an Julie gewendet, haben Sie nicht von Malignon Unterricht im Schwimmen bekommen?

Helene bemerkte auf dem Gesicht der Frau Deberle eine Verlegenheit, einen plötzlichen Verdruß. Sie hatte schon wiederholt

wahrzunehmen geglaubt, daß sie es unwillig aufnahm, wenn der Name Malignon unversehens vor ihr ausgesprochen wurde. Doch die junge Frau hatte sich rasch wieder gefaßt.

Ein netter Schwimmer! rief sie. Wenn von ihm einer lernen will! . . . Ich habe eine heillose Angst vor dem kalten Wasser und zittere schon, wenn ich nur andere Leute baden sehe.

Sie zitterte in der Tat allerliebst, wenn sie die Schultern in die Höhe zog wie ein nasser Vogel, der sich schüttelt.

Also ist es nur eine Fabel? sagte Frau von Guiraud.

Aber gewiß. Ich wette, daß er sie erfunden hat. Er verabscheut mich, seitdem er dort einen Monat mit uns zugebracht hat.

Jetzt kamen allmählich Besuche. Die Damen, mit Blumen im Haar und rund eingebogenen Armen, lächelten mit einem Wiegen des Kopfes; die Herren im Frack und mit dem Hute in der Hand verneigten sich und trachteten, eine freundliche Redensart zu finden. Frau Deberle reichte den Freunden des Hauses die Finger zum Gruße, ohne sich im Gespräch stören zu lassen; viele sagten nichts, grüßten nur und gingen weiter. Inzwischen war Fräulein Aurelie eingetreten. Sie brach sogleich in Entzücken über die Robe Juliens aus, eine Robe von marineblauem gepreßtem Samt. Jetzt erst schienen die anwesenden Damen die Robe zu bemerken. Ach, köstlich! wirklich köstlich! Die Robe war soeben von Worms geliefert worden. Man sprach fünf Minuten lang darüber. Der Kaffee war getrunken; die Gäste hatten die Tassen überall hingestellt, auf die Platte, auf die Wandbretter; nur der alte Herr wollte mit seinem Täßchen nicht zu Ende kommen und hielt bei jedem Schluck inne, um mit einer Dame zu plaudern. Ein heißer Geruch stieg auf, die Würze des Kaffees, gemengt mit den leichten Düften der Toiletten.

Ich habe nichts bekommen, sagte der junge Tissot zu Pauline, die ihm von einem Maler erzählte, zu dem ihr Vater sie geführt hatte, um Gemälde zu besichtigen.

Wie? Sie haben nichts bekommen? . . . Ich habe Ihnen doch eine Tasse Kaffee gebracht?

Nein, Fräulein, ich versichere es Ihnen.

Aber Sie sollen etwas nehmen . . . Warten Sie, da ist Chartreuse!

Frau Deberle hatte mit einem leisen Wink ihres Kopfes ihren Gatten herbeigerufen. Der Doktor begriff und öffnete selbst die Türe des kleinen Salons, in den die Gesellschaft sich begab, während ein Diener die Platte wegtrug. Es war fast kalt in dem großen

Raume, in dem sechs Lampen und ein Leuchter mit zehn Kerzen ein helles, weißes Licht verbreiteten. Es waren schon einige Damen da, die im Kreise vor dem Kamin saßen; zwei, drei Herren standen zwischen den ausgebreiteten Röcken der Damen. Durch die offen gebliebene Türe des resedafarben eingerichteten Salons hörte man die helle Stimme Paulinens, die mit dem jungen Tissot allein geblieben war.

Jetzt habe ich ihn eingeschenkt, und Sie werden ihn trinken ... Was soll ich auch damit anfangen? Peter hat die Platte schon hinausgetragen.

Dann sah man sie erscheinen, ganz weiß in ihrem mit Schwanenfedern geschmückten Kleide. Mit einem Lächeln, das ihre Zähne zwischen den frischen Lippen sehen ließ, kündigte sie an: Da ist der schöne Malignon.

Das Händedrücken und Grüßen dauerte fort. Herr Deberle hatte sich zur Türe gestellt. Frau Deberle, die mitten unter den Damen auf einem sehr niedrigen Puff saß, erhob sich jeden Augenblick. Als Malignon erschien, wandte sie augenfällig den Kopf weg. Er war sehr vornehm gekleidet, das gekräuselte Haar durch einen Strich abgeteilt, der bis in den Nacken reichte. Auf der Schwelle hatte er ein Monokel ins rechte Auge gedrückt mit einer leichten Grimasse, die „voll Schick" war, wie Pauline wiederholt versicherte. So warf er einen Rundblick in den Salon. Dem Doktor drückte er nachlässig die Hand, ohne etwas zu sagen; dann trat er auf Frau Deberle zu, vor der er seinen langen, in einen schwarzen Frack gepreßten Oberkörper beugte.

Ach, Sie sind es? sagte sie laut, um gehört zu werden. Es scheint, daß Sie jetzt schwimmen.

Er verstand sie nicht, aber antwortete dennoch, um Geist zu zeigen.

Gewiß ... Eines Tages habe ich einen Neufundländer vom Ertrinken gerettet.

Die Damen fanden dies reizend. Frau Deberle selbst schien entwaffnet.

Die Neufundländer erlaube ich Ihnen, sagte sie. Aber Sie wissen wohl, daß ich in Trouville nicht ein einziges Mal gebadet habe.

Ach, die Lektion, die ich Ihnen gegeben habe! rief er. Nun denn: habe ich Ihnen nicht eines Abends in Ihrem Speisezimmer gesagt, daß man die Hände und die Füße bewegen müsse?

Die Damen lachten. Es war köstlich. Julie zuckte mit den Achseln. Man konnte mit ihm nicht ernsthaft reden. Sie erhob sich, um einer Dame entgegen zu gehen, die eine sehr talentvolle Pianistin war und zum erstenmal zu ihr kam. Helene, die mit ihrer gewohnten Ruhe am Feuer saß, sah und hörte. Besonders Malignon schien sie zu interessieren. Sie hatte gesehen, wie er eine kunstvolle Bewegung ausführte, um sich Frau Deberle zu nähern, die sie hinter ihrem Sessel plaudern hörte. Plötzlich änderten sich die Stimmen. Sie lehnte sich zurück, um besser zu hören. Die Stimme Malignons sagte:

Warum sind Sie gestern nicht gekommen? Ich erwartete Sie bis sechs Uhr.

Lassen Sie mich, Sie sind verrückt! erwiderte Julie.

Hier wurde die Stimme Malignons lauter.

Ach, Sie glauben nicht an meine Geschichte mit dem Neufundländer. Aber ich habe ja eine Medaille dafür erhalten; ich werde sie Ihnen zeigen.

Und er fügte sehr leise hinzu:

Sie hatten mir versprochen . . . Erinnern Sie sich . . .

Jetzt kam eine ganze Familie. Frau Deberle erging sich in Komplimenten, während Malignon mit dem Monokel im Auge wieder unter den Damen auftauchte. Helene war unter dem Eindrucke der hastig geflüsterten Worte, die sie gehört hatte, ganz bleich geworden. Es war für sie wie ein Blitzschlag, etwas ganz Unerwartetes und Ungeheuerliches. Wie konnte diese so glückliche Frau mit dem ruhigen Gesichte und den weißen, gesunden Wangen ihren Gatten betrügen? Sie hatte sie stets als eine Frau gekannt, die mit einem leichten Sinn einen Zug von liebenswürdiger Selbstsucht verband, der sie vor den Verdrießlichkeiten einer Torheit schützte. Und noch obendrein mit einem Malignon! Plötzlich sah sie die Nachmittage im Garten wieder, Julie lächelnd und zärtlich unter dem Kusse, mit dem der Doktor ihre Haare streifte. Sie liebten sich doch. Vermöge eines Gefühls, das sie sich nicht erklärte, war sie gegen Julie von Zorn erfüllt, als sei sie persönlich betrogen worden. Es demütigte sie an Stelle Heinrichs; eine eifersüchtige Wut erfaßte sie; das Mißbehagen war so deutlich in ihrem Gesichte zu lesen, daß Fräulein Aurelie sie fragte:

Was ist Ihnen denn . . . Sind Sie leidend?

Das alte Fräulein hatte sich zu ihr gesetzt, als sie sie allein sah.

Sie bezeugte ihr eine lebhafte Freundschaft, entzückt von der gefälligen Art, mit der diese ernste und schöne Frau stundenlang ihren Tratsch anhörte.

Doch Helene antwortete nicht. Sie hatte nur das eine Bedürfnis, Heinrich zu sehen, augenblicklich zu erfahren, was er machte, welches Gesicht er hatte. Sie erhob sich, suchte ihn im Salon und fand ihn endlich. Er plauderte stehend mit einem dicken, blassen Mann und schien sehr ruhig und zufrieden mit seinem feinen Lächeln auf den Lippen. Einen Augenblick beobachtete sie ihn; sie empfand für ihn ein Mitleid, das ihn ein wenig herabsetzte; gleichzeitig wuchs ihre Liebe zu ihm, und in diese Liebe mischte sich ein unbestimmtes Verlangen, ihn zu beschützen. Sie empfand, wenn auch verworren, daß sie ihm sein verlorenes Glück ersetzen müsse.

Das kann heiter werden, wenn die Schwester der Frau von Guiraud singt, sagte Fräulein Aurelie. Ich höre jetzt zum zehntenmal die „Turteltauben". Diesen Winter hat sie nur das eine Lied . . . Sie wissen, daß sie von ihrem Manne getrennt lebt. Sehen Sie den braunen Herrn dort an der Türe? Mit ihm steht sie auf sehr vertrautem Fuße. Julie ist genötigt, ihn zu empfangen, sonst würde sie nicht kommen.

Ach! sagte Helene.

Frau Deberle ging lebhaft von Gruppe zu Gruppe und bat um Stille, damit man den Gesang der Schwester der Frau von Guiraud hören könne. Der Salon hatte sich gefüllt; in der Mitte saßen etwa dreißig Damen und unterhielten sich flüsternd und lachend; zwei standen und plauderten etwas lauter, ihre Worte mit allerliebsten Bewegungen der Schultern begleitend, während fünf oder sechs Herren sich sehr ungezwungen benahmen, als seien sie zu Hause, und zwischen den Röcken der Damen fast verschwanden. Einige leise Pst! erhoben sich im Saale; die Stimmen dämpften sich, die Gesichter nahmen einen unbeweglichen und gelangweilten Ausdruck an, und man hörte in der heißen Luft des Raumes nur die regelmäßige Bewegung der Fächer.

Die Schwester der Frau von Guiraud sang, aber Helene hörte nicht. Jetzt betrachtete sie Malignon, der ganz in den Genuß der „Turteltauben" versunken schien und eine maßlose Leidenschaft für die Musik bekundete. War es möglich? fragte sie sich; dieser Junge! Ohne Zweifel hatten sie in Trouville irgendein gefährliches Spiel getrieben. Die von Helene erhaschten Worte schienen

anzudeuten, daß Julie sich ihm noch nicht ergeben hatte; allein der Fall schien nahe. Malignon, der vor ihr saß, deutete mit einem entzückten Wiegen des Kopfes den Takt an; Frau Deberle saß in gefälliger Bewunderung da, während der Doktor schwieg, geduldig und liebenswürdig den Schluß des Stückes erwartend, um seine Unterhaltung mit dem dicken, blassen Manne wieder aufzunehmen.

Als der Gesang aufhörte, vernahm man ein schwaches Händeklatschen. „Entzückend! herrlich!" sagten einige Stimmen.

Der schöne Malignon streckte die Arme über die Köpfe der Damen in die Luft und schlug seine beschuhten Finger geräuschlos zusammen, wobei er „Bravo! bravo!" rief mit einer singenden Stimme, die alle anderen übertönte.

Die Begeisterung legte sich sogleich; die ungezwungener gewordenen Gesichter lächelten einander zu, das Gespräch kam wieder in Fluß; jeder atmete erleichtert auf. Die Hitze im Saale stieg; unter dem Schlag der Fächer flog ein feiner Duft von den Toiletten der Damen auf. Mitten in dem Geflüster der Unterhaltung ertönte zuweilen ein perlendes Lachen, ein lautes Wort, das die Köpfe sich umwenden ließ. Dreimal schon war Julie in den kleinen Salon gegangen, um die Herren, die sich dahin geflüchtet hatten, zu bitten, daß sie die Damen doch nicht so vernachlässigten. Sie folgten ihr dann; aber zehn Minuten später waren sie wieder verschwunden.

Es ist unerträglich, sagte sie mit verdrossener Miene; man kann keinen einzigen der Herren hier festhalten.

Inzwischen nannte Fräulein Aurelie Helenen die Damen, weil die junge Frau jetzt erst zum zweiten Male auf der Abendgesellschaft des Ehepaares Deberle war. Die ganze bessere bürgerliche Gesellschaft von Passy war da: sehr reiche Leute. Dann neigte sie sich näher zu ihr und flüsterte:

Es ist abgemacht . . . Frau von Chermette verheiratet ihre Tochter an den großen, blonden Herrn, mit dem sie achtzehn Monate ein Verhältnis gehabt hat. Das ist wenigstens eine Schwiegermutter, die ihren Schwiegersohn liebt.

Doch sie unterbrach sich sehr überrascht.

Schau, der Gatte der Frau Levasseur plaudert mit dem Liebhaber seiner Frau! . . . Julie hatte doch geschworen, sie nicht mehr zusammen zu empfangen.

Helene schaute langsam im Saale herum. Waren denn in

dieser würdigen Gesellschaft, unter dieser scheinbar so rechtschaffenen Bürgerschaft nur lauter strafbare Frauen? Ihre provinzielle Strenge war erstaunt über dieses Mischleben, das die Pariser Sitten duldeten. Sie verspottete sich selbst bitter, weil sie so sehr dadurch gelitten, daß Julie ihre Hand in die ihre gelegt hatte. Wahrhaftig, es war töricht von ihr, solche Bedenken zu bewahren! Der Ehebruch bürgerte sich ganz gemächlich ein, verschärft durch einen Zug neckischer Verfeinerung. Frau Deberle schien jetzt mit Malignon wieder versöhnt. Mit ihrer kleinen, rundlichen, wohlbeleibten Gestalt einer hübschen Brünetten saß sie in einem Sessel und lachte über die Witzworte, die er sagte. Herr Deberle kam eben vorüber.

Ihr streitet heute nicht? fragte er.

Nein, erwiderte Julie sehr heiter. Er sagt zuviel Dummheiten ... Wenn du alle die Dummheiten wüßtest, die er uns sagt ...

Jetzt sang man wieder. Aber es war jetzt noch schwerer, Stille zu erlangen. Der junge Tissot sang ein Duo aus der „Favoritin" mit einer sehr reifen Dame, die einen kindlichen Kopfputz hatte. Pauline, die an einer der Türen mitten unter den Fräcken stand, betrachtete den Sänger mit unverhohlener Bewunderung, wie sie Kunstwerke betrachten gesehen hatte.

Oh, welch schöner Kopf! ließ sie sich während eines gedämpften Taktes der Begleitung entschlüpfen, so laut, daß der ganze Salon es hörte.

Es ward spät; die Ermüdung malte sich in den Gesichtern. Damen, die seit drei Stunden im nämlichen Sessel saßen, hatten eine Miene unbewußter Langeweile, schienen aber dennoch glücklich, sich hier langweilen zu dürfen. Zwischen zwei Stücken, die man nur mit geteilter Aufmerksamkeit angehört hatte, wurden die Gespräche wieder aufgenommen, und es war wie der hohle Nachklang des Klaviers. Herr Letellier erzählte, daß er in Lyon gewesen, um die Ausführung einer Seidenbestellung zu überwachen; das Wasser der Saône menge sich nicht mit dem Wasser der Rhone; dies habe ihn sehr überrascht. Herr von Guiraud, der dem Richterstande angehörte, machte kurze Bemerkungen über die Notwendigkeit, das Laster in Paris einzudämmen. Ein Kreis umgab einen Herrn, der einen Chinesen kannte, über den er Einzelheiten zum besten gab. Zwei Damen in einem Winkel tauschten Vertraulichkeiten über ihre Dienstboten aus. In der Frauengruppe, wo Malignon thronte, sprach man von

Literatur; Frau Tissot erklärte, Balzac sei nicht zu lesen; Malignon stellte es nicht in Abrede, aber er behauptete, es finde sich im Balzac so manches Blatt, das gut geschrieben sei.

Ein wenig Ruhe! rief Pauline; sie wird spielen.

Es war die talentvolle Pianistin. Aus Höflichkeit wandten sich alle Köpfe nach dem Klavier. Doch inmitten der Stille vernahm man die tiefen Stimmen von Herren, die im kleinen Salon sich unterhielten. Madame Deberle schien trostlos und gab sich unendliche Mühe, Ruhe zu schaffen.

Sie sind fürchterlich, murmelte sie. Mögen sie bleiben, wo sie sind, wenn sie nicht hierher kommen wollen; aber schweigen können sie wenigstens.

Sie sandte Pauline hinein, die entzückt war, diesem Auftrage nachzukommen.

Meine Herren, es wird gespielt, sagte sie mit der ruhigen Kühnheit einer Jungfrau in ihrem königlichen Kleide. Sie werden gebeten zu schweigen.

Sie sprach mit lauter, durchdringender Stimme. Da sie jedoch bei den Herren blieb und mit ihnen lachte und scherzte, ward der Lärm nur noch größer. Die Unterhaltung dauerte fort; sie führte Gründe an. Frau Deberle im großen Salon litt Höllenqualen. Man hatte übrigens genug Musik; die Gesellschaft blieb kühl. Die Pianistin setzte sich wieder an ihren Platz und schien gekränkt trotz der übertriebenen Komplimente, welche die Herrin des Hauses ihr machen zu sollen glaubte.

Helene litt, Heinrich schien sie nicht zu sehen. Er hatte sich ihr nicht mehr genähert, sandte ihr nur von Zeit zu Zeit ein Lächeln zu. Zu Beginn des Abends hatte sie eine Erleichterung empfunden, als sie ihn so vernünftig sah. Allein seitdem sie die Geschichte der zwei anderen kannte, hätte sie etwas gewünscht, sie wußte nicht was, irgendein Zeichen seiner Liebe auf die Gefahr hin, sich zu verraten. Ein unbestimmtes Verlangen, gemengt mit allen Arten schlimmer Gefühle, bewegte sie. Liebte er sie nicht mehr, daß er so gleichgültig blieb? Er wählte gewiß seine Stunde. Ach, wenn sie ihm alles hätte sagen, ihn von der Unwürdigkeit dieses Weibes hätte unterrichten können, das seinen Namen trug! Während auf dem Klavier kurze, helle Tonreihen perlten, wiegte ein Traum sie ein: Heinrich hatte Julie davon gejagt, und sie lebte mit ihm als seine Frau in fernen Ländern, deren Sprache sie nicht kannten.

Eine Stimme, die zu ihr sprach, ließ sie zusammenfahren.

Sie nehmen nichts? fragte Pauline.

Der Salon war leer. Man war in den Speisesaal hinübergegangen, um den Tee zu nehmen. Helene erhob sich mühselig. Alles verwirrte sich in ihrem Kopfe. Sie glaubte all das geträumt zu haben, die vernommenen Worte, Juliens nahen Fall, den Ehebruch unter diesen Bürgersleuten, die sich so ruhig und heiter unterhielten. Wenn diese Dinge wahr wären, würde Heinrich an ihrer Seite sein, und beide würden schon das Haus verlassen haben.

Sie nehmen doch eine Tasse Tee?

Sie lächelte und dankte Frau Deberle, die ihr einen Platz an der Tafel vorbehalten hatte. Teller voll Pastetchen und Zuckerwerk bedeckten das Tischtuch, während eine große Stulle und zwei Kuchen gleichmäßig auf Kompottschüsseln standen; und weil es an Platz mangelte, standen die Teetassen so dicht beisammen, daß sie einander fast berührten, bloß durch kleine, graue Servietten mit langen Fransen voneinander getrennt. Die Damen saßen allein. Sie aßen mit den Fingerspitzen ihrer unbekleideten Hände kleine Kuchen und eingemachte Früchte, reichten sich von Hand zu Hand die Sahne und schenkten mit zarten Bewegungen ein. Drei, vier Damen opferten sich und bedienten die Herren. Diese standen an den Wänden und tranken mit großer Vorsicht, um sich gegen die unwillkürlichen Ellenbogenstöße zu schützen. Andere blieben in den zwei Salons und harrten, bis die Kuchen zu ihnen kommen würden. Das war die Stunde, wo Pauline triumphierte. Man unterhielt sich lauter; silberhelles Lachen wurde vernehmbar, der Moschusduft ward noch durch die durchdringenden Düfte des Tees erhitzt.

Reichen Sie mir die Stulle, sagte Fräulein Aurelie, die sich gerade neben Helene befand. All das Zuckerwerk taugt nichts.

Sie hatte schon zwei Teller geleert. Dann sagte sie mit vollem Munde:

Die Leute gehen schon fort . . . Jetzt wird es behaglicher sein.

In der Tat entfernten sich einige Damen, nachdem sie der Frau Deberle die Hand gedrückt hatten. Viele Herren waren in aller Stille fortgegangen. Die Zimmer leerten sich. Jetzt setzten sich die Herren an die Tafel. Doch Fräulein Aurelie wich nicht von ihrem Platze. Sie hätte noch ein Glas Punsch mögen.

Ich will es Ihnen holen, sagte Helene, sich erhebend.

O nein, ich danke . . . Geben Sie sich keine Mühe.

Seit einer Weile beobachtete Helene Malignon. Er hatte dem Doktor die Hand gereicht und grüßte jetzt Julie, auf der Türschwelle stehend. Sie hatte ihr weißes Gesicht und ihre hellen Augen bewahrt, und nach seinem gefälligen Lächeln hätte man glauben mögen, er beglückwünsche sie zu dem Erfolge ihres Abends. Da Peter den Punsch auf einem Anrichtetisch neben der Türe einschenkte, ging Helene näher und stellte sich so, daß der Türvorhang sie verbarg. So konnte sie lauschen.

Ich bitte Sie, sagte Malignon, kommen Sie übermorgen . . . Ich werde Sie um drei Uhr erwarten.

Können Sie denn nicht ernst sein? antwortete Frau Deberle lachend. Sie reden aber viele Dummheiten!

Doch er ließ nicht locker und wiederholte immer wieder:

Ich werde Sie erwarten . . . Kommen Sie übermorgen . . . Sie wissen ja wohin?

Da flüsterte sie hastig:

Nun denn, ja; übermorgen.

Malignon verneigte sich und ging. Frau von Chermette zog sich mit Frau Tissot zurück. Julie begleitete sie heiter bis ins Vorzimmer, wobei sie der ersteren im liebenswürdigsten Tone sagte:

Ich werde Sie übermorgen besuchen . . . Ich habe eine Menge Besuche an jenem Tage zu machen.

Helene stand unbeweglich und sehr bleich da. Peter, der den Punsch eingeschenkt hatte, reichte ihr jetzt ein Glas. Sie nahm es unwillkürlich und brachte es Aurelien, die jetzt unter den eingemachten Früchten aufräumte.

O Sie sind zu gütig, rief das alte Fräulein. Ich hätte schon Peter ein Zeichen gegeben . . . Es ist schade, daß man nicht auch den Damen Punsch anbietet. Wenn man einmal mein Alter hat...

Doch sie unterbrach sich, als sie Helenens Blässe bemerkte.

Sie sind entschieden unwohl! . . . Nehmen Sie doch ein Glas Punsch!

Danke, es ist nichts . . . Die große Hitze . . .

Sie wankte; sie kehrte in den jetzt leeren Salon zurück und sank in einen Sessel. Die Lampen brannten mit einem rötlichen Lichte. Die Kerzen des Leuchters waren ganz herabgebrannt und drohten die gläsernen Schutzkäppchen zu sprengen. Aus dem Saale drangen die Abschiedsgrüße der letzten Gäste herüber. Helene

hatte den Aufbruch vergessen; sie wollte dableiben, um nachzudenken. Es war kein bloßer Traum, Julie wird zu diesem Manne gehen. Übermorgen: sie wußte den Tag. Sie wird sich keinen Zwang mehr antun; das war der Schrei, der in ihrem Innern immer wiederkehrte. Dann dachte sie, es sei ihre Pflicht, mit Julie zu sprechen, sie von dem Fehltritt zurückzuhalten. Allein dieser gute Gedanke ließ sie zu Eis erstarren, und sie lehnte ihn als unbequem ab. In dem Kamin, den sie starr betrachtete, krachte ein erloschener Block. Die träge, schwüle Luft hatte den Duft der Frauenhaare bewahrt.

Schau, Sie sind da! rief Julie eintretend. Es ist hübsch, daß Sie nicht sogleich fortgegangen sind . . .

Endlich kann man aufatmen.

Als Helene überrascht sich erheben wollte, fügte sie hinzu:

Bleiben Sie noch; Sie haben es doch nicht so eilig . . . Heinrich, gib mir ein Riechfläschchen.

Drei oder vier der vertrauteren Freunde des Hauses blieben länger da. Man nahm vor dem erloschenen Feuer Platz und plauderte in traulicher Lässigkeit in der Schlummerstille des großen Zimmers. Die Türen waren offen, man sah den leeren kleinen Salon, den leeren Speisesaal, die ganze noch beleuchtete, in tiefer Stille daliegende Wohnung. Heinrich zeigte sich von zarter Liebenswürdigkeit für seine Frau; er hatte aus ihrem Schlafzimmer das Riechfläschchen geholt, das sie an die Nase führte, wobei sie langsam die Augen schloß. Er fragte sie, ob sie sich nicht allzu sehr ermüdet habe. Ja, antwortete sie; sie fühle sich ein wenig ermüdet; aber sie sei entzückt, weil alles so schön gegangen sei. Dann erzählte sie, daß sie nach solchen Empfangsabenden nicht einschlafen könne und bis sechs Uhr morgens sich im Bette herumwerfe. Heinrich lächelte, und sie tauschten Scherzworte aus. Helene schaute sie an und fröstelte in der Schläfrigkeit, die allmählich das ganze Haus zu ergreifen schien.

Indes waren nur mehr zwei Personen da. Peter holte einen Wagen. Helene blieb als letzte; ein Uhr nach Mitternacht war vorüber. Heinrich tat sich keinen Zwang mehr an, erhob sich auf den Fußspitzen und blies zwei Kerzenstümpfe des Leuchters aus, welche die gläsernen Schutztäßchen zu sehr erhitzten. Es war wie in einem Gemach, wo man zum Schlafengehen rüstet und die Lichter nacheinander auslöscht, daß das Zimmer sich in das Dunkel eines Schlafzimmers hüllt.

Ich hindere Sie, zu Bett zu gehen, flüsterte Helene und erhob sich plötzlich. Schicken Sie mich doch fort.

Sie war sehr rot geworden. Der Blutandrang drohte sie zu ersticken. Sie gaben ihr das Geleit bis ins Vorzimmer. Doch hier war es kalt und der Arzt unruhig wegen seiner Frau, deren Leibchen stark ausgeschnitten war.

Geh' hinein, du wirst krank . . . du bist erhitzt.

Nun denn, leben Sie wohl, sagte Julie, indem sie Helene küßte, was zuweilen vorkam, wenn sie gerade zärtlich gestimmt war. Besuchen Sie mich öfter.

Heinrich hatte den Pelzmantel genommen und hielt ihn ausgebreitet in der Hand, um Helenen behilflich zu sein. Als sie in die beiden Ärmel geschlüpft war, stülpte er selbst den Kragen des Mantels auf; so kleidete er sie lächelnd an vor einem riesigen Spiegel, der eine ganze Wand des Vorzimmers einnahm. Plötzlich warf sie sich, ohne sich umzuwenden, in ihren Pelz eingehüllt, in seine Arme. Seit drei Monaten hatten sie nur freundschaftliche Händedrücke ausgetauscht; sie schienen entschlossen, sich nicht mehr zu lieben. Da verschwand das Lächeln von dem Antlitze des Arztes; es veränderte sich völlig, wurde glühend rot und blähte sich. Er drückte sie wie sinnlos an sich und küßte sie auf den Hals. Und sie neigte ihr Haupt zurück, um seinen Kuß zu erwidern.

Zweites Kapitel

Helene hatte in jener Nacht nicht geschlafen. Sie warf sich fieberhaft erregt in ihrem Bette herum, und wenn es ihr gelang einzuschlummern, ward sie immer wieder durch ein Angstgefühl aufgestört. In dem Alpdruck dieses Halbschlafes ward sie von einer fixen Idee gepeinigt: sie wollte den Ort des Stelldicheins wissen. Es schien ihr, daß es ihr Erleichterung bringen werde. Es konnte unmöglich die kleine Zwischenstockwohnung Malignons in der Taitbout-Straße sein, von der im Hause Deberle oft gesprochen wurde. Wo denn? wo denn? Ihr Kopf arbeitete wider ihren Willen, und sie vergaß alles andere über diesem Abenteuer, um sich abgespannt und von dumpfen Begierden gepeitscht in die Sache zu vertiefen.

Als es Tag geworden, kleidete sie sich an und ertappte sich dabei, wie sie laut sagte:

Morgen wird es geschehen . . .

Mit schlaffen Armen und bloß einem bekleideten Fuße saß sie da und sann nach. Vielleicht war es in einer Mietwohnung ein auf den Monat gemietetes, abseits gelegenes Zimmer. Dann widerstrebte ihr diese Annahme. Sie stellte sich eine köstliche Behausung vor mit dichten Vorhängen, mit Blumen und einem behaglichen Feuer im Kamin. Nicht mehr Julie und Malignon befanden sich da; sie sah sich mit Heinrich in diesem lieblichen Schlupfwinkel, den der Lärm der Außenwelt nicht erreichte. Sie fröstelte in ihrem schlecht geschlossenen Morgenkleide. Wo war es denn? wo war es?

Guten Morgen, Mamachen! rief Johanna erwachend.

Sie schlief wieder im Kabinett, seitdem sie sich wohler befand. Sie kam bloßfüßig und im Hemde herein wie jeden Morgen, um sich der Mutter an den Hals zu werfen. Dann lief sie wieder hinein, um noch einen Augenblick in das warme Bett zu schlüpfen. Das machte ihr Spaß; sie lachte unter der Decke. Dann begann sie wieder:

Guten Morgen, Mamachen.

Sie lachte hell auf. Darauf zog sie die Decke ganz über den Kopf und sagte mit tiefer, dumpfer Stimme:

Ich bin nicht da . . . ich bin nicht da . . .

Doch Helene wollte heute nicht spielen wie an anderen Tagen. Da langweilte sich Johanna und schlief wieder ein. Es war noch zu früh. Gegen acht Uhr erschien Rosalie und erzählte ihre Erlebnisse von heute morgen. Draußen herrsche ein abscheuliches Schmutzwetter, und sie habe schier ihre Schuhe im Straßenkote verloren, als sie die Milch holte. Ein rechtes Tauwetter; dabei so warm, daß man schier verging. Dann erinnerte sie sich plötzlich: eine alte Frau habe gestern Madame gesucht.

Da eben draußen geläutet ward, rief sie:

Ich wette, daß sie es wieder ist!

Es war die Mutter Sétu, sehr sauber, mit einem neuen Kleide, einer weißen Haube und einem über der Brust gekreuzten Tartantuche bekleidet. Aber ihre weinerliche Art zu reden hatte sie behalten.

Meine gute Dame, ich bin's, ich habe mir erlaubt . . . Ich will Sie um etwas bitten . . .

Helene sah sie an, ein wenig überrascht von ihrer Sauberkeit.

Es geht Ihnen besser, Mutter Fétu?

Ja, ja, mir geht es besser, wenn man so sagen darf ... Wissen Sie: ich habe noch immer so etwas Drolliges im Bauche; es hämmert und hämmert ... aber es geht mir doch besser. Dann ist mir ein Glücksfall zuteil geworden. Ich war darüber erstaunt genug; denn ich und das Glück, wir kannten einander nicht ... Ein Herr hat mir die Sorge für sein Hauswesen anvertraut. Oh, das ist eine ganze Geschichte ...

Ihre Stimme verlangsamte sich, und ihre Äuglein bewegten sich lebhaft mitten unter den tausend Runzeln ihres Gesichtes. Sie schien zu warten, daß Helene sie befrage. Doch diese saß bei dem Feuer, das Rosalie im Kamin angezündet hatte, und lieh der Alten nur ein zerstreutes Ohr. Sie schien leidend und nachdenklich.

Was wollen Sie von mir, Mutter Fétu, fragte sie.

Die Alte antwortete nicht sogleich. Sie betrachtete das Zimmer, die Möbel von Mahagoniholz, die Vorhänge von blauem Samt. Mit ihrer untertänigen und schmeichlerischen Bettlerstimme begann sie:

Wie schön haben Sie es hier, gnädige Frau, verzeihen Sie! Mein junger Herr hat ein ähnliches Zimmer, aber es ist rot eingerichtet ... Oh, eine ganze Geschichte! ... Denken Sie sich, ein junger Mann aus guter Familie hat in unserem Hause eine Wohnung gemietet. Ich sage es nicht des Berühmens halber, aber im ersten und zweiten Stock gibt es bei uns sehr hübsche Wohnungen. Und es ist so still; man hört keinen Wagen rollen, rein wie auf dem Lande ... Die Arbeiter waren zwei Wochen beschäftigt und haben ein Juwel von einem Schlafzimmer hergestellt ...

Sie hielt inne, weil sie sah, daß Helene aufhorchte.

Er sagt, er wolle da arbeiten, fuhr sie dann mit gedehnter Stimme fort. Wir haben keinen Pförtner in unserem Hause, und das gefällt ihm. Er liebt die Pförtner nicht und hat recht ...

Doch sie unterbrach sich wieder, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt.

Warten Sie! Sie müssen ihn ja kennen, den Herrn ... Er besucht eine Ihrer Freundinnen.

Ach! sagte Helene erbleichend.

Gewiß; die Dame in der Nachbarschaft; die, mit der sie zur Kirche gehen ... Sie ist neulich gekommen.

Die Mutter Fétu machte kleine Äuglein, als sie die Erregtheit der jungen Frau sah. Diese suchte, ihre Ruhe zu bewahren, und fragte:

Ist sie in seine Wohnung hinaufgegangen?

Nein; sie hat es sich anders überlegt; sie hatte vielleicht etwas vergessen . . . Ich war auf der Türschwelle. Sie fragte mich nach Herrn Vincent; dann setzte sie sich wieder in ihre Droschke und rief dem Kutscher zu: Es ist zu spät; fahren Sie zurück . . . Es ist eine sehr lebhafte Dame und sehr artig und fein. Der liebe Gott setzt nicht viele solche auf die Erde. Außer Ihnen gibt es nur noch diese Dame . . . Gott segne sie alle!

Sie fuhr fort, ihre leeren Redensarten aneinanderzureihen mit der Leichtigkeit einer Betschwester, die mit der Handhabung des Rosenkranzes wohlvertraut ist. Die stille Arbeit ihrer tausend Runzeln wurde dadurch nicht unterbrochen. Sie strahlte jetzt, schien sehr zufrieden.

Also, sagte sie dann ohne jeden Übergang, ich möchte gar so gern ein Paar gute Schuhe haben. Mein junger Herr war zu gütig; ich konnte nicht auch das noch von ihm verlangen . . . Sie sehen, ich bin schön gekleidet; aber ich brauche ein Paar gute Schuhe. Die meinen sind schon löcherig, schauen Sie; und bei diesem schmutzigen Wetter hat man so leicht eine Kolik weg . . . Ich hatte gestern erst wieder einen Anfall . . . den ganzen Nachmittag wand ich mich in Krämpfen . . . Hätte ich ein Paar gute Schuhe . . .

Ich werde Ihnen ein Paar bringen, Mutter Fétu, sagte Helene, indem sie mit einer Handbewegung die Alte verabschiedete.

Als diese unter Bücklingen und Danksagungen sich zurückzog, fragte sie noch:

Um welche Stunde findet man Sie allein?

Mein junger Herr kommt niemals vor sechs Uhr, antwortete sie. Aber geben Sie sich keine Mühe; ich will mir selbst die Schuhe bei Ihrer Pförtnerin holen . . . Indes, wie Sie wollen. Sie sind ein Engel vom Paradiese. Der gute Gott wird es Ihnen lohnen.

Man hörte sie noch auf dem Flur laute Segenswünsche ausrufen. Helene blieb völlig verblüfft, schier betäubt von der Nachricht, die sie von der Alten soeben vernommen hatte, und die ihr so seltsam gelegen kam. Jetzt wußte sie: wo. Ein rosafarben eingerichtetes Schlafzimmer in der alten, baufälligen Baracke. Sie sah die von Feuchtigkeit triefenden Treppen wieder, in jedem

Stockwerk die gelb gestrichenen, von fettigen Händen geschwärzten Türen; all das Elend, das sie so sehr erbarmt hatte im letzten Winter, als sie die Mutter Fétu in jenem Hause besuchte; und sie suchte sich das rosafarbene Schlafgemach inmitten all der Scheußlichkeiten des Elends vorzustellen. Doch als sie so in ihre tiefe Träumerei versunken dasaß, legten zwei warme Händchen sich vor ihre von der Schlaflosigkeit geröteten Augen und eine lachende Stimme fragte:

Wer ist das? . . . wer ist das? . . .

Es war Johanna, die sich allein angekleidet hatte. Die Stimme der Mutter Fétu hatte sie wieder aus dem Schlafe geweckt, und als sie sah, daß man die Tür des Kabinetts geschlossen, hatte sie sich beeilt, zu ihrer Mutter zu kommen.

Wer ist das? . . . wer ist das? wiederholte sie, immer lauter kichernd.

Als Rosalie mit dem Frühstück eintrat, rief sie ihr zu: Du sollst nichts reden; du bist nicht gefragt worden.

Höre doch auf, Närrchen, sprach die Mutter; ich merke doch, daß du es bist.

Das Kind ließ sich auf die Knie der Mutter niedergleiten; da bog sie sich um und wiegte sich ganz glücklich über ihren Scherz.

Ei, es hätte ja auch ein anderes kleines Mädchen sein können, sagte sie mit überzeugter Miene. Ein Mädchen mit einem Briefe von seiner Mama, die dich zum Essen einlädt . . . Sie würde dir die Augen zugehalten haben . . .

Sei nicht so dumm, sagte Helene und stellte das Kind auf die Beine . . . Was schwatzest du da? . . . Rosalie, schenken Sie den Kaffee ein.

Doch die Magd betrachtete das Kind und meinte, das Fräulein habe sich drollig herausstaffiert. Johanna hatte in der Tat sich so beeilt, daß sie selbst ihre Schuhe anzuziehen vergessen hatte. Sie war im Röckchen, in einem kurzen Flanellröckchen, dessen Schlitz einen Zipfel des Hemdes hervorschlüpfen ließ. Ihr Morgenjäckchen von Wollenzeug war nicht zugeknöpft und zeigte ihre kindliche Blöße, eine platte Brust von köstlicher Feinheit, an der schwankende Linien mit den kaum rosig angehauchten Brustwärzchen zu sehen waren. Mit ihrem wirren Haar, den verkehrt angezogenen Strümpfen war sie reizend, ganz weiß in dem hastig übergeworfenen Linnen.

Sie beugte sich hernieder, um sich zu besehen, und brach in ein Gelächter aus.

Ich bin nett, Mama, schau nur! . . . Wenn du willst, bleibe ich so . . . Nicht wahr, nett?

Helene bezwang eine Regung der Ungeduld und fragte wie jeden Morgen:

Bist du schon gewaschen?

O Mama! murmelte das Kind plötzlich betrübt. O Mama! . . . Es regnet; es ist ein abscheuliches Wetter.

Dann bekommst du kein Frühstück . . . Rosalie, waschen Sie sie.

Gewöhnlich überwachte sie diese Arbeit. Aber sie fühlte jetzt ein wirkliches Mißbehagen und rückte fröstelnd dem Feuer näher, obgleich draußen sehr mildes Wetter war. Rosalie hatte den Tisch zum Kamin gerückt; auf den Tisch hatte sie eine Serviette gebreitet und daselbst zwei Porzellantassen bereit gestellt. Am Feuer stand der Milchkaffee in einem silbernen Kännchen, einem Geschenk des Herrn Rambaud. Das Zimmer hatte noch ganz in seiner Unordnung nach der Nachtruhe zu dieser frühen Morgenstunde eine anheimelnde Traulichkeit.

Mama, Mama! rief Johanna im Kabinett, sie reibt mich zu stark; sie schindet mich . . . O weh, o weh, wie kalt!

Helenens Augen waren starr auf das Kännchen gerichtet; sie saß noch immer in ihrer Träumerei versunken da. Sie wollte wissen und war entschlossen hinzugehen. Es reizte sie und verwirrte sie, wenn sie an das Geheimnis des Zusammentreffens in diesem schmutzigen Winkel von Paris dachte. Sie fand, daß dieses Geheimnis von einem häßlichen Geschmack zeuge; sie erkannte daran den Geist Malignons, der einen Roman ersonnen hatte, ein Liebesabenteuer, das in bescheidener Form an die Lusthäuschen der Regentschaft erinnern sollte. Trotz ihres Widerstrebens blieb sie fieberhaft erregt, neugierig angezogen, alle Sinne beschäftigt mit der Stille und dem Halbdunkel, das in dem rosafarbenen Gemach herrschen mußte.

Fräulein, wiederholte Rosalie, wenn Sie nicht ruhig halten, rufe ich die gnädige Frau.

Du tust mir Seife in die Augen, antwortete Johanna mit tränenerstickter Stimme. Ich habe genug, laß mich . . . Die Ohren bleiben für morgen.

Doch das Geplätscher dauerte fort, man hörte das Wasser aus dem Schwamm in das Waschbecken tropfen. Dann gab es einen

Kampf; das Kind weinte. Doch gleich darauf erschien sie sehr heiter und rief:

Fertig . . .fertig . . .

Sie schüttelte sich, die Haare waren noch feucht, das Kind ganz rosig, weil es gerieben worden, und von einer duftigen Frische. In ihrem Kampfe mit Rosalien war ihr Morgenjäckchen herabgeglitten; ihr Rock war lose geworden, ihre Strümpfe hingen herab und ließen ihre zarten Beine sehen. Das Fräulein gleiche jetzt einem Jesuskinde, sagte Rosalie. Doch Johanna war sehr stolz darauf, sauber zu sein, und wollte nicht, daß man sie ankleide.

Schau nur, Mama; schau meine Hände und meinen Hals und meine Ohren . . . Ach, laß mich ein wenig wärmen, das tut so wohl . . . Heut' habe ich doch mein Frühstück verdient, gelt, Mamachen?

Sie hatte sich vor dem Kaminfeuer in ihren kleinen Lehnsessel gesetzt. Rosalie brachte den Milchkaffee. Johanna nahm ihre Schale auf ihre Knie und tunkte mit ernster Miene wie eine große Person ihre gerösteten Brotschnitten in den Kaffee. Gewöhnlich verbot ihr Helene, so zu essen. Aber heute war sie zerstreut. Sie ließ ihr Brot liegen und trank nur den bloßen Kaffee. Bei dem letzten Schluck fühlte Johanna Gewissensbisse. Ein Kummer bedrückte ihr Herz; sie stellte die Schale hin und warf sich ihrer Mutter an den Hals, als sie diese so bleich sah.

Mama, bist du jetzt etwa krank? Ich habe dich doch nicht gekränkt?

Nein, mein Schatz; du bist im Gegenteil recht artig, erwiderte Helene und küßte das Kind. Aber ich bin ein wenig müde, ich habe schlecht geschlafen . . . Spiele und mache dir keine Sorge.

Sie dachte, der Tag werde schrecklich lang werden. Was sollte sie bis zum Abend treiben? Seit einiger Zeit berührte sie keine Nadel mehr, die Arbeit schien ihr schrecklich schwer. Stundenlang saß sie mit hängenden Armen da; sie erstickte fast in ihrem Zimmer, hatte das Bedürfnis, auszugehen und Luft zu schöpfen, rührte sich aber dennoch nicht vom Platze. Dieses Zimmer machte sie krank; sie verabscheute es und war verdrossen wegen der zwei Jahre, die sie daselbst zugebracht hatte; sie fand es unausstehlich mit seinen Vorhängen von blauem Samt und seinem unermeßlichen Gesichtskreise über die große Stadt hinweg; sie träumte von einer kleinen Behausung in einer Straße voll betäubenden Geräusches. Mein Gott, wie langsam gingen die Stunden dahin!

Sie nahm ein Buch zur Hand; allein die fixe Idee, die in ihrem Schädel hämmerte, richtete immer wieder die nämlichen Bilder zwischen ihren Augen und der begonnenen Seite auf.

Rosalie hatte inzwischen das Zimmer in Ordnung gebracht, Johanna war gekämmt und angekleidet. Inmitten der geordneten Möbel begann, während die Mutter am Fenster zu lesen sich bemühte, das Kind, das heute seinen heitern Tag hatte, eine große Spielpartie. Sie war allein, aber es brachte sie nicht in Verlegenheit; sie konnte sehr gut drei und vier Personen spielen mit einer Überzeugung und einem Ernste, die sehr drollig waren. Zuerst spielte sie die Dame, die zu Besuch geht. Sie verschwand im Speisezimmer; dann kam sie grüßend und lächelnd zurück, nach allen Seiten kokett das Köpfchen wendend.

Guten Tag, gnädige Frau . . . Wie befinden Sie sich, gnädige Frau? . . . Man hat Sie so lange nicht gesehen . . . Wahrhaftig, ein Wunder! . . . Mein Gott! ich war leidend, gnädige Frau. Ja, ich hatte die Cholera; das ist sehr unangenehm . . . Ach, man sieht es Ihnen aber ganz und gar nicht an, auf Ehre. Und Ihre Kinder, gnädige Frau? . . . Ich habe seit dem letzten Jahre drei bekommen . . .

Sie fuhr fort, sich vor dem Tischchen zu verbeugen, das ohne Zweifel die Dame vorstellte, bei der sie zu Besuch war. Dann rückte sie Sessel herbei und unterhielt ein allgemeines Gespräch, das eine Stunde dauerte, mit einem Wortreichtum, der wahrhaft außerordentlich war.

Sei nicht so dumm, Johanna, sagte ihre Mutter von Zeit zu Zeit, wenn der Lärm zu arg wurde.

Aber, Mama, ich bin ja bei meiner Freundin . . . Sie spricht zu mir, und ich muß ihr doch antworten. Nicht wahr, wenn man einem mit Tee aufwartet, steckt man keinen Kuchen in die Taschen?

Und sie begann von neuem:

Leben Sie wohl, gnädige Frau, Ihr Tee war köstlich . . . Meine besten Grüße an Ihren Herrn Gemahl . . .

Dann begann ein anderes Spiel. Sie fuhr im Wagen aus, um Einkäufe zu machen; sie ritt dabei auf einem Sessel wie ein Junge. Johann, nicht so rasch, ich habe Angst . . . Halten Sie an, wir sind vor der Modistin . . . Fräulein, was kostet dieser Hut? Dreihundert Franken, das ist nicht zu teuer. Aber er ist nicht hübsch. Ich möchte einen Vogel darauf haben, einen so großen Vogel . . . Vorwärts,

Johann; fahren Sie mich zum Gewürzkrämer. Haben Sie Honig? Ja, gnädige Frau, hier ... Ach, wie gut; ich nehme keinen; geben Sie mir für zwei Sous Zucker ... So geben Sie doch acht, Johann! Da liegt der Wagen! Herr Schutzmann, der Karren hat uns angerempelt ... Sie haben sich doch nicht weh getan, gnädige Frau? Nein, mein Herr, durchaus nicht ... Johann, Johann! wir fahren nach Hause. Halten Sie an, ich will Hemden bestellen. Hier, drei Dutzend Hemden für gnädige Frau ... Ich brauche auch Stiefelchen und ein Mieder. Vorwärts! Mein Gott, man wird gar nicht fertig.

Sie fächelte sich und spielte jetzt die Dame, die heimkehrt und ihre Leute ausschilt. Der Stoff ging ihr niemals aus; es war ein Fieber, eine unaufhörliche Entfaltung phantastischer Einbildungen; das Leben im kleinen, wie es in ihrem Köpfchen gärte und stückweise zum Vorschein kam. Am Vormittag, am Nachmittag trieb sie sich in den Zimmern herum, tanzte, schwatzte; wenn sie müde war, genügte ein kleiner Sessel, ein Sonnenschirm in einer Ecke, ein Stück Zeug, das sie vom Fußboden aufhob, um ein neues Spiel mit neuen Erfindungen zu beginnen. Sie erfand alles: die Personen, die Orte, die Szenen; sie unterhielt sich, als ob zwölf Kinder ihres Alters da seien.

Endlich kam die Nacht. Es schlug sechs Uhr. Helene fuhr aus dem ruhigen Schlummerzustande auf, in dem sie den Nachmittag verbracht hatte und warf hastig einen Schal über ihre Schultern.

Du gehst aus, Mama? fragte Johanna erstaunt.

Ja, mein Schätzchen; ich habe einen Gang im Stadtviertel zu machen. Ich bleibe nicht lange fort ... Sei artig.

Draußen war noch immer Tauwetter. Ein Strom von Schmutz ergoß sich über die Straßen. In der Passy-Straße trat Helene in einen Laden für Fußbekleidung, wohin sie schon einmal die Mutter Fétu geführt hatte. Dann kehrte sie nach der Raynouard-Straße zurück. Der Himmel war grau; ein Nebel stieg von dem Straßenpflaster auf. Die Straße lag verödet und beängstigend vor ihr da trotz der frühen Stunde mit ihren wenigen Gasflammen, die gelbe Flecke in dem feuchten Nebel bildeten. Sie beschleunigte ihre Schritte, ging knapp an den Häusern hin und verbarg sich, als eile sie zu einem Stelldichein. Doch als sie in den Wasserweg einbog, blieb sie, von einer wahren Angst ergriffen, plötzlich unter dem Gewölbe stehen. Wie ein finsteres

Loch lag der Durchgang zu ihren Füßen da. Sie sah nicht sein Ende; sie bemerkte bloß inmitten dieses finsteren Schachtes den flackernden Schein der einzigen Laterne, die den Weg erhellte. Endlich entschloß sie sich und erfaßte das eiserne Geländer, um nicht zu fallen. Mit den Fußspitzen tastete sie die breiten Stufen. Die Mauern rechts und links schienen enger zusammenzurücken und im Dunkel der Nacht sich unendlich lang hinzuziehen, während die kahlen Äste der Bäume über ihrem Haupte Riesenarmen mit ausgestreckten Händen glichen. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß die Tür eines der Gärten sich öffnen und ein Mann sich auf sie stürzen könne. Niemand kam vorüber, und sie suchte so rasch wie möglich hinabzusteigen. Plötzlich trat ein Schatten aus dem Dunkel hervor; ein Schauder erfaßte sie, als der Schatten hustete. Es war ein altes Weib, das mühsam hinanstieg. Jetzt fühlte sie sich beruhigt; sie hob sorgfältiger ihr Kleid empor, dessen Schleppe sie im Schmutze nachgezogen hatte. Der Morast war so dick, daß ihre Stiefelchen an den Stufen kleben blieben. Unten wandte sie sich mit einer unwillkürlichen Bewegung um; von den Ästen tropfte die Feuchtigkeit auf den Durchgang hernieder; die Laterne glich einer Grubenlampe, die man an die Wand eines Schachtes gehängt hat, das durch Sickerwasser gefährlich geworden.

Helene ging geradeswegs zu dem Dachboden hinauf, wohin sie so oft gekommen war, ganz oben in dem großen Hause des Durchganges. Aber sie klopfte vergebens, es rührte sich nichts. Da ging sie denn arg verlegen wieder hinab. Die Mutter Fétu befand sich ohne Zweifel in der Wohnung im ersten Stock. Allein Helene wagte nicht, sich da zu zeigen. Sie blieb fünf Minuten im Hofflur, den eine Petroleumlampe erhellte. Dann ging sie zögernd wieder hinauf und betrachtete die Türen; sie schickte sich eben an fortzugehen, als die Alte sich über das Treppengeländer beugte.

Wie? Sie sind auf der Stiege, meine gute Dame? rief sie. Treten Sie doch ein; Sie werden sich eine Erkältung zuziehen ... Es ist ein gar tückischer Treppenflur; man kann sich den Tod holen ...

Nein, ich danke, sagte Helene; hier sind Ihre Schuhe, Mutter Fétu ...

Sie betrachtete die Tür, die Mutter Fétu hinter sich offen gelassen hatte. Man bemerkte die Ecke eines Ofens.

Ich bin ganz allein, ich schwöre es Ihnen, wiederholte die Alte. Treten Sie ein; da ist die Küche. Ach, Sie sind nicht stolz mit den armen Leuten. Das kann man wohl sagen.

Helene folgte ihr widerstrebend; sie schämte sich dessen, was sie da tat.

Hier sind Ihre Schuhe, Mutter Fétu . . .

Mein Gott! wie soll ich Ihnen danken? . . . Ach, die guten Schuhe . . . Warten Sie, ich will sie anziehen. Ganz mein Fuß; das sitzt wie ein Handschuh . . . Da kann man wenigstens ruhig ausgehen unbekümmert um den Regen . . . Sie retten mich; Sie verlängern mein Leben um zehn Jahre, meine gute Dame . . . Das ist keine Schmeichelei; ich glaube es, so wahr wie diese Lampe uns leuchtet . . . Nein, ich bin keine Schmeichlerin . . .

Während sie so redete, ward sie immer mehr gerührt; sie hatte Helenens Hände ergriffen und küßte sie. In einer kleinen Schüssel kochte Wein; auf dem Tisch neben der Lampe stand eine halbleere, langhalsige Bordeauxflasche; außerdem waren nur vier Teller, ein Trinkglas, zwei Pfännchen und ein Kochtopf da. Man merkte, daß die Mutter Fétu sich in dieser Junggesellenküche häuslich eingerichtet hatte und das Feuer in dem Ofen nur für sich selbst anzündete. Als sie sah, daß Helene auf die Schüssel mit dem Glühwein blickte, begann sie zu husten und zu stöhnen.

Es packt mich wieder im Bauch, begann sie. Der Arzt mag sagen, was er will, ich muß einen Bandwurm haben . . . Ein Tropfen Wein schafft mir Erleichterung. Ich bin sehr schwer krank, meine gute Dame. Ich wünsche mein Übel niemandem, es ist zu bösartig . . . Ich kann mich jetzt ein wenig pflegen; wenn man so viel gelitten hat wie ich, darf man sich doch ein wenig pflegen, nicht wahr? Ich hatte das Glück, einen sehr liebenswürdigen Herrn zu treffen; Gott segne ihn!

Sie tat zwei große Stücke Zucker in ihren Glühwein. Sie war wieder fetter geworden; ihre Äuglein verschwanden in ihrem aufgedunsenen Gesichte. Ein wohliges Behagen verlangsamte ihre Bewegungen. Der Ehrgeiz ihres ganzen Lebens schien endlich befriedigt. Dazu war sie geboren. Als sie ihren Zuckervorrat wieder einschloß, bemerkte Helene in dem Küchenschrein allerlei Leckerbissen, einen Topf mit eingemachten Früchten, ein Paket Zwieback und sogar Zigarren. Alldas hatte sie augenscheinlich dem Herrn gestohlen.

Nun denn, leben Sie wohl, Mutter Fétu, ich gehe, sagte sie.

Doch die Alte schob die Schüssel in eine Ecke des Ofens und brummte:

Warten Sie noch; ich werde es später trinken, es ist zu heiß ... Nein, gehen Sie nicht da hinaus. Verzeihen Sie, daß ich Sie in der Küche empfangen habe ... Wir wollen herumgehen.

Sie hatte die Lampe genommen und trat auf einen schmalen Gang hinaus. Helene folgte ihr mit stürmisch pochendem Herzen. Der Gang mit seinen beschädigten, angerauchten Mauern troff von Feuchtigkeit. Eine Tür ward geöffnet; Helene ging jetzt auf einem dicken Teppich. Die Mutter Fétu hatte einige Schritte in einem geschlossenen, stillen Zimmer gemacht.

Nun, ist das hübsch? fragte sie, die Lampe in die Höhe hebend.

Es waren zwei viereckige Zimmer, durch eine Tür verbunden, die man durch einen Vorhang ersetzt hatte. Beide Zimmer waren mit einer rosafarbenen Leinwand mit Medaillons im Geschmacke der Zeit Ludwigs XV. bekleidet, mit pausbäckigen Liebesgöttern, die zwischen Blumengirlanden ihre Purzelbäume schlugen. In dem ersten Zimmer standen ein Tischchen, zwei kleine Sofa, mehrere Armsessel; in dem zweiten, kleineren Zimmer stand ein sehr großes Bett, das fast den ganzen Raum einnahm. Die Mutter Fétu machte auf eine Lampe aus Kristall aufmerksam, die an vergoldeten Ketten von der Decke herabhing. Diese Lampe stellte in ihren Augen den Gipfel des Luxus dar. Dann gab sie Erläuterungen.

Sie können sich einen so drolligen Menschen kaum vorstellen. Zur Mittagszeit zündet er alle Lampen an und bleibt da, raucht seine Zigarre und schaut ins Leere ... Das scheint ihm Spaß zu machen. Er muß ein ordentliches Stück Geld ausgegeben haben.

Helene ging wortlos in den Gemächern herum. Sie fand sie unschicklich. Sie waren zu rosig, das Bett zu groß, die Möbel zu neu. Man merkte einen Verführungsversuch, der beleidigend war in seiner Geckenhaftigkeit. Eine Modistin wäre gleich unterlegen. Doch fühlte sich Helene allmählich von einer Verwirrung ergriffen, während die Alte, mit den Augen zwinkernd, fortfuhr:

Er läßt sich Herr Vincent nennen ... Mir ist es gleichviel. Wenn er zahlt ...

Leben Sie wohl, Mutter Fétu, wiederholte Helene, die zu ersticken fürchtete.

Sie wollte gehen, öffnete eine Tür und befand sich in einer Flucht von drei kleinen Stuben, wo eine schreckliche Kahlheit und

Unsauberkeit herrschte. Die Papiertapeten hingen in Fetzen herunter, die Zimmerdecken waren schwarz, der Mörtel lag auf den zerbrochenen Fließen. Die Wände schwitzten einen Dumpfgeruch von altem Elend aus.

Nicht hier, nicht hier! rief die Mutter Fétu. Gewöhnlich ist diese Tür geschlossen . . . Es sind die anderen Zimmer, die er nicht hat instand setzen lassen . . . Es hat ihm so schon ein schönes Stück Geld gekostet . . . Dort ist's freilich nicht so schön. Hier, meine gute Dame, hier . . .

Als Helene wieder durch das Zimmer mit den rosa Tapeten schritt, hielt die Alte sie an, um ihr von neuem die Hand zu küssen.

Ich bin keine Undankbare, glauben Sie mir's . . . Ich werde stets dieser Schuhe eingedenk sein. Sie passen mir und halten so gut warm; ich könnte drei Stunden weit darin gehen . . . Was soll ich vom guten Gott für Sie erbitten? O mein Gott, erhöre mich, laß sie die glücklichste der Frauen sein! Du liest in meinem Herzen und weißt, was ich ihr wünsche. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen!

Eine fromme Begeisterung hatte sich ihrer plötzlich bemächtigt; sie vervielfältigte die Kreuzeszeichen, verbeugte sich vor dem großen Bette und vor der Lampe aus Kristall. Dann öffnete sie die auf den Flur gehende Tür und flüsterte Helenen mit veränderter Stimme ins Ohr:

Wenn Sie wollen, klopfen Sie nur an die Küchentür. Ich bin immer da.

Betäubt und hinter sich blickend, als komme sie von einem verdächtigen Orte, stieg Helene die Treppe hinab und dann den Wasserweg wieder hinauf; sie befand sich in der Weinstraße, ohne sich des zurückgelegten Weges bewußt geworden zu sein. Da erst hatte sie ein Gefühl des Erstaunens über den letzten Satz der alten Frau. Nein, sie wird bestimmt nicht wieder den Fuß in dieses Haus setzen. Sie hatte kein Almosen mehr dahin zu bringen. Warum sollte sie an die Küchentür klopfen? Sie war jetzt befriedigt; sie hatte gesehen und fühlte eine Mißachtung gegen sich selbst und gegen die anderen. Wie abscheulich, daß sie dahin gegangen war! Die beiden Zimmer mit ihrem Leinwandüberzug tauchten immer wieder vor ihren Augen auf. Mit einem Blick hatte sie die geringsten Einzelheiten überschaut bis auf den letzten Platz, wo die Sessel standen, und bis auf die Falten der Bettvorhänge; aber immer wieder kamen hinterher die drei anderen

Stuben mit ihrem Schmutz und ihrer Öde; und dieses Bild, diese schäbigen Mauern hinter den pausbäckigen Liebesgöttern riefen ebensoviel Zorn wie Ekel in ihr hervor.

Ach, Sie sind endlich da, gnädige Frau! rief Rosalie, die auf der Treppe lauerte; das Essen wird ungenießbar sein; seit einer halben Stunde brennt alles.

Bei Tische überhäufte Johanna ihre Mutter mit Fragen. Wo war sie gewesen, und was hatte sie gemacht? Als sie nur kurze Antworten erhielt, belustigte sie sich allein, indem sie „speisen" spielte. Auf einen Sessel neben sich hatte sie ihre Puppe gesetzt, mit der sie schwesterlich ihren Nachtisch teilte.

Sie müssen reinlich essen, mein Fräulein ... Wischen Sie sich doch den Mund ab ... O der kleine Schmutzfink! sie weiß nicht einmal das Tafeltuch vorzubinden ... Sie sind ein sauberes Ding ... Hier, ein Stück Zwieback ... Was sagen Sie? Sie wollen eingemachte Früchte dazu? Hier, das ist besser ... Lassen Sie mich Ihnen diese Apfelschnitte schälen ...

Sie legte den Anteil der Puppe auf den Sessel hin. Aber als ihr Teller leer war, nahm sie die Leckerbissen wieder zurück und aß sie, wobei sie statt der Puppe sprach:

O das ist köstlich! ... Niemals habe ich so gute Früchte gegessen. Woher nehmen Sie sie denn, gnädige Frau? Ich werde meinem Mann sagen, daß er mir einen Napf mit solchen Früchten bringe ... Pflücken Sie diese schönen Äpfel in Ihrem Garten?

So spielend schlief sie ein und sank mit ihrer Puppe in den Armen hin. Seit dem Morgen war sie nicht still geblieben. Ihre kleinen Beine trugen sie nicht länger; das Spiel hatte sie schließlich erschöpft; noch im Schlafe lachte sie; sie träumte wohl, daß sie noch immer spiele. Ihre Mutter brachte sie zu Bett; sie lag regungslos da und spielte mit den Engeln.

Helene war jetzt allein im Zimmer. Sie schloß sich ein und verbrachte einen abscheulichen Abend am erloschenen Kaminfeuer. Ihr Wille ließ sie im Stich; Gedanken arbeiteten in ihr, die sie sich nicht eingestehen wollte. Es war, als rede ein ihr unbekanntes böses und sinnliches Weib mit einer gebieterischen Stimme zu ihr, der sie den Gehorsam nicht versagen könne. Als die Mitternachtsstunde schlug, ging sie in peinlicher Aufregung zu Bette. Hier wurden ihre Qualen erst recht unerträglich. Sie lag in einem ruhelosen Halbschlummer da und wälzte sich herum, als liege sie auf einem glühenden Roste. Durch die Schlaflosigkeit ins Un-

geheuerliche verzerrte Bilder verfolgten sie. Dann setzte ein Gedanke sich in ihrem Schädel fest. Vergebens wollte sie ihn verscheuchen; er grub sich ein, schnürte ihr die Kehle zu, bemächtigte sich ihres ganzen Wesens. Gegen zwei Uhr morgens erhob sie sich mit der Steifheit und der bleichen Entschlossenheit einer Mondsüchtigen, zündete die Lampe an und schrieb mit verstellter Schrift einen Brief. Es war eine in unbestimmter Form gehaltene Anzeige von nur drei Zeilen, die den Doktor Deberle bat, an demselben Tage, zu der und der Stunde, an dem und dem Orte sich einzufinden. Keine nähere Erklärung und keine Unterschrift. Sie versiegelte das Billett und schob es in die Tasche ihres Kleides, das auf einem Lehnsessel lag. Als sie sich dann wieder zu Bett legte, verfiel sie sogleich in einen bleischweren Schlaf.

Drittes Kapitel

Am andern Morgen konnte Rosalie den Milchkaffee erst gegen neun Uhr auftragen. Helene war spät aufgestanden, ganz bleich und wie gebrochen von dem Alpdruck der Nacht. Sie suchte in der Tasche ihres Kleides, fühlte den Brief, schob ihn wieder zurück und setzte sich wortlos an das Tischchen. Auch Johanna hatte einen schweren Kopf und machte eine ruhige, mürrische Miene. Sie verließ ihr Bettchen nur ungern, denn sie war heute nicht zum Spiel gelaunt. Der Himmel war umdüstert, ein fahles Licht fiel ins Zimmer; von Zeit zu Zeit schlugen Regenschauer an die Scheiben.

Das Fräulein ist heute in einer trüben Laune, sagte Rosalie, die allein redete. Ihr Frohsinn hält keine zwei Tage an . . . Das haben wir nun nach der gestrigen großen Hüpferei.

Bist du krank, Johanna? fragte Helene.

Nein, Mama, antwortete die Kleine. Dieser unfreundliche Himmel ist schuld daran.

Helene versank wieder in ihr Stillschweigen. Sie trank nachdenklich ihren Kaffee und blickte unverwandt in die Flamme. Als sie sich erhob, sagte sie sich, es sei ihre Pflicht, mit Julie zu reden und sie zum Verzicht auf das für den Nachmittag verabredete Stelldichein zu bewegen. Wie sie es anfangen sollte, wußte sie nicht; allein die Notwendigkeit dieses Schrittes hatte sich ihr

mit einem Male aufgedrängt; und in ihrem Kopfe lebte nur mehr der Gedanke an diesen Versuch, der sie völlig gefangen hielt. Es schlug zehn Uhr, und sie kleidete sich an. Johanna betrachtete sie. Als sie die Mutter nach dem Hute greifen sah, faltete sie die Händchen, als ob sie friere, während ein Schatten der Kümmernis sich auf ihr Antlitz niedersenkte. Gewöhnlich war sie sehr eifersüchtig wegen der Ausgänge ihrer Mutter; sie wollte sie nicht verlassen, wollte überallhin mit ihr gehen.

Rosalie, sagte Helene, sputen Sie sich mit dem Aufräumen des Zimmers . . . Gehen Sie nicht aus dem Hause. Ich komme sogleich wieder.

Sie neigte sich hernieder und küßte Johanna rasch, ohne die Betrübnis des Kindes zu bemerken. Kaum war sie fort, als das Kind, das sich bisher wacker gehalten und nicht geweint hatte, in ein Schluchzen ausbrach.

O Fräulein, wie häßlich ist das! rief die Magd, gleichsam um das Kind zu trösten. Man wird Ihnen die Mutter nicht stehlen. Man muß sie doch ihre Geschäfte besorgen lassen. Sie können nicht immer an ihren Röcken hängen.

Inzwischen war Helene um die Ecke der Weinstraße gebogen und eilte längs der Mauern dahin, um sich gegen den Platzregen zu schützen. Peter öffnete ihr; aber er schien verlegen.

Ist Frau Deberle zu Hause?

Ja, gnädige Frau, aber ich weiß nicht . . .

Da Helene als Vertraute des Hauses ihre Schritte nach dem Salon lenkte, erlaubte er sich, sie zurückzuhalten.

Warten Sie, gnädige Frau, ich werde nachsehen!

Er schlüpfte in das Gemach, wobei er die Tür so wenig wie möglich öffnete; man vernahm sogleich die zornige Stimme Juliens.

Wie? Sie haben sie eintreten lassen? Ich habe Ihnen doch in aller Form verboten . . . Es ist unglaublich; man hat keine ruhige Minute mehr.

Helene öffnete die Tür; sie war entschlossen, das zu vollenden, was sie für ihre Pflicht hielt.

Schau, Sie sind's! rief Julie, als sie ihrer ansichtig ward. Ich hatte schlecht verstanden . . .

Aber sie behielt ihre verdrossene Miene. Augenscheinlich war der Besuch ihr unbequem.

Störe ich Sie? fragte Helene.

Nein, nein . . . Sie werden sogleich alles begreifen. Es handelt sich um eine Überraschung, die wir vorbereiten. Wir probieren das Lustspiel „Die Laune", um es bei einem meiner Mittwochempfänge vorzutragen. Wir haben uns soeben für den Tag entschieden, damit niemand eine Ahnung habe . . . O jetzt können Sie schon dableiben. Sie werden uns gewiß nicht verraten.

Indem sie in ihre Hände schlug, wandte sie sich, ohne sich um Helene weiter zu kümmern, an Frau Berthier, die in der Mitte des Zimmers stand und sagte:

Vorwärts, zur Arbeit! . . . Sie legen nicht genug Schärfe in den Satz: „Ohne Wissen des Gatten Geld zu sparen, würde vielen etwas mehr als romantisch dünken . . ." Wiederholen Sie das!

Sehr überrascht, sie bei solcher Beschäftigung zu treffen, setzte sich Helene nieder. Man hatte die Tische und die Sessel an die Wände gerückt, so daß der Fußteppich frei blieb. Frau Berthier, eine zarte Blonde, sagte ihren Monolog her und blickte dabei in die Höhe, wie um die Worte zu suchen; während die dicke Frau von Guiraud, eine schöne Brünette, welche die Rolle der Madame de Léry übernommen hatte, in einem Sessel ihres Auftretens harrte. Die Damen waren noch in einfacher Morgentoilette und hatten Hut und Handschuhe nicht abgelegt. Vor ihnen stand Julie mit dem Musset in der Hand, noch unfrisiert, in einen weiten Schlafrock von weißem Kaschmir gehüllt, mit der ernsten, überzeugten Miene eines Regisseurs, der den Künstlern gewisse Betonungen und Gebärden zeigt. Da das Tageslicht sehr trüb war, hatte man die Vorhänge von gesticktem Tüll weggezogen, so daß man in den Garten schauen konnte, der schwarz und naß dalag.

Sie sind nicht genügend bewegt, erklärte Julie. Legen Sie mehr Absicht in Ihre Rede; jedes Wort muß treffen. „Wir werden denn, meine liebe kleine Börse, deine letzte Toilette machen . . ." Fangen Sie wieder an.

Ich mache es sehr schlecht, sagte Frau Berthier in müdem Tone. Warum spielen Sie nicht die Rolle statt meiner? Sie würden eine köstliche Mathilde sein.

Ich? O nein! Es muß eine Blonde sein; überdies bin ich eine gute Lehrmeisterin, aber eine schlechte Schauspielerin. Vorwärts, arbeiten wir!

Helene blieb in ihrem Winkel. Frau Berthier hatte ganz im Banne ihrer Rolle sich nicht einmal umgewandt. Frau von Guiraud hatte sie mit einem leisen Kopfnicken gegrüßt. Helene

fühlte, daß sie hier überflüssig sei, daß sie die Einladung zum Sitzen nicht hätte annehmen sollen. Was sie zurückhielt, war jetzt nicht so sehr der Gedanke an eine zu erfüllende Pflicht, als ein seltsames, tiefes, unklares Gefühl, das sie hier zuweilen empfunden hatte. Sie litt durch die gleichgültige Art, wie Julie sie empfing. Es stellten sich bei ihr fortwährende Launen der Freundschaft ein; sie liebte die Menschen drei Monate lang, warf sich ihnen an den Hals, schien nur für sie zu leben; dann schien sie eines Morgens, ohne zu wissen weshalb, sie nicht mehr zu kennen. Ohne Zweifel gehorchte sie hierin wie in allen Dingen einer Mode, dem Bedürfnisse, die Personen zu lieben, die in ihrer Umgebung geliebt wurden. Diese plötzlichen Aufwallungen der Zärtlichkeit beleidigten Helene, deren weiter und ruhiger Geist stets von Ewigkeit träumte. Sie war oft sehr traurig von der Familie Deberle weggegangen in heller Verzweiflung darüber, daß man auf die Gefühle der Menschen so wenig bauen konnte. Heute aber in der Krise, die sie eben durchmachte, war ihr Schmerz noch lebhafter.

Wir übergehen die Szene Chavignys, sagte Julie. Er wird heute nicht kommen . . . Hören wir den Auftritt der Frau von Léry. Sie sind an der Reihe, Frau von Guiraud . . . Nehmen Sie Ihr Stichwort.

Und sie las:

„Denken Sie sich: ich zeige ihm diese Börse . . ."

Frau von Guiraud hatte sich erhoben. Mit hoher Kopfstimme sprechend und eine übermütige Miene annehmend, sagte sie:

„Schau, das ist sehr hübsch! Lassen Sie sehen."

Als der Diener ihr öffnete, hatte sich Helene eine ganz andere Szene vorgestellt. Sie glaubte, Julie werde nervös und sehr bleich sein, bebend bei dem Gedanken an das Stelldichein, zögernd und doch hingezogen. Sie sah sich selbst im Geiste, wie sie Julie beschwor, die Sache zu überlegen, bis die junge Frau sich schluchzend in ihre Arme warf. Dann würden sie zusammen geweint haben, und Helene würde mit dem Gedanken fortgegangen sein, daß Heinrich nunmehr für sie verloren sei, daß sie aber sein Glück gesichert habe. Nichts von alledem; sie kam zu dieser Theaterprobe, von der sie nichts verstand; sie fand Julie ganz ruhig; sie hatte augenscheinlich gut geschlafen, und ihr Sinn war unbefangen genug, daß sie mit Frau Berthier die Gebärden studierte, und sie dachte nicht im mindesten daran, was sie nach-

mittags tun werde. Dieser Gleichmut, diese Leichtblütigkeit ließen Helene, die in leidenschaftlicher Aufregung gekommen war, zu Eis erstarren.

Sie wollte sprechen und fragte auf Geratewohl:

Wer spielt denn den Chavigny?

Malignon, sagte Julie, indem sie mit erstaunter Miene sich umwandte. Er hat den ganzen Winter den Chavigny gespielt. Das Ärgerliche ist, daß man ihn zu den Proben nicht haben kann. So hören Sie denn, meine Damen: ich werde die Rolle Chavignys lesen; anders werden wir mit der Sache nicht fertig.

Jetzt tat sie auch mit, spielte den Mann mit einer unwillkürlichen Vergröberung der Stimme und kavaliermäßigen Mienen, die sie, von der Gelegenheit fortgerissen, annahm. Frau Berthier girrte, die dicke Frau von Guiraud gab sich unendliche Mühe, lebhaft und geistreich zu sein. Peter kam, um Holz im Kamin nachzulegen; mit einem Seitenblick betrachtete er die Damen und fand sie einfach drollig.

Noch immer trotz der Beklemmung ihres Herzens entschlossen, versuchte Helene, die Frau des Hauses beiseite zu rufen.

Nur eine Minute. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.

Unmöglich, meine Liebe . . . Sie sehen ja, daß ich beschäftigt bin . . . Morgen, wenn Sie Zeit haben.

Helene schwieg. Der gleichgültige Ton dieser Frau reizte sie. Sie fühlte einen Zorn, weil sie Julie so ruhig sah, während sie selbst seit dem gestrigen Tage so schweres Leid zu tragen hatte. Einen Augenblick dachte sie daran, sich zu erheben und die Dinge ihren Weg gehen zu lassen. Es war töricht von ihr, diese Frau retten zu wollen; der Alpdruck der letzten Nacht kehrte völlig wieder; ihre fiebernde Hand preßte das Briefchen in ihrer Tasche. Warum sollte sie die anderen lieben, da die anderen sie nicht liebten und nicht litten, wie sie litt?

O sehr gut! rief Julie plötzlich.

Frau Berthier stützte den Kopf auf die Schulter der Frau von Guiraud und sagte schluchzend:

„Ich bin sicher, daß er sie liebt; ich bin dessen sicher."

Sie werden einen ungeheuren Erfolg haben, sagte Julie. Aber langsamer müssen Sie es sagen. „Ich bin sicher, daß er sie liebt . . . Ich bin dessen sicher . . ." Und senken Sie den Kopf. Es ist reizend . . . Jetzt Sie, Frau von Guiraud.

„Nein, mein Kind, das ist nicht möglich; es ist eine Laune, eine Phantasie . . .“ deklamierte die dicke Dame.

Ausgezeichnet! Aber die Szene ist lang. Ruhen wir einen Augenblick aus . . . Wir müssen diese Bewegung regeln.

Die drei Frauen besprachen jetzt die Anordnung des Salons. Die nach dem Speisezimmer führende Tür links werde zum Eintreten und Austreten dienen; rechts komme ein Lehnsessel, im Hintergrund ein Sofa zu stehen; den Tisch werde man zum Kamin schieben. Helene war aufgestanden und folgte ihnen, als ob sie sich für diese Anordnungen interessiert habe. Sie hatte auf die Absicht verzichtet, eine Erklärung herbeizuführen; sie wollte nur einen letzten Versuch machen und Julie verhindern, sich zu dem Stelldichein einzufinden.

Ich bin gekommen — sagte sie — um Sie zu fragen, ob Sie nicht heute Ihren Besuch bei Frau von Chermette machen?

Ja, heute nachmittag.

Wenn Sie es erlauben, werde ich Sie abholen; ich habe dieser Dame schon längst einen Besuch versprochen.

Julie geriet abermals in Verlegenheit; aber sie faßte sich sogleich wieder.

Es würde mich gewiß sehr freuen, allein ich habe eine Menge Wege zu machen; ich gehe zuerst zu meinen Lieferanten und weiß wahrhaftig nicht, zu welcher Stunde ich bei Frau von Chermette eintreffen werde.

Das tut nichts, fuhr Helene fort; ich werde mir auch Bewegung machen.

Hören Sie, ich kann ja offen reden . . . Beharren Sie nicht bei der Sache; Sie würden mir im Wege sein . . . Lassen wir es für den nächsten Montag.

Sie sagte es ohne jede Erregung so deutlich, mit einem so ruhigen Lächeln, daß Helene in ihrer Verwirrung nichts mehr hinzuzufügen fand. Sie mußte Julie helfen, das Tischchen zum Kamin tragen. Dann trat sie wieder zurück, während die Probe fortgesetzt wurde. Nach dem Schluß der Szene rief Frau von Guiraud in ihrem Selbstgespräch recht eindringlich die folgenden zwei Phrasen:

„Welch ein Abgrund ist doch das Männerherz! Fürwahr, wir sind besser als sie!“

Was sollte Helene anfangen? In dem Aufruhr, den diese Frage in ihr weckte, drängten sich nur mehr unklare, erregte Ge-

danken. Sie fühlte das unwiderstehliche Bedürfnis, sich wegen ihrer Ruhe an Julie zu rächen, als ob diese Ruhe eine Beleidigung wegen des Fiebers sei, das sie schüttelte. Sie dachte daran, sie zu verderben, um zu sehen, ob sie wohl ihre Kaltblütigkeit und ihren Gleichmut bewahren werde. Dann mißachtete sie sich selbst wegen ihres Zartsinns und ihrer Bedenken. Zwanzigmal hätte sie Heinrich sagen mögen: „Ich liebe dich, nimm mich, gehen wir fort!" — ohne zu zittern und mit dem ruhigen, weißen Gesichte dieser Frau, die drei Stunden vor ihrem ersten Stelldichein Komödie spielte. Noch jetzt zitterte sie mehr als jene; was ihr schier die Sinne benahm, war das Bewußtsein ihrer Aufregung inmitten der heiteren Ruhe dieses Salons, die Furcht, plötzlich in leidenschaftliche Worte auszubrechen. War sie denn feig?

Jetzt ging eine Tür auf, und sie hörte plötzlich die Stimme Heinrichs, der sagte:

Lassen Sie sich nicht stören, meine Damen, ich gehe sogleich wieder.

Die Probe nahte ihrem Ende. Julie las noch immer die Rolle Chavignys und hatte die Hand der Frau von Guiraud ergriffen.

„Ernestine, ich bete Sie an!" rief sie in überzeugungsvoller Aufwallung.

„Lieben Sie denn Frau von Blainville nicht mehr?" erwiderte Frau von Guiraud.

Doch Julie wollte die Probe nicht fortsetzen, solange ihr Gatte dableibe. Die Männer brauchten nicht alles zu wissen. Der Doktor zeigte sich den Damen gegenüber sehr liebenswürdig; er machte ihnen Komplimente und verhieß ihnen einen großen Erfolg. Schwarz behandschuht, sehr vornehm mit seinem rasierten Gesicht, kam er eben von seinen ärztlichen Besuchen zurück. Bei seiner Ankunft hatte er Helene bloß mit einem leichten Kopfnicken begrüßt. Er hatte einmal in der französischen Komödie eine sehr große Künstlerin in der Rolle der Frau von Léry gesehen und gab der Frau von Guiraud Unterweisung, wie sie ihre Rolle spielen solle.

In dem Augenblick, da Chavigny zu ihren Füßen niedersinken will, nähern sie sich dem Kamin und werfen die Börse ins Feuer; ganz kühl, ohne Zorn wie eine Frau, die mit der Liebe nur spielt...

Gut, gut, laß uns nur machen, sagte Julie wiederholt. Wir kennen all das.

Als er endlich in sein Zimmer eingetreten war, nahm sie das Spiel wieder auf.

„Ernestine, ich bete Sie an!"

Bevor er den Salon verließ, grüßte Heinrich Helene wieder mit einem Kopfnicken. Sie hatte stumm dagesessen, einer Katastrophe gewärtig. Dieses plötzliche Erscheinen des Gatten schien ihr im höchsten Grade bedrohlich. Aber als er wieder fort war, fand sie ihn lächerlich mit seiner Höflichkeit und seiner Blindheit. Auch er befaßte sich mit dieser albernen Komödie! Sein Auge blieb ruhig, als er sie hier erblickte. Das ganze Haus schien ihr feindselig und gleichgültig. Alles brach zusammen; nichts hielt sie mehr zurück; sie verachtete Heinrich ebenso wie Julie. Mit krampfhaft gekrümmten Fingern faßte sie wieder das Briefchen in ihrer Tasche. Sie stammelte: „Auf Wiedersehen!" — und ging in einem Taumel, daß alle Möbel sich um sie drehten; in ihren Ohren klangen die Worte wieder, die Frau von Guiraud sprach: „Adieu! Sie zürnen mir heute vielleicht, aber morgen werden Sie etwas Freundschaft für mich fühlen und glauben Sie mir, das ist mehr wert als eine Laune."

Als Helene die Haustür geschlossen hatte und sich auf der Straße befand, zog sie mit einer heftigen, gleichsam unwillkürlichen Bewegung den Brief aus der Tasche und schob ihn in den Briefsammelkasten. Dann stand sie einige Sekunden verdutzt da und betrachtete das dünne Messingplättchen, das über die Öffnung des Briefkastens herabgefallen war.

Es ist geschehen, sprach sie halblaut.

Sie sah im Geiste die mit rosa Leinwand bekleideten zwei Zimmer wieder, die Lehnstühle, das große Bett; Malignon und Julie waren da; plötzlich teilte sich die Wand, und der Gatte trat ein. Mehr wußte sie nicht; sie war sehr ruhig. Instinktiv schaute sie sich um, ob niemand sie bemerkt habe, als sie den Brief in den Kasten warf. Die Straße war leer. Sie bog um die Ecke und ging in ihre Wohnung hinauf.

Bist du auch immer artig gewesen, mein Engel? sagte sie und küßte Johanna.

Die Kleine, die noch immer in demselben Lehnsessel saß, erhob ihr schmollendes Antlitz. Ohne zu antworten, legte sie ihre beiden Arme um den Hals der Mutter und küßte sie, wobei sie einen tiefen Seufzer ausstieß. Sie war tief bekümmert.

Bei dem Frühstück zeigte sich Rosalie sehr erstaunt.

Die gnädige Frau hat wohl einen weiten Weg gemacht? fragte sie.

Warum? fragte Helene.

Die gnädige Frau ißt mit so gutem Appetit . . . Seit langer Zeit schon hat die gnädige Frau nicht so gut zugelangt . . .

Das war richtig. In ihrer plötzlichen Erleichterung war sie sehr hungrig geworden. Sie empfand unsagbaren Frieden und Wohlsein. Nach den Erschütterungen der zwei letzten Tage war es still geworden in ihrem Innern; ihre Glieder waren wieder frisch und geschmeidig, als komme sie aus einem Bade. Sie hatte nur mehr das Gefühl einer Schwerfälligkeit, einer unbestimmten Last, die sie drückte, sie wußte nicht wo.

Als sie wieder in ihr Zimmer trat, richtete sie die Blicke auf die Uhr, deren Zeiger fünfundzwanzig Minuten nach Zwölf zeigten. Das Stelldichein Juliens war für drei Uhr vereinbart. Noch dritthalbe Stunden. Mechanisch machte sie diese Berechnung. Sie hatte übrigens keine Eile. Die Zeiger rückten vor, niemand in der Welt vermochte sie mehr aufzuhalten; sie ließ die Tatsachen sich vollziehen. Ein in Angriff genommenes Kinderhäubchen lag seit langer Zeit auf dem Tischchen. Sie nahm es und begann vor dem Fenster zu nähen. Tiefe Stille schläferte das Zimmer ein. Johanna hatte sich auf ihren gewohnten Platz gesetzt; dort blieb sie mit schlaffen, trägen Händen.

Mama, sagte sie, ich kann nicht arbeiten; es macht mir kein Vergnügen.

Nun, so tue nichts, Liebste . . . Du wirst mir die Nadeln einfädeln.

Still und mit langsamen Bewegungen befaßte sich das Kind mit diesem Geschäfte. Sie schnitt sorgfältig gleich lange Zwirnfäden und brauchte sehr lange, bis sie das Nadelöhr traf; es gelang ihr immer just in dem Augenblicke, da ihre Mutter frischen Zwirn brauchte.

Du siehst, es geht jetzt schneller, sprach die Mutter. Heute abend will ich mein halbes Dutzend Häubchen voll haben.

Sie wandte sich um und schaute auf die Uhr. Es war ein Uhr zehn Minuten. Noch nahezu zwei Stunden. Jetzt mußte Julie schon beim Ankleiden sein, und Heinrich hatte den Brief erhalten. Er wird gewiß hingehen. Die Angaben waren genau, er wird sogleich den Ort finden. Doch diese Dinge schienen ihr noch sehr fern und ließen sie kühl. Sie nähte mit regelmäßigen Stichen,

fleißig wie eine Arbeiterin. Die Minuten floſſen dahin, eine nach der andern. Jetzt ſchlug es zwei Uhr.

Da ward draußen geläutet. Erſtaunt blickte ſie auf.

Wer iſt's denn, Mütterchen? fragte Johanna, die auf ihrem Seſſel zuſammenfuhr.

Als Herr Rambaud eintrat, rief ſie aus:

Du biſt's? Warum läuteſt du denn ſo ſtark? Du haſt mich erſchreckt.

Der würdige Mann ſchien betroffen. Er hatte in der Tat die Glocke ein wenig zu rauh angefaßt.

Heute bin ich unfreundlich, fuhr das Kind fort. Ich bin krank; man darf mich nicht erſchrecken.

Herr Rambaud ward unruhig. Was fehlte denn der armen Kleinen? Und er ſetzte ſich erſt beruhigt nieder, als er Helene bemerkte, die ihm durch ein leichtes Nicken zu verſtehen gab, das Kind ſei heute wieder in ſeiner trüben Stimmung. Gewöhnlich kam er am Tage nur ſelten. Darum wollte er denn auch ſogleich ſeinen Beſuch erklären. Es war wegen eines Landsmannes, eines alten Arbeiters, der keine Arbeit mehr fand und mit ſeinem gelähmten Weibe in einem Kämmerchen hauſte, das nicht größer war, als ſeine Hand. Das Elend war unbeſchreiblich. Rambaud war am Morgen desſelben Tages hinaufgeſtiegen, um zu ſehen, wie es den Leuten gehe. Es war ein Dachkämmerchen mit einem Klappfenſterchen, deſſen zerbrochene Scheiben den Regen eindringen ließen. Auf einem Strohſacke lag das Weib, in einen alten Vorhang eingehüllt; neben ihr am Boden hockte der Mann ganz ſtumpf, ohne den Mut zu finden, auch nur den Staub wegzufegen.

Ach, die Ärmſten! rief Helene zu Tränen gerührt.

Der alte Arbeiter machte Herrn Rambaud keine Sorge; er ſollte ihn zu ſich nehmen und Beſchäftigung für ihn finden. Aber was ſollte man mit dem Weibe anfangen, mit dieſer Gelähmten, die ihr Mann keinen Augenblick allein zu laſſen wagte, und die getragen und geſchoben werden mußte wie ein Paket!

Ich habe an Sie gedacht, fuhr er fort. Sie müſſen ſie ſogleich in irgendeinem Krankenhauſe unterbringen . . . Ich wäre geradeswegs zu Herrn Deberle gegangen; aber ich dachte, Sie kennen ihn beſſer und würden mehr Einfluß bei ihm haben . . . Wenn er ſich damit befaſſen will, wird die Sache morgen geordnet ſein.

Ganz bleich und zitternd vor Mitleid hatte Johanna zugehört. Sie faltete die Hände und sagte:

Ach, Mama, sei gut, bringe diese arme Frau im Krankenhause unter!

Gewiß, sagte Helene in wachsender Bewegung. Sobald ich dazu komme, will ich mit dem Doktor darüber reden; er selbst wird sich mit den nötigen Schritten befassen . . . Lassen Sie mir Namen und Adresse da, Herr Rambaud.

Dieser schrieb beides auf einen Zettel. Dann erhob er sich und sagte:

Halb drei Uhr ist vorüber. Vielleicht finden Sie jetzt den Doktor zu Hause.

Sie war ebenfalls aufgestanden und schaute auf die Uhr. Eine Erschütterung ging durch ihren Leib. Es war zwei Uhr fünfunddreißig Minuten; die Zeiger rückten immer vor. Sie stammelte, der Doktor müsse jetzt schon fort sein, um seine Kranken zu besuchen. Ihre Blicke verließen die Uhr nicht mehr. Herr Rambaud stand mit dem Hute in der Hand vor ihr und begann seine Geschichte von neuem. Die armen Leute hatten alles verkauft, selbst ihren Ofen; seit dem Beginn des Winters verbrachten sie die Tage und die Nächte ohne Feuer. Gegen Ende des Monats Dezember hatten sie vier Tage nichts gegessen. Helene stieß einen Schmerzensruf aus. Die Zeiger rückten immer weiter vor; sie zeigten jetzt zwanzig Minuten vor drei Uhr. Herr Rambaud verweilte noch zwei Minuten.

Nun denn, ich zähle auf Sie, sagte er.

Dann neigte er sich zu Johanna nieder und küßte sie.

Auf Wiedersehen, mein Schätzchen, sagte er.

Auf Wiedersehen . . . Sei ruhig; Mama wird nicht vergessen; ich werde sie schon erinnern.

Als Helene aus dem Vorzimmer zurückkam, wohin sie Herrn Rambaud begleitet hatte, wies der Zeiger auf drei Viertel; in einer Viertelstunde wird alles vorüber sein. Unbeweglich vor dem Kamin stehend, hatte sie die plötzliche Erscheinung der Szene, die sich abspielen sollte. Julie war schon da; Heinrich trat ein und überraschte sie. Sie kannte das Zimmer; sie sah die geringsten Einzelheiten mit erschreckender Deutlichkeit. Noch völlig erschüttert von der Jammergeschichte des Herrn Rambaud, fühlte sie einen tiefen Schauer, der ihr von den Gliedern ins Gesicht stieg. Es schrie auf in ihrem Innern. Niederträchtig war es, was sie

getan hatte: dieser Brief, diese feige Angeberei. Das tauchte plötzlich in einer blendenden Helle vor ihr auf. Fürwahr, sie hatte eine solche Schlechtigkeit begangen! Sie erinnerte sich der Gebärde, mit welcher sie den Brief in den Sammelkasten geworfen hatte, mit der Verblüffung einer Person, die eine andere eine schlechte Tat vollbringen sah, ohne die Kraft zu finden, dazwischen zu treten. Sie schien aus einem Traume zu erwachen. Was war geschehen? Warum stand sie da und folgte dem Gang der Uhrenzeiger? Abermals vergingen zwei Minuten.

Mama, sagte Johanna, wenn du willst, besuchen wir heute abend zusammen den Doktor . . . Das wird für mich ein kleiner Spaziergang sein. Ich ersticke heute schier.

Helene hörte nicht. Noch dreizehn Minuten. Sie konnte es nicht geschehen lassen, daß eine solche Abscheulichkeit sich vollziehe. Bei diesem stürmischen Erwachen fühlte sie in sich nur mehr den zwingenden Willen, es zu verhindern. Es mußte sein; sie würde sonst nicht weiter leben können. Und sie lief wie außer sich in ihr Zimmer.

Ach, du nimmst mich mit! rief Johanna freudig aus. Wir gehen sogleich zum Doktor; nicht wahr, Mütterchen?

Nein, nein, erwiderte die Mutter, indem sie sich niederbückte, um ihre Stiefelchen unter dem Bette zu suchen.

Sie fand sie nicht; sie machte eine Gebärde größter Sorglosigkeit, als sie überlegte, sie könne sehr wohl in den kleinen Hausschuhen ausgehen, die sie an den Füßen hatte. Sie durchstöberte jetzt den Spiegelschrank, um ihren Schal zu finden. Johanna hatte sich ihr schmeichelnd genähert.

Gehst du denn nicht zum Doktor, Mütterchen?

Nein.

Nimm mich doch mit . . . Ach, nimm mich mit; du würdest mir so große Freude machen!

Helene hatte endlich ihren Schal und warf ihn über die Schultern. Mein Gott! nur mehr zwölf Minuten; genau so viel Zeit, um hinzueilen. Sie mußte hingehen, etwas tun, gleichviel was. Unterwegs wollte sie sehen.

Mütterchen, nimm mich mit, wiederholte Johanna mit einer immer leiseren, immer rührenderen Stimme.

Ich kann dich nicht mitnehmen, sagte Helene. Ich gehe an einen Ort, wohin die Kinder nicht gehen . . . Rosalie, meinen Hut!

Johanna war bleich geworden. Ihre Augen verdunkelten sich und sie fragte mit knapperer Stimme:

Wohin gehst du?

Die Mutter antwortete nicht; sie war mit den Bandschleifen ihres Hutes beschäftigt. Das Kind fuhr fort:

Du gehst jetzt immer ohne mich aus. Du bist gestern fort gewesen, du bist heute fort gewesen, und jetzt gehst du wieder fort. Mich kränkt das; ich fürchte mich hier allein. Ich sterbe, wenn du mich so verläßt . . . Hörst du, Mütterchen, ich sterbe . . .

In einem Anfall von Wut und Schmerz klammerte sie sich schluchzend an den Rock der Mutter.

Laß mich; sei vernünftig; ich komme bald zurück, wiederholte diese.

Nein, ich will nicht . . . Nein, ich will nicht . . . stammelte das Kind. Du liebst mich nicht mehr, sonst würdest du mich mitnehmen . . . Ich fühle es ja, daß du andere mehr liebst . . . Nimm mich mit, nimm mich mit, sonst bleibe ich da auf der Erde; du wirst mich auf der Erde wiederfinden . . .

Sie schlang ihre zarten Ärmchen um die Beine der Mutter, weinte in den Falten ihres Kleides, klammerte sich an sie mit ihrer ganzen Schwere, um sie am Gehen zu hindern. Die Zeiger rückten vor; es war zehn Minuten vor drei Uhr. Da dachte Helene, daß sie nicht mehr rechtzeitig ankommen werde; den Kopf verlierend, stieß sie Johanna heftig zurück und schrie:

Welch unausstehliches Kind! Das ist ja eine wahre Tyrannei! . . . Wenn du weinst, sollst du es mit mir zu tun haben!

Sie ging und warf heftig die Türe zu. Johanna war taumelnd bis zum Fenster zurückgewichen; ihre Tränen versiegten plötzlich angesichts dieser Schroffheit; starr und bleich stand sie da. Sie streckte die Arme gegen die Türe aus und schrie noch einmal: „Mama! Mama!" Dann sank sie auf ihren Sessel und verharrte da mit weit aufgerissenen Augen, das Gesicht ganz verstört von dem eifersüchtigen Gedanken, daß ihre Mutter sie betrog.

Auf der Straße beschleunigte Helene ihre Schritte. Der Regen hatte aufgehört; nur einzelne schwere Tropfen fielen aus den Traufen nieder und näßten ihr die Schultern. Sie hatte sich vorgenommen, auf der Straße nachzudenken, irgendeinen Plan festzuhalten. Allein jetzt fühlte sie nur mehr das Bedürfnis, ans Ziel zu gelangen. Den Wasserweg betretend, zögerte sie einen Augenblick. Die Stiege hatte sich in einen reißenden Strom ver-

wandelt; die Wassermassen der Raynouardstraße stürzten da hinab. Längs der Stufen zwischen den engen Mauern spritzte und sprudelte der schäumende Gischt, während die vom Sturzregen blank gewaschenen Spitzen der Pflastersteine schimmerten. Ein fahles Licht, das vom grauen Himmel hereinfiel, erhellte den Durchgang zwischen den schwarzen Ästen der Bäume. Die Röcke nur wenig emporhebend ging sie die Stiege hinunter. Das Wasser reichte ihr bis zu den Knöcheln; ihre kleinen Schuhe drohten in den Pfützen stecken zu bleiben; während sie hinabstieg, hörte sie ringsumher ein lautes Flüstern gleich dem Geplätscher der Bäche, die in der Tiefe der Wälder unter den Gräsern dahinfließen.

Plötzlich befand sie sich im Treppenhause vor der Tür. Keuchend und gequält blieb sie da stehen. Dann erinnerte sie sich und zog es vor, an die Küchentüre zu klopfen.

Wie, Sie sind's? sagte die Mutter Fétu.

Sie hatte heute nicht ihre Jammerstimme. Ihre kleinen Äuglein funkelten, während das Lachen einer alten Gelegenheitsmacherin die tausend Runzeln ihres Gesichtes zusammenzog. Sie tat sich keinen Zwang mehr an und schlug vertraulich in die Hände Helenens, ihren stoßweise vorgebrachten Worten lauschend. Helene schenkte ihr zwanzig Franken.

Gott vergelte es Ihnen! stammelte die Mutter Fétu gewohnheitsmäßig. Alles, was Sie wollen, mein liebes Frauchen.

Viertes Kapitel

In einem Sessel zurückgelehnt, die Beine nach dem hell lodernden Kaminfeuer ausgestreckt, wartete Malignon ruhig. Um das Vergnügen des Abenteuers zu erhöhen, hatte er den Einfall gehabt, die Fenstervorhänge herabzuziehen und die Kerzen anzuzünden. Das erste Zimmer, wo er sich befand, war durch einen Leuchter und zwei Kandelaber hell erleuchtet. In dem Schlafgemach hingegen herrschte Dunkelheit; die Lampe aus Kristall allein verbreitete ein fahles Zwielicht. Malignon zog seine Uhr.

Wird sie mich heute wieder auffitzen lassen? murmelte er.

Er gähnte leise. Seit einer Stunde wartete er und langweilte sich. Indes erhob er sich, um die Vorbereitungen in Augenschein

zu nehmen. Die Anordnung der Armsessel gefiel ihm nicht; er schob einen Sessel vor den Kamin hin. Die Kerzen brannten mit einem rosigen Widerschein in den Leinwandüberzügen; eine drückende Schwüle herrschte in dem stillen Zimmer, während man draußen plötzliche Windstöße hörte. Dann besichtigte er ein letztes Mal das Zimmer und fühlte dabei eine Befriedigung seiner Eitelkeit; es schien ihm sehr hübsch, durchaus schick, möbliert wie ein Schlafzimmer, das Bett in einem wollüstigen Dunkel verloren. In dem Augenblicke, als er die Spitzen der Kopfkissen ordnete, ertönten drei rasch aufeinander folgende Schläge an die Tür. Dies war das verabredete Zeichen.

Endlich! sagte er laut mit triumphierender Miene.

Er eilte hinaus, um zu öffnen. Julie trat ein; sie war in einen Pelzmantel gehüllt, der Schleier herabgelassen. Während Malignon sachte die Tür schloß, stand sie unbeweglich da, ohne daß man die Aufregung merken konnte, die ihr den Mund schloß. Doch ehe der junge Mann noch Zeit gehabt, ihre Hand zu ergreifen, hatte sie den Schleier zurückgeschlagen und zeigte ihr lächelndes, bleiches, ruhiges Gesicht.

Sie haben die Kerzen anzünden lassen! rief sie. Ich glaubte, Sie verabscheuen das Kerzenlicht am Tage.

Malignon, der sich darauf vorbereitet hatte, mit einer studierten, leidenschaftlichen Gebärde sie in seine Arme zu schließen, geriet aus der Fassung und erklärte, der Tag sei zu häßlich, und die Fenster gingen auf leere Flächen. Übrigens liebe er die Nacht.

Man kennt sich mit Ihnen nie aus, sagte sie ihn neckend. Bei meinem Kinderball im Frühjahr machten Sie mir eine Szene: man sei in einer Gruft und glaube, bei einem Toten einzutreten ... Indes nehmen wir an, Ihr Geschmack habe sich geändert.

Sie schien zu Besuch zu sein und heuchelte eine Sicherheit, die ihre Stimme ein wenig vergröberte. Dies war das einzige Anzeichen ihrer Verwirrung. Zuweilen zuckte ihr Kinn leicht zusammen, als habe sie einen Druck in der Kehle gefühlt. Aber ihre Augen funkelten; sie genoß das lebhafte Vergnügen ihrer Unbesonnenheit. Dies veränderte sie; sie dachte an Frau von Chermette, die einen Liebhaber hatte. Mein Gott! es war doch recht drollig.

Lassen Sie Ihre Einrichtung sehen, sprach sie.

Und sie machte einen Rundgang im Zimmer. Er folgte ihr und sagte sich, er habe sie gleich bei ihrem Eintritt in seine Arme schließen sollen. Jetzt konnte er nicht mehr; er mußte warten. Indes betrachtete sie die Möbel, die Wände, schaute in die Höhe und trat zurück, um besser zu sehen. Dabei sprach sie immerfort.

Ihre Leinwand gefällt mir nicht; sie ist zu gewöhnlich. Wo haben Sie dieses abscheuliche Rot gefunden? . . . Schau, dieser Sessel wäre nicht übel, wenn das Holz nicht so stark vergoldet wäre . . . Und kein Gemälde, kein Nippgegenstand; nichts als Ihr Leuchter und Ihre Kandelaber, denen jeder Stil abgeht . . . Ich rate Ihnen, sich noch einmal über meinen japanischen Pavillon lustig zu machen!

Sie lachte und rächte sich so wegen seiner früheren Angriffe, die sie ihm noch nicht verziehen hatte.

Ihr Geschmack ist nett; reden wir lieber nicht davon . . . Mein kleiner Chinese ist mehr wert als Ihr ganzes Mobiliar . . . Ein Ladenschwengel würde dieses Rot verschmäht haben. Wollten Sie denn Ihre Wäscherin verführen?

Malignon schwieg verdrossen. Er machte den Versuch, sie in das Schlafzimmer zu führen. Allein sie blieb auf der Schwelle und erklärte, sie betrete keinen Ort, wo es so finster sei. Übrigens sehe sie genug. Das Schlafzimmer sei des Salons würdig. Die ganze Einrichtung komme aus der Antoniusvorstadt. Besonders die Lampe erheiterte sie. Sie war unbarmherzig und kam immer wieder auf diese gewöhnliche Ampel zurück, den Traum aller kleiner Näherinnen, die nicht in ihren eigenen Möbeln wohnen. Solche Lampen seien in allen Basaren für sieben Franken fünfzig zu haben.

Ich habe neunzig Franken dafür bezahlt! rief Malignon schließlich ungeduldig.

Sie schien entzückt, ihn wütend gemacht zu haben. Er hatte sich indes wieder beruhigt und fragte in gedämpftem Tone:

Wollen Sie den Mantel nicht ablegen?

Ja, sagte sie: hier ist's ja heiß zum Ersticken.

Sie nahm auch ihren Hut ab, den er samt dem Mantel auf das Bett legte. Als er zurückkam, fand er sie vor dem Feuer sitzen und herumschauen. Sie war wieder ernst geworden und schien versöhnlich gestimmt.

All dies ist sehr häßlich, aber Sie sind dennoch ein netter Junge. Aus diesen zwei Zimmern hätte man was Hübsches machen können.

Ach dazu, was ich da machen will! . . . ließ er sich mit einer sorglosen Gebärde entschlüpfen.

Er bereute sogleich dieses blöde Wort. Man konnte nicht plumper, ungeschickter sein. Sie hatte das Haupt gesenkt; sie fühlte wieder die schmerzliche Beklemmung in der Kehle. Einen Augenblick hatte sie vergessen, weshalb sie hierher gekommen war. Er wollte wenigstens die Verlegenheit benützen, in die er sie versetzt hatte.

Julie, murmelte er, sich zu ihr neigend.

Sie gebot ihm, sich zu setzen. Im Seebade Trouville war Malignon, gelangweilt durch den Anblick des Ozeans, auf den Einfall gekommen, sich in sie zu verlieben. Seit drei Jahren lebten sie in einer zänkischen Vertraulichkeit. Eines Abends ergriff er ihre Hand. Sie wurde darüber nicht böse, scherzte vielmehr. Dann — weil ihr Kopf hohl und ihr Herz frei war — bildete sie sich ein, daß sie ihn liebe. Sie hatte bis zu diesem Tage ungefähr all das getan, was ihre Freundinnen taten; aber es fehlte bei ihr die Leidenschaft; bloß die Neugierde trieb sie an und das Bedürfnis, zu sein wie die anderen. Wäre der junge Mann gleich bei Beginn ihrer Vertraulichkeit rücksichtslos gewesen, sie wäre unfehlbar unterlegen. Aber er besaß die Eitelkeit, durch seinen Geist siegen zu wollen, und ließ es geschehen, daß sie an ihr kokettes Spiel sich gewöhnte. So kam es, daß sie bei seinem ersten ungestümen Angriff — in einer Nacht, da sie zusammen das Meer betrachteten wie ein Operettenliebespaar — ihn davonjagte, erstaunt und gereizt darüber, daß er diesen Roman störte, der ihr soviel Spaß machte. Nach Paris zurückgekehrt, hatte Malignon sich gelobt, geschickter zu sein. Er gewann sie wieder zu einer Zeit der Langeweile am Ende eines ermüdenden Winters, als die wohlbekannten Vergnügungen, die Essen, die Bälle, die Erstaufführungen der Theater ihr gar zu eintönig wurden. Der Gedanke an einen eigenen möblierten Schlupfwinkel in einem entlegenen Stadtteil, das Geheimnisvolle eines solchen Stelldicheins, der Stich ins Verdächtige, den ein solches Abenteuer hatte: all das hatte verführerisch auf sie gewirkt. Es schien ihr neu; man mußte ja alles sehen. Sie bewahrte dabei so vollständig ihre innere Ruhe, daß sie bei Malignon nicht verwirrter war als bei den Ma-

lern, zu denen sie hinaufstieg, um Bilder für die Wohltätigkeitsveranstaltungen zu erbetteln.

Julie! Julie! wiederholte der junge Mann, indem er seiner Stimme einen einschmeichelnden Tonfall zu geben suchte.

Still, seien Sie vernünftig, sagte sie einfach.

Sie nahm einen chinesischen Lichtschirm vom Kamin und fuhr sehr behaglich fort, als sei sie in ihrem eigenen Salon:

Wir haben heute morgen Probe gehalten . . . Ich glaube, mit Frau Berthier keine gute Wahl getroffen zu haben. Ihre Mathilde ist zu weinerlich, unerträglich . . . Dieses hübsche Selbstgespräch, wo sie sich an ihre Börse wendet: „Arme Kleine, ich küßte dich vorhin" — sie sagt es her wie eine Pensionärin, die ein Kompliment einstudiert hat . . . Ich bin sehr besorgt.

Und Frau von Guiraud? fragte er, rückte seinen Sessel näher und ergriff ihre Hand.

Die ist ausgezeichnet! Ich habe eine ausgezeichnete Frau von Léry gefunden mit Schwung und beißendem Spott . . .

Sie überließ ihm ihre Hand, die er zwischen zwei Sätzen küßte, ohne daß sie es zu bemerken schien.

Das Schlimmste aber ist, daß Sie nicht da sind, fuhr sie fort. Sie würden der Frau Berthier kritische Bemerkungen machen; überdies können wir unmöglich zu einem guten Zusammenspiel gelangen, wenn Sie niemals zu den Proben kommen.

Es war ihm inzwischen gelungen, einen Arm um ihren Leib zu legen.

Sobald ich meine Rolle weiß, flüsterte er . . .

Das ist ja ganz recht, aber die Inszenierung muß geregelt werden . . . Es ist gar nicht liebenswürdig von Ihnen, daß Sie uns nicht einige Vormittage widmen wollen.

Sie konnte nicht fortfahren, denn er ließ einen Hagel von Küssen auf ihren Hals niedergehen. Da schien sie zu bemerken, daß er sie in seinen Armen hielt; sie drängte ihn zurück und schlug ihn mit dem Lichtschirm leicht ins Gesicht. Ohne Zweifel hatte sie sich gelobt, ihn nicht weiter gehen zu lassen. Ihr weißes Gesicht errötete unter dem heißen Widerschein des Feuers; ihre Lippen verdünnten sich zum Mäulchen einer Neugierigen, die über ihre Empfindungen erstaunt ist. War's wirklich nur soviel? Man müßte es bis zu Ende sehen; ein Gefühl der Angst ergriff sie.

Lassen Sie mich, stammelte sie mit einem gezwungenen Lächeln. Ich werde wieder böse werden.

Doch er glaubte, sie gerührt zu haben. Er dachte ganz kühl: „Wenn ich sie so fortlasse, wie sie hier eingetreten, ist sie für mich verloren." Worte waren da unnütz; er ergriff wieder ihre Hände und wollte sie bis zu den Schultern hinauf betasten. Einen Augenblick schien sie sich hinzugeben. Sie brauchte nur die Augen zu schließen und würde dann erfahren, was daraus wird. Ihr kam dieses Verlangen, und sie erörterte es in ihrem Innern mit großer Klarheit. Indes schien ihr, als werde jemand Nein! rufen. Sie selbst hatte gerufen, noch ehe sie sich geantwortet hatte.

Nein, nein, wiederholte sie. Lassen Sie mich; Sie tun mir weh ... Ich will nicht; ich will nicht.

Als er noch immer nichts sprach und sie nur nach dem Schlafzimmer drängte, machte sie sich heftig von ihm los. Sie gehorchte seltsamen Bewegungen, die außerhalb ihrer Begierden lagen; sie war gereizt gegen sich selbst und gegen ihn. In ihrer Verwirrung entschlüpften ihr abgerissene Worte. Ei, er lohnte schön ihr Vertrauen! Was hoffte er, indem er sich so rücksichtslos zeigte? Sie nannte ihn sogar einen Feigling. Nie mehr wolle sie ihn wiedersehen. Aber er ließ sie nur reden und sich an den eigenen Worten betäuben, während er sie mit einem boshaften, albernen Lachen verfolgte. Schließlich stammelte sie nur; hinter einem Lehnsessel Zuflucht suchend, plötzlich besiegt und begreifend, daß sie ihm gehöre, ohne daß er noch die Hände ausgestreckt habe, sie zu ergreifen. Es war eine der peinlichsten Minuten ihres Lebens.

Sie standen da einander gegenüber mit veränderten, beschämten, erregten Gesichtern, als plötzlich ein Geräusch vernehmbar wurde. Sie begriffen nicht sogleich. Man hatte eine Tür geöffnet, Schritte kamen näher und eine Stimme rief:

Flüchten Sie, flüchten Sie! ... Sie werden sonst überrascht! ...

Es war Helene. Beide sahen sie höchlich betroffen an. Ihr Erstaunen war so groß, daß sie darüber die Verwirrung des Augenblicks vergaßen. Julie hatte keine Regung der Verlegenheit.

Flüchten Sie! wiederholte Helene. Ihr Gatte wird in zwei Minuten da sein.

Mein Gatte, stammelte die junge Frau, mein Gatte ... Warum? wieso?

Sie wurde albern. Alles verwirrte sich in ihrem Kopfe. Es schien ihr ein Wunder, daß Helene da war und ihr von ihrem Gatten sprach. Allein Helene machte eine zornige Gebärde.

Glauben Sie, daß ich jetzt Zeit habe, Erklärungen zu geben? Er wird sogleich kommen. Sie sind gewarnt. Rasch fort, alle beide!

Da geriet Julie in die höchste Aufregung; sie lief verstört durch die Zimmer, Worte ohne Zusammenhang ausstoßend:

Mein Gott! mein Gott! . . . Ich danke Ihnen . . . Wo ist mein Mantel? Wie dumm ist's doch in diesem dunklen Zimmer! . . . Geben Sie mir meinen Mantel; holen Sie eine Kerze, damit ich meinen Mantel finde . . . Liebste, achten Sie nicht darauf, wenn ich Ihnen nicht danke . . . Ich finde die Ärmel nicht; ich weiß nicht, ich kann nicht . . .

Der Schreck machte sie völlig starr. Helene mußte ihr helfen den Mantel anzuziehen. Sie setzte den Hut verkehrt auf und vergaß die Bänder zu binden. Das Schlimmste war, daß man noch eine Minute damit verlor, den Schleier unter dem Bette zu suchen. Sie stammelte; sie tastete mit zitternden Händen an ihrem Leibe, um zu sehen, ob sie nichts da vergessen habe, was sie verraten könnte.

Welch eine Lehre! Welch eine Lehre! Nun ist's aber aus!

Malignon war sehr bleich und machte ein albernes Gesicht. Er trippelte umher und hatte das Gefühl, daß er mißachtet und lächerlich sei. Die einzige Betrachtung, deren er fähig war, war die, daß er entschieden kein Glück habe. Er vermochte nichts als die klägliche Frage hervorzubringen:

Sie glauben also, daß auch ich fortgehen muß?

Da man ihm nicht antwortete, nahm er seinen Stock und fuhr fort zu plaudern, um Kaltblütigkeit zu heucheln. Man habe Zeit, meinte er. Es sei noch eine zweite Treppe da, eine kleine Dienstbotentreppe, die zwar ganz verlassen, aber doch benutzbar sei. Die Droschke der Frau Deberle stehe vor dem Haustor und werde sie beide über die Ufer fortbringen. Er wiederholte immer wieder:

Beruhigen Sie sich nur. Es geht ja alles ganz gut. Hier müssen wir gehen.

Er hatte eine Tür geöffnet; man bemerkte die Flucht der drei kleinen, schwarzen, verfallenen Zimmer, die man in ihrem ganzen Schmutz belassen hatte. Ein Hauch feuchter Luft drang herein. Ehe sie diesen erbärmlichen Weg betrat, hatte Julie noch eine letzte Regung des Widerwillens und sagte laut:

Wie habe ich nur hierher kommen können? Welch ein abscheulicher Ort! . . . Niemals werde ich es mir verzeihen.

Sputen Sie sich, sagte Helene, ebenso geängstigt wie sie.

Sie drängte sie hinaus. Da warf die junge Frau sich ihr weinend um den Hals. Es war ein nervöser Rückschlag. Ein Gefühl der Scham ergriff sie; sie hätte sich verteidigen und sagen mögen, weshalb man sie bei diesem Manne getroffen habe. Dann hob sie mit einer instinktiven Bewegung die Röcke auf, als ob sie durch eine Pfütze waten solle. Malignon, der vorausgegangen war, schob mit dem Fuße den Schutt weg, der auf der Bedientenstiege lag. Die Türen schlossen sich wieder.

Inzwischen war Helene mitten in dem kleinen Salon stehen geblieben. Sie horchte. Eine Stille herrschte rings umher, eine tiefe, heiße, eingeschlossene Stille, bloß durch das Knistern des Kaminfeuers gestört. Ihre Ohren klangen; sie hörte nichts. Aber nach einer Frist, die ihr unendlich schien, vernahm sie plötzlich ein Wagenrollen. Es war Juliens Droschke, die abfuhr. Da seufzte sie und machte, obgleich sie allein war, eine stumme Gebärde des Dankes. Der Gedanke, daß sie sich nicht ewig den Vorwurf zu machen haben werde, niedrig gehandelt zu haben, durchdrang sie mit einem Gefühl der Milde und Dankbarkeit. Sie war erleichtert, sehr gerührt, aber mit einem Male so geschwächt nach der furchtbaren Krise, die sie überstanden, daß sie nicht mehr die Kraft fühlte, diesen Ort zu verlassen. Im Grunde dachte sie sich, daß Heinrich kommen werde und doch jemanden hier treffen müsse. Man klopfte; sie öffnete sogleich.

Da gab es zunächst eine große Überraschung. Heinrich trat ein, besorgt gemacht durch den Brief ohne Unterschrift, den er empfangen hatte und ganz bleich vor Unruhe. Doch als er ihrer ansichtig ward, entfuhr ihm ein Schrei.

Sie! . . . Mein Gott, das waren Sie!

In diesem Schrei lag mehr Verblüffung als Freude. Er zählte nicht im mindesten auf dieses Stelldichein, das ihm mit so großer Kühnheit gegeben worden. Dann aber wurden alle seine Mannesbegierden erweckt durch das unverhoffte Anbieten in dem wollüstigen Dunkel dieses Zufluchtsortes.

Sie lieben mich, Sie lieben mich, stammelte er. Nun sind Sie da und ich . . . ich hatte nicht begriffen! . . .

Er öffnete die Arme und wollte sie ergreifen. Helene, die bei seinem Eintritt ihm zugelächelt hatte, wich jetzt zurück; sie war ganz bleich geworden. Ohne Zweifel erwartete sie ihn; sie hatte sich gesagt, sie würden eine Weile miteinander plaudern, sie würde irgendeine Geschichte erfinden. Jetzt sah sie mit einem

Male die Lage, wie sie war. Heinrich glaubte an ein Stelldichein. Niemals hatte sie das wollen. Sie lehnte sich auf.

Heinrich, ich bitte Sie . . . Lassen Sie mich . . .

Allein, er hatte ihre Handknöchel ergriffen und zog sie langsam an sich, wie um sie sogleich mit einem Kusse zu besiegen. Seine Liebe, die Monate hindurch gewachsen und später infolge des Erkaltens ihrer Beziehungen eingeschlummert war, brach um so heftiger hervor, als er Helene schon zu vergessen begann. All sein Blut stieg aus dem Herzen zu den Wangen empor; sie aber wehrte sich, als sie dieses glühende Gesicht sah, das sie wiedererkannte, und das sie erschreckte. Zweimal schon hatte er sie mit diesen tollen Blicken angeschaut.

Lassen Sie mich; Sie erschrecken mich . . . Ich schwöre Ihnen, daß Sie sich täuschen.

Da schien er von neuem betroffen.

Sie sind es doch, die mir geschrieben hat? fragte er.

Sie zögerte einen Augenblick. Was sollte sie antworten?

Ja, flüsterte sie endlich.

Sie konnte doch Julie nicht verraten, nachdem sie sie gerettet hatte. Es war, als gleite sie selbst in den Abgrund hinab. Heinrich betrachtete jetzt die beiden Zimmer, erstaunt über die Beleuchtung und Ausschmückung. Er wagte sie zu fragen:

Sie sind hier zu Hause?

Und da sie schwieg, fügte er hinzu:

Ihr Brief hat mir große Pein verursacht . . . Helene, Sie verbergen mir etwas. Um Gottes willen, beruhigen Sie mich!

Sie hörte ihn nicht; sie sagte sich, daß er ein Recht habe, an ein Stelldichein zu glauben. Was hätte sie auch hier getan? weshalb hätte sie ihn erwartet? Ihr wollte nichts einfallen. Sie war dessen nicht mehr ganz sicher, ob sie ihm nicht dieses Stelldichein gegeben habe. Eine Umarmung hüllte sie ein, in der sie langsam verschwand.

Er drückte sie immer fester an sich und drang in sie Lippe auf Lippe, um ihr die Wahrheit zu entreißen.

Sie erwarteten mich, Sie erwarteten mich?

Da überließ sie sich ihm kraftlos, abermals von jener Mattigkeit und Sanftmut ergriffen, die ihren Willen brachen; sie war entschlossen, alles zu sagen, was er sagte, alles zu wollen, was er wollte.

Ich erwartete Sie, Heinrich . . .

Ihre Lippen fanden sich wieder.

Aber wozu dieser Brief? . . . Und ich finde Sie hier? . . . Wo sind wir denn?

Fragen Sie mich nicht; trachten Sie niemals zu erfahren . . . Das müssen Sie mir schwören . . . Ich bin's; ich bin bei Ihnen, das sehen Sie wohl. Was verlangen Sie noch?

Lieben Sie mich?

Ja, ich liebe Sie.

Sie sind mein, Helene, ganz mein?

Ja, ganz.

Lippe auf Lippe ruhend küßten sie sich. Sie hatte alles vergessen, gab einer höheren Macht nach. Es schien ihr jetzt natürlich und notwendig. In ihr war wieder Friede geworden; sie hatte nur mehr Empfindungen und Erinnerungen der Jugend. An einem ähnlichen Wintertage — sie war damals ein junges Mädchen — in der kleinen Marienstraße zu Marseille, war sie schier gestorben in einer kleinen Stube ohne Luft vor einem großen Kohlenfeuer, das man angezündet hatte, um zu plätten. An einem andern Tage — im Sommer — standen die Fenster offen und ein in die finstere Gasse verirrter Fink flog in ihre Kammer und wieder hinaus. Warum dachte sie an ihren Tod? warum sah sie diesen Vogel dahinfliegen? In diesem köstlichen Aufgehen ihres ganzen Wesens fühlte sie sich von Schwermut und Kindlichkeit erfüllt.

Aber du bist naß, murmelte Heinrich. Bist du denn zu Fuße gekommen?

Er dämpfte die Stimme, um sie zu duzen; er flüsterte ihr ins Ohr, als ob man ihn hätte hören können. Jetzt da sie sich ihm hingab, zitterten seine Begierden vor ihr; er umfing sie mit einer glühenden und doch schüchternen Liebkosung; er wagte nicht mehr, er zögerte den entscheidenden Augenblick. Er war brüderlich besorgt um ihre Gesundheit und hatte das Bedürfnis, in einer intimen und unbedeutenden Sache sich mit ihr zu beschäftigen.

Du hast feuchte Füße, du wirst dich krank machen, wiederholte er. Mein Gott! ist das unvernünftig, in solchen Schuhen durch die Straßen zu laufen!

Er hatte sie vor dem Feuer Platz nehmen lassen. Sie lächelte, ohne sich zu wehren und überließ ihm ihre Füße, damit er diese entkleiden könne. Ihre kleinen Hausschuhe waren in den Pfützen

des Wasserweges völlig zugrunde gegangen und schwer wie ein vollgesogener Schwamm. Er zog sie ihr ab und stellte sie zu beiden Seiten des Kamins hin. Auch die Strümpfe waren feucht und zeigten einen kotigen Fleck, der bis zum Knöchel reichte. Und ohne daß sie dabei errötete, zog er mit einer unwilligen und in ihrer Plötzlichkeit doch zärtlichen Bewegung ihr auch die Strümpfe ab, indem er sagte:

So erkühlt man sich. Wärme dich.

Und er schob ein Taburett näher. Die zwei schneeigen Füßchen erhellten sich vor dem Feuer in einem rosigen Widerschein. Es war sehr heiß in diesen Räumen. Im Hintergrunde schlummerte das Schlafgemach mit seinem großen Bette. Die Nachtlampe war erloschen; einer der Türvorhänge war aus dem Ring geschlüpft und verhüllte zur Hälfte die Tür. Die Kerzen, die sehr hoch brannten, hatten in dem kleinen Salon den warmen Geruch erzeugt, wie er am Ende einer Abendunterhaltung zu herrschen pflegt. Von Zeit zu Zeit hörte man draußen einen Regenguß, der mit dumpfem Rauschen in der tiefen Stille niederging.

Ja, es ist wahr, mir ist kalt, murmelte sie, indem sie trotz der großen Wärme zusammenfuhr.

Ihre schneeweißen Füße waren eiskalt. Er wollte sie durchaus in seine Hände nehmen; seine Hände wären heiß und würden sie sogleich erwärmen.

Fühlst du meine warmen Hände? fragte er. Deine Füße sind so klein, daß ich sie ganz einhüllen kann.

Er preßte sie zwischen seinen fiebernden Fingern. Bloß die rosigen Zehen guckten hervor. Sie hielt die Ferse höher und man hörte das leise Anstreifen der Knöchel. Er öffnete die Hände und betrachtete einige Sekunden diese feinen, zarten Füßchen mit der ein wenig abstehenden großen Zehe. Die Versuchung war zu stark; er küßte sie. Als sie zusammenfuhr, sagte er:

Nein, nein, wärme dich . . . Wenn du wieder warm geworden bist . . .

Beide hatten das Bewußtsein der Zeit und des Raumes verloren. Sie hatten das unbestimmte Gefühl, als seien sie in einer langen Winternacht weit vorgerückt. Diese Kerzen, die in der schlummernden Wärme des Zimmers herniederbrannten, erweckten in ihnen den Wahn, als hätten sie stundenlang gewacht. Aber sie wußten nicht mehr wo. Rings um sie her lag gleichsam

eine Wüste; kein Geräusch, keine menschliche Stimme; es war wie ein schwarzes Meer, über das ein Sturm dahinfegt. Sie waren außerhalb der Welt, tausend Meilen von der Erde entfernt. Dieses Vergessen der Bande, die sie an die Wesen und an die Dinge knüpfte, war so vollständig, daß es ihnen schien, als werde es in diesem Augenblicke hier entstehen und als müsse es auch hier sogleich wieder vergehen, sobald sie einander in die Arme sinken würden.

Sie fanden auch keine Worte mehr. Die Worte drückten ihre Gefühle nicht aus. Vielleicht hatten sie einander anderswo gekannt; aber diese frühere Begegnung galt ihnen nichts. Der gegenwärtige Augenblick allein existierte für sie; und sie genossen ihn lange, ohne von ihrer Liebe zu sprechen, schon aneinander gewöhnt, als seien sie zehn Jahre miteinander verheiratet gewesen.

Ist dir warm?

Ja, danke.

In einem Gefühl der Unruhe bückte sie sich.

Meine Schuhe werden nie trocken, flüsterte sie.

Er beruhigte sie, nahm ihre kleinen Schuhe, lehnte sie an die Feuerzange und sagte leise:

So werden sie sicher trocknen.

Er wandte sich zu ihr, küßte wieder ihre Füße und ging mit seinen Liebkosungen bis zur Taille hinauf. Die Glut, die den Kamin füllte, versengte beide. Sie wehrte sich nicht gegen diese tastenden Hände, die die Begierde abermals sich verirren ließ. In dem Verschwinden all dessen, was sie umgab und was sie selbst war, blieb nur die Erinnerung an ihre Jugend aufrecht: an ein Zimmer, wo es eben so heiß war wie hier, an einen großen Ofen mit Plätteisen, über den sie sich beugte. Sie erinnerte sich, daß sie ein ähnliches Schwinden ihres Seins empfand, daß es nicht lieblicher sei als damals, als Heinrichs Küsse ihr nicht ein wollüstigeres Sterben brachten. Doch als er sie plötzlich in seine Arme nahm, um sie in das Schlafzimmer zu führen, hatte sie ein letztes Gefühl der Beklemmung. Ihr war, als habe jemand geschrien, als habe sie jemanden schluchzend im Schatten zurückgelassen. Aber es war nur ein Frösteln; sie blickte im Zimmer umher und sah niemanden. Dieses Zimmer war ihr fremd; kein Gegenstand in ihm sprach sie an. Ein heftiger Regenguß ging jetzt mit andauerndem Rauschen hernieder. Wie von einem Schlafbedürfnis ergriffen ließ sie das Haupt auf Heinrichs Schul-

ter sinken und ließ sich davontragen. Hinter ihnen schlüpfte auch der zweite Türvorhang aus dem Ring.

Als Helene mit nackten Füßen wieder in den kleinen Salon zurückkam, um ihre Schuhe am erlöschenden Feuer zu holen, sagte sie sich, daß sie sich nie weniger geliebt hatten als an diesem Tage.

Fünftes Kapitel

Johanna stand da, die Blicke auf die Tür geheftet, tiefbekümmert durch den plötzlichen Aufbruch ihrer Mutter. Sie wandte das Köpfchen: das Zimmer war leer und still; aber sie vernahm noch das sich verlierende Geräusch, die hastigen Schritte, ein Rauschen der Röcke, die Flurtür, die lärmend ins Schloß fiel. Dann nichts mehr. Sie war allein.

Allein, ganz allein. Am Bette hing der in der Eile hingeworfene Frisiermantel ihrer Mutter herab, der Rock ausgebreitet, ein Ärmel auf dem Kopfkissen, ganz in der seltsam platten Form einer Person, die schluchzend, von unsäglichem Schmerze vernichtet hingesunken ist. Wäschestücke lagen umher; ein schwarzes Tuch bildete einen düsteren Fleck am Fußboden. Inmitten der Unordnung der Sessel und des Tischchens, das zum Spiegelschrank gerückt worden, fühlte sie sich so vereinsamt. Die Tränen drohten sie zu ersticken, als sie den Frisiermantel sah, in dem ihre Mutter nicht mehr steckte, und der hohl und platt wie ein Toter dalag. Sie faltete die Hände und rief ein letztesmal: Mama, Mama! Allein ihr Ruf erstarb an den blauen Samtvorhängen des Zimmers. Es war aus; sie war allein.

Die Zeit verstrich, es schlug drei Uhr auf der Stutzuhr. Matt und trüb drang das Tageslicht durch die Fenster; tiefschwarze Wolken zogen vorüber und verdüsterten den Himmel noch mehr. Durch die vom Dunst getrübten Scheiben sah man die in Nebel und Wasserdünste gehüllte Stadt Paris mit Fernen, die sich in einem dichten Qualm verloren. Sie leistete dem Kinde nicht mehr Gesellschaft wie an klaren, heiteren Sommernachmittagen, an denen sie sich nur ein wenig zum Fenster hinausneigen brauchte, um alle Stadtteile gleichsam mit den Händen greifen zu können.

Was sollte sie anfangen? Verzweifelt preßte sie die kleinen Arme an die Brust. Ihre Verlassenheit schien ihr düster und

grenzenlos, von einer Ungerechtigkeit und Bosheit, die sie mit Wut erfüllten. Nie hatte sie etwas so Häßliches gesehen; sie dachte, es müsse nun alles verschwinden, und nichts werde wiederkehren. Da erblickte sie ganz in ihrer Nähe in einem Sessel sitzend ihre Puppe, mit dem Rücken an ein Kissen gelehnt, die Beine ausgestreckt und sie anblickend, als sei sie eine lebende Person. Es war nicht ihre mechanische Puppe, sondern eine große Puppe mit einem Kopfe von Kartonpapier, gekräuseltem Haar und Emailleaugen, deren starrer Blick sie manchmal verwirrte; seit zwei Jahren, daß sie sie entkleidete und wieder ankleidete, war am Kinn und an den Wangen die Lackfarbe abgewetzt, die Glieder mit ihrer rosigen, mit Kleie gepolsterten Haut waren schlaff geworden wie altes Linnenzeug. In diesem Augenblick war die Puppe in Nachtkleidung, bloß mit einem Hemde angetan; die Arme waren aus den Gelenken; der eine streckte sich in die Luft, der andere hing schlaff hernieder. Als Johanna sah, daß jemand bei ihr sei, fühlte sie sich einen Augenblick minder unglücklich. Sie nahm die Puppe in ihre Arme und drückte sie an ihr Herz. Die Puppe hatte den Hals gebrochen und ließ den Kopf nach hinten überhängen; aber Johanna sprach zur Puppe; diese war artiger, hatte ein gutes Herz und verließ sie nie, um auszugehen. Sie war ihr Schatz, ihr Kätzchen, ihr liebes, kleines Herz. Bebend und sich bemeisternd, um nicht wieder zu weinen, bedeckte sie die Puppe mit Küssen.

Dieser heftige Ausbruch von Zärtlichkeiten erfüllte sie mit Genugtuung. Die Puppe fiel auf ihren Arm zurück wie ein Lappen. Johanna hatte sich erhoben und blickte, mit der Stirne an die Scheiben gelehnt, hinaus. Der Regen hatte aufgehört, die Wolken des letzten Niederschlages trieben, von einem Windstoß gejagt, am Horizont in der Richtung des Friedhofs dahin, den zerrissene, graue Wolken einhüllten; auf diesem gewitterschweren Hintergrunde nahm Paris, von einem gleichmäßigen Lichte erhellt, das Aussehen einsamer und düsterer Größe an. Es schien entvölkert gleich jenen erträumten Städten, die man in dem Widerschein eines toten Gestirns sieht. Es war wirklich kein schöner Anblick.

Johanna erinnerte sich undeutlich all der Wesen, die sie liebte, seit sie auf der Welt war. Ihr ältester Freund — in Marseille — war eine große, sehr schwere Katze; sie pflegte sie mit beiden Ärmchen zu umfangen und so von einem Sessel zum andern zu

schleppen, ohne daß das Tier böse wurde. Eines Tages verschwand die Katze, das war die erste Bosheit, deren sie sich erinnerte. Dann hatte sie einen Sperling; den fand sie eines Tages tot am Boden seines Käfigs. Dies war der zweite Kummer. Unzählbar waren die Spielzeuge, die zerbrachen, um ihr Leid zu verursachen; eine Menge von Ungerechtigkeiten jeder Art, die ihr so weh taten, weil sie gar zu albern waren. Besonders ein Püppchen, das nicht größer als ihre Hand war, brachte sie zur Verzweiflung durch die Ungeschicklichkeit, mit der es sich den Kopf zertreten ließ. Sie liebte das Püppchen so sehr, daß sie es in einem verborgenen Winkel des Hofes begrub. Später wollte sie es wiedersehen und grub es aus. Wie häßlich und schwarz war es geworden! Sie ward krank von dem schrecklichen Anblick. Immer waren es die anderen, die sie zuerst verließen, die zuerst aufhörten, sie zu lieben, kurz, welche die Schuld trugen. Warum denn, da sie selbst sich doch nicht veränderte?! Wenn sie jemanden liebte, dauerte es ihr Leben lang. Sie begriff die Trennung nicht; diese war für sie ein ungeheures, schreckliches Ding, das in ihrem Herzen nicht Platz fand, ohne es bersten zu lassen. Ein Fröstеln überlief sie bei den verworrenen Gedanken, die allmählich in ihr erwachten. Man verläßt sich also eines Tages; jeder geht seines Weges; man liebt sich nicht mehr und sieht einander nicht wieder. Die Augen auf das unermeßliche, düstere Paris geheftet, war sie ganz starr angesichts dessen, was ihr leidenschaftliches Wesen eines zwölfjährigen Kindes von den Grausamkeiten des Lebens erriet.

Inzwischen hatte ihr Hauch die Fensterscheibe getrübt. Sie wischte mit der Hand den Dunst weg, der sie am Sehen hinderte. Bauwerke in der Ferne, durch die Regengüsse blank gewaschen, schimmerten wie dunkle Spiegel. Ganze Reihen von Häusern, rein und hübsch mit ihren blassen Vorderseiten inmitten der Dächer, glichen ausgebreiteten Leinenstücken, irgendeiner kolossalen Wäsche, die auf Wiesen mit rotem Grase zum Trocknen ausgehängt ist. Das Tageslicht wurde allmählich blasser; der Wolkenzug, der noch die Stadt wie mit einem Dampf bedeckte, ließ die milchweißen Strahlen der Sonne durchbrechen; man hatte das Gefühl, daß einzelne Stadtteile Aussicht auf heiteres Wetter haben, daß gewisse Winkel alsbald das Lachen der Sonne sehen sollten. Johanna schaute hinunter auf das Ufer und auf die Hänge des Trocadero, wo das Straßenleben wiederbegann nach diesem starken Regen, der in plötzlichen Güssen niederging. Die

Droschken nahmen ihre langsamen, humpelnden Fahrten wieder auf, während die Omnibusse in der Stille der noch menschenleeren Straßen mit verdoppeltem Geräusch dahinzogen. Die Regenschirme wurden geschlossen; einzelne Fußgänger, die unter Bäumen Zuflucht gesucht hatten, wagten jetzt von einem Bürgersteige zum andern zu gehen, wobei sie über die schmutzige Flut der Gasse hinwegsetzten.

Johanna interessierte sich besonders für eine wohlgekleidete Dame mit ihrem Töchterchen, die nächst der Brücke unter dem Zelte einer Spielwarenhändlerin standen. Ohne Zweifel hatten sie sich, vom Regen überrascht, hierher geflüchtet. Die Kleine plünderte den Laden und quälte die Dame, um einen Sprungreif zu bekommen. Sie erhielt das Spielzeug und entfernte sich fröhlich hüpfend mit ihrer Mutter. Johanna ward sehr traurig; ihre Puppe schien ihr jetzt abscheulich; sie wollte jetzt auf die Straße hinunter, mit einem Sprungreif spielen, während ihre Mama hinterdrein ging und ihr zurief, sich nicht gar zu weit zu entfernen. Es ward immer nebliger und trüber. Jeden Augenblick mußte sie das Fenster abwischen. Man hatte ihr verboten, das Fenster zu öffnen; aber sie war von Trotz erfüllt; sie wollte wenigstens hinausschauen, da man sie nicht mitgenommen. So öffnete sie und lehnte sich auf das Fenster wie eine erwachsene Person, wie ihre Mutter, wenn sie ans Fenster trat und mit ihr nicht mehr sprach.

Die Luft war mild, von einer feuchten Milde, die ihr wohltat. Ein Schatten, der sich am Horizont immer mehr ausbreitete, lenkte ihre Blicke nach oben. Sie hatte das Gefühl, als ob ein Riesenvogel mit ausgebreiteten Schwingen über ihrem Kopfe kreise. Anfangs sah sie nichts, das Firmament blieb klar, nur in einem Winkel des Hausdaches zeigte sich ein dunkler Fleck, der sich bald über den ganzen Himmel verbreitete. Es war eine neue Regenwolke, die durch einen heftigen Westwind fortgetrieben wurde. Es war schnell dunkel geworden, die Stadt war schwarz; sie schwamm in einem fahlen Lichte, das den Häusern eine Rostfarbe verlieh. Im Augenblicke stürzte der Regen hernieder und fegte durch die Straßen. Regenschirme wurden durch das Unwetter umgestülpt; die Spaziergänger flohen und verschwanden wie Strohhalme. Eine alte Dame hielt mit beiden Händen ihre Röcke, während der Platzregen schwer wie aus einer Dachtraufe auf ihren Hut niederklatschte. Der Regen breitete sich aus; an

dem rasenden Lauf des Elements durch Paris konnte man den Flug der Wolken verfolgen. Der Strom ergoß sich über die Uferstraßen mit der Wut eines scheuen Rosses und peitschte einen feinen, weißen Staub auf, der sich mit wunderbarer Schnelligkeit am Boden fortwälzte. Das Ungewitter zog die Elysäischen Felder hinab, stürzte sich in die langen, schmalen Straßen des Saint-Germain-Stadtviertels und erfüllte mit einem Satze die weiten Strecken, die leeren Plätze, die verödeten Straßenkreuzungen. Hinter diesem immer dichteren Gewebe erbleichte die Stadt binnen wenigen Sekunden und schien zu zerfließen. Es war wie ein schräger Vorhang vom Himmel bis zur Erde. Dämpfe stiegen auf. Das Unwetter verursachte ein Getöse, das dem betäubenden Lärm von zusammenklirrenden Eisengeräten glich.

Johanna wich entsetzt zurück. Es war, als ob eine dicke Mauer sich vor ihr aufbaute. Aber sie liebte den Regen; sie trat wieder ans Fenster, streckte die Arme hinaus, um die dicken, kalten Tropfen auf ihre Hände klatschen zu fühlen. Das machte ihr Vergnügen, sie ließ sich bis zu den Ärmeln durchnässen. Ihre Puppe hatte ohne Zweifel Kopfschmerz wie sie selbst; sie setzte sie rittlings auf das Fensterkreuz mit dem Rücken an die Wand, damit auch sie beregnet werde und sich der wohltuenden Nässe freue. Die Puppe war sehr steif; ihr ewiges Lächeln ließ ihre Zähnchen sehen; von einer Schulter strömte das Wasser hernieder; die Windstöße blähten ihr Hemdchen. Ihr armer Körper, aus dem die Kleie abgeronnen war, zitterte.

Warum hatte ihre Mutter sie nicht mitgenommen? Johanna fand in dem Wasser, das auf ihre Hände niederfloß, eine neue Versuchung, draußen zu sein. Wie gut mußte es in den Straßen sein! Sie sah durch den dichten Vorhang, der den Regen bildete, nochmals das kleine Mädchen, das mit seinem Sprungreifen auf dem Bürgersteige dahinhüpfte. Diese war von ihrer Mutter mitgenommen worden, und sie schienen beide so glücklich, sie und ihre Mutter. Das bewies, das man die kleinen Mädchen mitnehmen konnte, selbst wenn es regnete . . . Aber man mußte wollen . . . Warum hatte man nicht gewollt? . . . Johanna dachte wieder an die rote Katze, die mit dem Schweif in die Höhe über die Nachbardächer entlaufen war; dann an den kleinen, dummen Sperling, dem sie Futter geben wollte, als er schon tot war, und der nicht zu begreifen schien. Diese Geschichten fielen ihr immer wieder ein; man liebte sie nicht genug. Ach, sie wäre in zwei Mi-

nuten bereit gewesen; an Tagen, wo es ihr Vergnügen machte, kleidete sie sich sehr rasch an. Rosalie knöpfte ihr die Stiefelchen zu, sie nahm Mantel und Hut und war fertig. Ihre Mutter hätte wohl zwei Minuten warten können. Wenn sie zu ihren Freunden ging, hatte sie es nicht so eilig. Wenn sie nach dem Gehölze ging, führte sie sie sachte an der Hand spazieren, und man machte vor jedem Laden in der Passy-Straße halt. Johanna konnte die Sache nicht herausfinden; sie runzelte die schwarzen Augenbrauen; ihre feinen Züge nahmen jenen Ausdruck eifersüchtiger Härte an, der ihr das fahle Antlitz einer boshaften alten Jungfer verlieh. Sie fühlte unbestimmt, daß ihre Mutter irgendwo sei, wohin man die Kinder nicht mitnimmt. Man hatte sie nicht mitgenommen, weil man ihr etwas zu verbergen hatte. Dieser Gedanke schnürte ihr das Herz zusammen, sie fühlte sich krank.

Der Regen wurde feiner; der Vorhang, der Paris verhüllte, ward allmählich durchsichtig. Zuerst tauchte der Dom der Invaliden in einem blassen und zitternden Lichte durch das leuchtende Zittern des Regens auf. Dann erhoben sich ganze Stadtviertel aus der Flut, die langsam wich; die Stadt mit ihren nassen Dächern schien aus einer Sintflut hervorzugehen, während die durch die Straßen sich fortwälzenden Ströme diese noch mit einem Dampfe füllten. Doch plötzlich schoß eine Flamme auf; ein Strahl fiel mitten in die Gewässer. Es war ein Augenblick wie ein Lächeln unter Tränen. Es regnete nicht mehr auf das Stadtviertel der Elysäischen Felder; der Regen peitschte das linke Flußufer, die Altstadt und die Fernen der Vorstädte; man sah die Tropfen dicht und fein wie Stahlpfeile in der Sonne dahinschießen. Rechts flammte ein Regenbogen auf. In dem Maße wie der Strahl sich ausbreitete, färbten rosige und blaue Streifen den Horizont mit bunten Farben. Es war wie ein Auflodern, wie ein Goldschneefall über einer Kristallstadt. Dann erlosch der Strahl, eine Wolke zog dahin, das Lächeln ging in Tränen unter; Paris trocknete sich mit einem lang gedehnten Schluchzen unter dem bleifarbenen Himmel.

Johanna, deren Ärmel völlig durchnäßt waren, hatte einen Hustenanfall. Aber sie fühlte nicht die Kälte, die sie durchströmte; es beschäftigte sie nur der Gedanke, daß ihre Mutter in die Stadt gegangen sei. Sie hatte schließlich drei Bauwerke erkannt: die Invaliden, das Pantheon und den Jakobsturm; sie wiederholte diese Namen, sie deutete mit den Fingern nach ihnen, ohne sich

vorzustellen, wie sie sein mochten, wenn man sie in der Nähe betrachtete. Ganz gewiß war ihre Mutter dort unten, und sie dachte sie sich im Pantheon, weil dieses sie am meisten in Verwunderung versetzt hatte durch seine Riesengröße und in die Luft hingepflanzt schien wie ein Federbusch der Stadt. Dann begann sie sich zu fragen. Paris blieb für sie der Ort, wohin man die Kinder niemals führt. Sie hätte gern alles gewußt, um sich ruhig zu sagen: „Mama ist da, sie macht dies." Allein es schien ihr zu groß; man konnte da niemanden finden. Ihre Blicke sprangen zum andern Ende der Ebene hinüber. Vielleicht war es dort in jenem Häuserhaufen links auf einem Hügel? Oder hier ganz nah unter den großen Bäumen, deren kahle Äste toten Holzscheiten glichen? Ach, wenn sie die Dächer hätte wegheben können! Was war denn jenes schwarze Bauwerk? und jene Straße, durch die etwas Großes lief? und jenes ganze Stadtviertel, das ihr Furcht einjagte, weil man sich dort sicher prügelte? Sie konnte nichts deutlich unterscheiden; aber es bewegte sich doch, es war sehr häßlich, die kleinen Mädchen sollten nicht hinschauen. Unbestimmte Vermutungen aller Art, die sie schier zum Weinen brachten, verwirrten sie in ihrer kindlichen Unwissenheit. Das unbekannte Wesen von Paris mit seinen Dünsten, seinem fortwährenden Grollen, seinem gewaltigen Leben wehte zu ihr herauf in diesem milden Tauwetter, ein Geruch von Elend, Schmutz und Verbrechen, der sie nötigte, ihr jugendliches Haupt umzuwenden, als habe sie sich über einen Giftbrunnen gebeugt, dessen unsichtbarer Schlamm den Tod aushauchte. Sie nannte und zählte die Invaliden, das Pantheon, den Jakobsturm; weiter wußte sie nichts; erschreckt und beschämt hielt sie an dem Gedanken fest, daß ihre Mutter unter diesen häßlichen Sachen sei an einem Orte weit hinten, den sie nicht erriet.

Plötzlich wandte Johanna sich um. Sie hätte geschworen, daß jemand durch das Zimmer gegangen sei und eine leichte Hand sie an der Schulter gestreift habe. Doch das Zimmer war leer und noch in großer Unordnung, in der Helene es gelassen hatte; der Frisiermantel lag noch immer trübselig auf dem Bett ausgebreitet. Da schaute Johanna ganz bleich in dem Zimmer umher, und ihr war, als müsse das Herz ihr brechen. Sie war allein, ganz allein. Ihre Mutter hatte, als sie fortging, sie gestoßen, so heftig gestoßen, daß sie schier zu Boden fiel. Sie erinnerte sich dessen in tiefer Beklemmung, der Schmerz über diese Rauheit erfaßte sie

wieder an den Handknöcheln und an den Schultern. Warum hatte man sie geschlagen? Sie war doch artig und hatte sich nichts vorzuwerfen. Man sprach so sanft mit ihr; diese Züchtigung empörte sie. Sie hatte wieder jenes Angstgefühl, das sie als kleines Kind immer bekam, wenn man ihr mit dem Wolf drohte und sie hinschaute, ohne ihn zu sehen; es war, als bewegten sich im Schatten Dinge, die sie zu erdrücken drohten. Aber plötzlich stieg ein Argwohn in ihr auf; ihr bleiches Gesicht ward allmählich durch eifersüchtigen Zorn geschwellt. Bei dem Gedanken, daß ihre Mutter jene Leute, zu denen sie geeilt war, nachdem sie sie so heftig zurückgestoßen, mehr liebe als sie, mußte sie beide Hände an ihre Brust pressen. Sie wußte jetzt. Ihre Mutter betrog sie.

Der Stadt hatte sich eine große Beklommenheit bemächtigt wie in der Erwartung eines neuen Ungewitters. Durch die verdunkelte Luft ging ein Sausen; Wolken ballten sich dicht zusammen. Johanna am Fenster hustete heftig; aber es war ihr recht, daß sie fröstelte, sie fühlte sich dadurch gleichsam gerächt und wäre gern krank geworden. Die Hände an die Brust gepreßt, fühlte sie, daß ihr Übelbefinden zunahm. Es war eine Angst, in der sich ihr Körper verlor. Sie zitterte aus Furcht und wagte nicht, sich umzuwenden, starr bei dem Gedanken, wieder in das Zimmer zu blicken. Wenn man klein ist, hat man keine Kraft. Welches war das neue Übel, dessen Anfall sie mit Scham und bitterem Behagen erfüllte? Wenn man sie neckte und kitzelte trotz ihres Lachens, da hatte sie manchmal dieses verzweifelte Fröstеln gefühlt. Ganz steif verharrte sie in einem ihre unschuldigen, jungfräulichen Glieder durchrüttelnden Beben. Und aus ihrem innersten Wesen, aus ihrer plötzlich erwachten Jungfräulichkeit kam über sie ein heftiger Schmerz wie von einem aus weiter Entfernung empfangenen Schlage, und in ihrer Ohnmacht entrang sich ihr der erstickte Schrei: „Mama! Mama!", ohne daß man wissen konnte, ob sie ihre Mutter zu Hilfe rufe oder ob sie die Mutter anklage, ihr diese Wunde geschlagen zu haben, an der sie sich vergehen fühlte.

In diesem Augenblicke brach das Ungewitter von neuem los. In der schweren, beängstigenden Stille heulte über der in Finsternis getauchten Stadt der Wind; man vernahm aus der Ferne dumpfes Krachen, die Fensterläden, die zufielen, die Schieferplatten, die von den Dächern flogen, die Schornsteine und die Traufen, die auf das Straßenpflaster stürzten. Einige Sekunden

war es still; dann erfüllte ein neues Geheul den Horizont so mächtig, daß das Dächermeer seine Wogen in die Höhe zu schleudern schien und in einem Wirbel verschwand. Einen Augenblick herrschte das Durcheinander. Ungeheure Wolken, zerfließend wie Tintenflecke, schossen zwischen kleineren hin, die Fetzen glichen, welche der Wind zerfaserte und Faden um Faden mit sich riß. Zwei Wolken prallten aneinander, sie zerfielen mit Krachen und streuten ihre Bruchstücke in dem kupferroten Himmelsraume umher. Wenn der Sturm so erbrauste, schienen in der Luft Armeen aufeinander zu stürzen, deren Trümmer Paris zu zerschmettern drohten. Es regnete noch nicht. Plötzlich barst eine Wolke mitten über der Stadt. Eine Wasserhose erhob sich und bewegte sich stromaufwärts der Seine. Das grüne Band des Flusses, beschmutzt und wie durchsiebt von den fallenden Tropfen, verwandelte sich in einen Kotbach, und im Hintergrunde nahm man durch den Platzregen hindurch, wie im Dampfe dünner und leichter geworden, einzeln die Brücken wieder wahr, während zur Rechten und Linken auf den verödeten Uferstraßen längs des grauen Bürgersteiges die Bäume wie rasend sich schüttelten. Im Hintergrunde spaltete sich über der Liebfrauenkirche das Gewölk und ließ eine solche Sturzflut niedergehen, daß die Altstadt überschwemmt wurde; die Türme allein schienen gleich Schiffstrümmern in dieser Flut obenauf zu treiben. Auf allen Seiten öffnete der Himmel seine Schleusen; das rechte Flußufer schien dreimal nacheinander in der Flut unterzugehen. Ein erster Guß fegte durch die fernen Vorstädte, breitete sich aus, peitschte die Spitzen der Sankt-Vincenz-Kirche und des Jakobsturmes, die in der Flut bleichten. Zwei andere Güsse stürzten auf den Montmartre und die Elysäischen Felder hernieder. Zuweilen sah man die Glaswände des Industriepalastes gleichsam rauchen in dem aufklatschenden Regen; dann die Sankt-Augustin-Kirche, deren Kuppel in einem Nebel schwamm wie ein erloschener Mond; ferner die Magdalenen-Kirche mit ihrem platten Dache, den blank gescheuerten Quadern eines in Ruinen liegenden Tempelhofes gleichend; während weiter hinten die ungeheure, dunkle Masse der Oper an ein Schiff ohne Masten erinnerte, das mit dem Kiel zwischen zwei Klippen steckt, dem Ansturm des Ungewitters Trotz bietend. Am linken Ufer, das in einen Wasserstaub gehüllt war, bemerkte man den Dom der Invaliden, die Turmspitzen der Klotildekirche, die Türme der Sulpiziuskirche,

die in der regennassen Luft zu zerfließen schienen. Eine Wolke breitete sich immer mehr aus; durch die Säulenhalle des Pantheon zogen einzelne Wolken, welche die tiefer gelegenen Quartiere zu überschwemmen drohten. Jetzt regnete es überall in der Stadt; es war, als stürze der Himmel auf die Erde; Straßen verschwanden und tauchten wieder auf in solchen Erschütterungen, daß es schien, als sei das Ende aller Dinge gekommen. Fortwährend ging ein Grollen durch die Luft vom Lärm der angeschwollenen Gossen, vom Donner der Wassermassen, die in die Kanäle stürzten. Über der schlammerfüllten Stadt, die bei diesem Unwetter eine gleichmäßige schmutziggelbe Farbe angenommen hatte, zerfaserten sich inzwischen die Wolken, bekamen eine fahle Blässe und breiteten sich gleichmäßig aus ohne einen Riß, ohne einen Fleck. Der Regen wurde dünner, gleichsam straffer und spitziger; wenn wieder ein Windstoß dahinfuhr, sah man reichliche Güsse die grauen Streifen wässern und hörte die schräg, fast horizontal niederfahrenden Tropfen mit einem pfeifenden Geräusch die Mauern peitschen, bis der Wind sich legte und die Tropfen gerade niederfuhren, mit ruhiger Beharrlichkeit den Boden netzend von dem Abhang von Passy bis zur platten Ebene von Charenton. Die Altstadt, gleichsam zerstört und tot nach einer letzten Zuckung, dehnte jetzt ihr Feld von umgestürzten Steinen unter dem bleichen Himmel aus.

Johanna, schlaff am Fenster niedergebeugt, hatte von neuem geschluchzt: „Mama! Mama!" und eine unendliche Müdigkeit sich ihrer angesichts des überschwemmten Paris bemächtigt. In dieser Erschöpfung, mit verwirrten Haaren, das Gesicht naß von den Regentropfen, blieb in ihr das Gefühl bitteren Behagens, das sie eben durchzittert hatte, während der Schmerz über irgend etwas Unwiederbringliches in ihr weinte. Alles dünkte ihr zu Ende, sie begriff, daß sie sehr alt geworden. Die Stunden mochten dahin fließen, sie sah nicht mehr ins Zimmer. Es war ihr gleichgültig, allein und vergessen zu sein. Eine solche Verzweiflung erfüllte ihr Kinderherz, daß es um sie her finster wurde. Wollte man sie schelten wie früher, wenn sie krank war, so wäre es sehr ungerecht gewesen. Es brannte und wirbelte ihr im Kopfe. Gewiß, man hatte ihr irgend etwas im Leibe zerbrochen. Sie konnte es nicht hindern. Sie mußte mit sich geschehen lassen, was man wollte. Sie war sehr müde. Die kleinen Arme auf das Gesims gestützt, den Kopf gesenkt, wartete sie; Schlaftrunkenheit

überfiel sie, von Zeit zu Zeit öffnete sie die großen Augen, um nach dem Platzregen zu schauen.

Der Regen fiel noch immer, der fahle Himmel schien in Regen zu zerfließen. Ein letzter Windstoß fuhr dahin, man hörte ein eintöniges Rollen. Der mächtige, alles beherrschende Regen prasselte unaufhörlich inmitten einer feierlichen Unbeweglichkeit auf die stille, verödete Stadt hernieder, die er sich unterworfen hatte. Hinter dem gestreiften Kristall dieser Sintflut lag ein gespenstisches Paris mit zitternden Linien, ein Paris, das sich aufzulösen schien. Dieses Paris sandte Johanna nichts als Schlafbedürfnis mit häßlichen Träumen, als ob all das Unbekannte, all das Leid, das ihr bisher fremd gewesen, sich in einem Nebel ausgehaucht habe, um sie zu durchdringen und zum Husten zu reizen. So oft sie die Augen öffnete, ward sie von Hustenanfällen geschüttelt, und sie betrachtete einige Augenblicke die Stadt; wenn sie dann den Kopf wieder sinken ließ, nahm sie das Bild dieser Stadt mit sich, und ihr war, als breite diese Stadt sich über ihrem Leibe aus und zermalme sie.

Der Regen fiel noch immer. Wieviel Uhr mochte jetzt sein? Johanna hätte es nicht sagen können. Vielleicht ging die Uhr nicht mehr. Es schien ihr zu ermüdend, sich umzuwenden. Ihr dünkte, als sei ihre Mutter seit acht Tagen fort. Sie hatte es aufgegeben, sie zu erwarten; sie hatte sich darein ergeben, sie nicht wiederzusehen. Dann vergaß sie alles, den Kummer, den man ihr zugefügt, das seltsame Übel, an dem sie litt, die Vereinsamung, in der die ganze Welt sie ließ. Eine schwere Last senkte sich in ihr hernieder, so kalt wie Stein. Sie war so unglücklich, ach so unglücklich wie die armen kleinen Wesen, die bettelnd unter den Haustoren standen, und denen sie Almosen zu geben pflegte. Das wird nie mehr aufhören; sie wird so bleiben jahrelang; das Leid war zu groß und zu schwer für ein kleines Mädchen. Mein Gott, wie man hustete und wie man fror, wenn man nicht mehr geliebt wurde! Sie schloß die schweren Augenlider in dem Taumel eines fieberhaften Schlummers; ihr letzter Gedanke war eine verschwommene Erinnerung aus ihrer Kinderzeit, eine Erinnerung an einen Besuch in einer Mühle, wo es gelben Roggen gab, ganz kleine Körner, die zwischen häusergroßen Mühlsteinen hindurchflossen.

Es vergingen Stunden, Stunden, von denen jede Minute eine Ewigkeit in sich schloß. Der Regen fiel unablässig in demselben

ruhigen Zuge, als habe er eben Zeit, in aller Ewigkeit das Erdreich zu überschwemmen. Johanna schlief. Neben ihr lag ihre Puppe, auf das Gesims hingesunken, die Beine im Zimmer und den Kopf draußen, einer Ertrunkenen gleich mit dem Hemdchen, das fest an der rosigen Haut klebte, die Augen starr, die Haare von Wasser triefend; die arme Puppe war in ihrer komischen und herzbrechenden Stellung als kleine Leiche von einer Magerkeit zum Erbarmen. Johanna hustete im Schlafe; allein sie öffnete nicht mehr die Augen, sie warf den Kopf auf den gekreuzten Armen hin und her, der Husten endete in einem Pfeifen, ohne daß sie erwacht wäre; sie schlief; für sie gab es nichts mehr, sie schlief im Dunkel, sie zog nicht einmal mehr ihre Hand zurück, von deren geröteten Fingern einzelne klare Tropfen hinabfielen in den ungeheuren Raum, der unter dem Fenster gähnte. Das währte noch stundenlang. Am Horizonte war Paris verschwommen wie der Schatten einer Stadt; der Himmel verlor sich in dem nebelhaften Durcheinander der unermeßlichen Ausdehnung; der graue Regen fiel noch immer mit nimmermüder Beharrlichkeit.

Fünfter Teil

Erstes Kapitel

Es war längst Nacht, als Helene heimkehrte.

Während sie mühsam, an das Geländer sich klammernd, die Treppe heraufstieg, tropfte von ihrem Regenschirm das Wasser auf die Treppe. Vor ihrer Türe blieb sie einige Sekunden stehen, um auszuschnaufen, noch völlig betäubt von dem Toben des Gewitters rings um sie her, von dem Drängen und Stoßen der fliehenden Leute, von dem Widerschein der Straßenlaternen, der längs der Wasserlachen dahinhüpfte. Sie wandelte in einem Traum, in der Überraschung all der Küsse, die sie empfangen und erwidert hatte; und während sie den Schlüssel suchte, dachte sie, daß sie weder Gewissensbisse noch Freude empfinde. Es war einmal so; sie konnte es nicht anders machen. Aber sie fand ihren Schlüssel nicht; ohne Zweifel hatte sie ihn in der Tasche ihres anderen Kleides vergessen. Das ärgerte sie sehr; ihr war, als habe sie selbst sich aus ihrer Wohnung ausgeschlossen. Sie mußte schellen.

Ach, Sie sind's, gnädige Frau! sagte Rosalie, als sie öffnete. Ich begann, schon unruhig zu werden.

Sie nahm ihr den Regenschirm ab, um ihn in die Küche zu tragen, und rief:

Ach, welch ein Regen! Zéphirin ist durchnäßt wie ein Schwamm angekommen. Ich habe mir erlaubt, ihn zum Essen da zu behalten; er hat Ausgang bis zehn Uhr.

Helene folgte ihr mechanisch. Sie schien das Bedürfnis zu haben, alle Räume ihrer Wohnung wiederzusehen, ehe sie ihren Hut ablegte.

Sie haben recht getan, meine Liebe, antwortete sie.

Einen Augenblick stand sie auf der Schwelle der Küche und betrachtete den Kochherd. Mit einer unwillkürlichen Gebärde öffnete sie einen Schrank und schloß ihn wieder. Alle Möbel standen auf ihrem Platze; sie fand sie wieder, und das machte ihr Vergnügen. Inzwischen hatte Zéphirin sich respektvoll erhoben. Sie grüßte ihn lächelnd mit einem Kopfnicken.

Ich wußte nicht, ob ich den Braten ans Feuer bringen soll, fuhr Rosalie fort.

Wie spät ist es denn? fragte Helene.

Bald sieben Uhr, gnädige Frau.

Wie? Sieben Uhr!

Sie war ganz erstaunt. Sie hatte das Bewußtsein der Zeit verloren. Es war für sie wie ein Erwachen.

Und Johanna? fragte sie.

O sie war sehr artig. Ich glaube sogar, sie ist eingeschlafen, denn ich habe sie nicht mehr gehört.

Haben Sie ihr denn kein Licht gebracht?

Rosalie war verlegen; sie wollte nicht erzählen, daß Zéphirin ihr Bilder gebracht habe. Das Fräulein habe sich nicht gerührt; sie brauchte eben nichts. Allein Helene hörte sie nicht mehr. Sie ging in das Zimmer, wo sie es sehr kalt fand.

Johanna! Johanna! rief sie.

Niemand antwortete ihr. Sie stieß an einen Armsessel. Die Tür des Speisezimmers, die sie halb offen gelassen, erhellte einen Teil des Teppichs. Sie schauerte zusammen; es war, als falle der Regen ins Zimmer mit seinem feuchten Hauch und seinem unaufhörlichen Strömen. Als sie sich umwandte, bemerkte sie das bleiche Viereck, welches das offene Fenster in das Grau des Himmels schnitt.

Wer hat denn dieses Fenster geöffnet? rief sie. Johanna! Johanna!

Noch immer keine Antwort. Eine tödliche Angst preßte ihr Herz zusammen. Sie wollte beim Fenster nachsehen; doch während sie sich dahin tastete, fühlte sie ein Haupthaar; es war Johanna. Da Rosalie eben mit einer Lampe eintrat, wurde das Kind sichtbar, ganz weiß, schlafend, die Wange auf den gekreuzten Armen ruhend, während die von der Dachtraufe fallenden Tropfen sie benetzten. Von Kummer und Müdigkeit erdrückt, hauchte sie kaum mehr. Ihre großen, bläulichen Augenlider hielten zwei schwere Tränen fest.

Unglückliches Kind! stammelte Helene. Ist es möglich! ... Mein Gott, sie ist ganz kalt! ... Hier einzuschlafen, bei solchem Wetter, nachdem man ihr verboten hat, das Fenster zu berühren! ... Johanna! Johanna! antworte doch, erwache!

Rosalie hatte sich schlau gedrückt. Die Kleine, von der Mutter in die Arme genommen, ließ das Köpfchen hängen, als könne sie den bleiernen Schlaf nicht abschütteln, der sich ihrer bemächtigt hatte. Doch schlug sie endlich die Augen auf; sie blieb schlaff, verwirrt, das Lampenlicht scheuend.

Johanna, ich bin's ... Was ist dir? Schau her; ich bin eben heimgekehrt.

Aber sie verstand nicht und murmelte nur mit verblüffter Miene:

Ach! ... ach! ...

Sie schaute ihre Mutter prüfend an, als habe sie sie nicht erkannt. Dann begann sie plötzlich zu zittern, sie schien die große Kälte im Zimmer zu fühlen. Ihre Gedanken kehrten wieder; die Tränen flossen von ihren Wimpern über ihre Wangen herab. Sie wehrte sich und wollte nicht dulden, daß man sie berühre.

Du bist's, du bist's ... Ach, laß mich; du drückst mich zu stark. Ich befand mich so wohl ...

Sie glitt aus ihren Armen, schien Angst vor ihr zu haben. Ihr unruhiger Blick schweifte von ihren Händen zu ihren Schultern. Eine der Hände war ohne Handschuh; sie wich vor dem nackten Handknöchel, der feuchten Handfläche, den warmen Fingern mit derselben scheuen Miene zurück wie vor der Liebkosung einer fremden Hand. Es war nicht mehr derselbe Duft von Eisenkraut: diese Finger haben sich ausstrecken müssen, die Handfläche bewahrte eine gewisse Weichheit; und sie war höchlich gereizt bei der Berührung mit dieser Haut, die ihr völlig verändert schien.

Höre, ich zanke dich nicht aus! fuhr Helene fort. Ist es vernünftig, sich so zu benehmen? Küsse mich!

Johanna wich noch immer zurück. Sie erinnerte sich nicht, dieses Kleid, diesen Mantel jemals an ihrer Mutter gesehen zu haben. Der Gürtel war lose; die Falten fielen in einer Weise hernieder, die sie reizte. Warum kehrte sie so schlecht gekleidet heim mit etwas sehr Häßlichem und sehr Traurigem in ihrer ganzen Kleidung? Ihr Rock war mit Schmutz befleckt, ihre Schuhe waren zerrissen; nichts saß fest an ihrem Leibe, wie sie selbst zu

sagen pflegte, wenn sie sich über die kleinen Mädchen erzürnte, die sich nicht zu kleiden wußten.

Küsse mich, Johanna!

Allein, das Kind erkannte auch die Stimme nicht; sie schien ihr viel stärker. Dann erhob sie ihre Blicke zum Gesicht der Mutter, war erstaunt über die Müdigkeit und Kleinheit der Augen, die fieberhafte Röte der Lippen, den seltsamen Schatten, der auf dem ganzen Antlitz lag. Sie liebte es nicht; sie empfand wieder einen Schmerz in der Brust, wie wenn man sie kränke. Gereizt durch die Annäherung der feinen und rauhen Dinge, die sie ahnte, und begreifend, daß sie den Geruch des Verrates einatme, brach sie in ein Schluchzen aus.

Nein, nein, ich bitte dich ... Ach, du hast mich allein gelassen ... Ach, ich war zu unglücklich ...

Aber ich bin ja wieder da, mein Engel ... Weine nicht; ich bin wieder da.

Nein, nein, es ist vorüber ... Ich mag dich nicht ... Ich habe gewartet und gewartet. Ich bin zu krank.

Helene hatte sie wieder in ihre Arme genommen und zog sie sanft an sich; das Kind aber wiederholte eigensinnig:

Nein, nein, es ist nicht mehr dasselbe. Du bist nicht mehr dieselbe.

Wie? Was sprichst du da, Kind?

Ich weiß nicht; du bist nicht mehr dieselbe.

Willst du damit sagen, daß ich dich nicht mehr liebe?

Ich weiß nicht; du bist nicht mehr dieselbe ... Sage nicht nein ... du riechst nicht mehr so wie früher. Es ist aus, aus, aus! Ich will sterben.

Helene war ganz bleich geworden. Sie hielt das Kind wieder in ihren Armen. Las man es ihr denn vom Gesichte ab? Sie küßte sie; allein die Kleine bebte zusammen, und in ihrem Antlitze malte sich ein so tiefes Mißtrauen, daß ihre Mutter nicht wagte, ihr einen zweiten Kuß auf die Stirne zu drücken. Sie behielt sie jedoch in den Armen. Weder die eine, noch die andere sprach mehr. Johanna weinte leise in der nervösen Aufregung, die sie starr machte. Helene dachte, man dürfe den Launen der Kinder keine Bedeutung beilegen. Im Grunde empfand sie eine dumpfe Scham; das Gewicht ihrer Tochter auf ihrer Schulter machte sie erröten. Sie setzte Johanna zu Boden. Beide fühlten sich jetzt erleichtert.

Jetzt sei aber verständig und trockne deine Augen, hub Helene wieder an. Wir werden alles wieder gutmachen.

Das Kind gehorchte und zeigte sich sehr sanft, ein wenig scheu, von der Seite schauend. Plötzlich ward sie von einem Hustenanfall geschüttelt.

Mein Gott, nun bist du krank. Ich darf nicht eine Sekunde mich vom Hause entfernen ... Du frorst?

Ja, Mama, im Rücken.

Da, nimm den Schal. Im Ofen des Eßzimmers ist ein helles Feuer. Du wirst dich bald erwärmen. Hast du Hunger?

Johanna zögerte. Sie war im Begriffe, der Wahrheit gemäß mit Nein zu antworten; aber sie blickte wieder von der Seite, wich zurück und sagte halblaut:

Ja, Mama.

Es wird nichts sein, erklärte Helene, die das Bedürfnis hatte, Beruhigung zu finden. Aber ich bitte dich, du schlimmes Kind, mir nicht mehr solche Angst zu verursachen.

Als Rosalie wieder erschien, um zu melden, daß das Essen angerichtet sei, ward sie von ihrer Herrin tüchtig ausgezankt. Die kleine Magd senkte den Kopf und erwiderte, es sei wahr, sie hätte besser auf das Kind achthaben sollen. Um die Herrin zu besänftigen, half sie ihr beim Auskleiden. Mein Gott, die gnädige Frau befand sich in einem schönen Zustande! Johanna folgte den Kleidungsstücken, die eines nach dem andern fielen, als wolle sie dieselben befragen und erwarte, daß aus diesem schmutzbefleckten Linnen die Dinge hervorgleiten würden, die man ihr verbarg. Besonders die Schnur eines Rockes wollte nicht aufgehen; Rosalie mußte eine Weile daran herumnesteln, um den Knoten zu lösen; und das Kind trat näher und teilte die Ungeduld der Magd, erzürnte sich über diesen Knoten, von der Neugierde erfaßt, wie er geschlungen sei. Allein sie konnte nicht bleiben, sie flüchtete hinter einen Lehnsessel fern von den Kleidungsstücken, deren Wärme ihr lästig war. Sie wandte das Haupt weg. Niemals hatte das Umkleiden ihrer Mutter ihr ein solches Unbehagen verursacht.

Gnädige Frau muß sich jetzt sehr wohl fühlen, sagte Rosalie. Trockene Leibwäsche ist gut, wenn man durchnäßt ist.

Helene in ihrem Hauskleide von blauer Wolle stieß einen leichten Seufzer aus, als habe sie sich wirklich wohlgefühlt. Sie befand sich zu Hause, erleichtert, auf den Schultern nicht mehr die Last

der Kleider, die sie mit sich geschleppt hatte. Vergebens wiederholte ihr die Magd, daß die Suppe auf dem Tische stehe; sie wollte sich noch Hände und Gesicht tüchtig waschen. Als sie ganz weiß und noch feucht zurückkam, das Hauskleid bis zum Kinn zugeknöpft, trat Johanna zu ihr, ergriff eine ihrer Hände und küßte sie.

Bei Tische sprach weder die Mutter noch die Tochter. Der Ofen summte, das kleine Speisezimmer heiterte sich auf mit seinen schimmernden Mahagonimöbeln und dem hellen Porzellangeschirr. Allein Helene schien wieder in jenes Brüten versunken zu sein, das sie zu denken hinderte; sie aß mechanisch, als ob sie Hunger habe. Johanna, die ihr gegenübersaß, blickte über ihr Glas hinweg auf sie und ließ sich keine ihrer Bewegungen entgehen. Sie hustete. Ihre Mutter, die sie einen Augenblick vergessen hatte, ward plötzlich unruhig.

Wie? Du hustest wieder? Wirst du denn nicht warm?

Doch, Mama, mir ist sehr warm.

Sie wollte ihre Hand befühlen, um zu sehen, ob sie die Wahrheit spreche. Da bemerkte sie, daß ihr Teller voll war.

Du sagtest, daß du Hunger hast ... Magst du denn die Speise nicht?

Doch, Mama; ich esse ja.

Johanna strengte sich an und verschlang einen Bissen. Helene beobachtete sie einen Augenblick; dann kehrte ihre Erinnerung dorthin zurück in das kleine, dunkle Schlafgemach. Das Kind sah sehr wohl, daß es nichts mehr galt. Gegen das Ende des Mahles sanken ihre armen, matten Glieder in den Sessel zurück; sie glich einer kleinen Greisin mit den Augen der sehr alten Mädchen, die niemand mehr liebt.

Das Fräulein ißt keine eingemachten Früchte? fragte Rosalie. Dann darf ich wohl den Tisch abräumen?

Helene saß traumverloren da.

Mama, ich bin schläfrig, sagte Johanna mit veränderter Stimme. Darf ich schlafen gehen? In meinem Bette werde ich mich wohler befinden.

Wieder schien ihre Mutter aus einem Traum aufzufahren.

Du leidest, mein Engel? Wo leidest du? Sprich!

Aber nein, wenn ich dir sage!... Ich bin schläfrig. Es ist doch Schlafenszeit.

Sie erhob sich von ihrem Sessel und richtete sich auf, um glauben zu machen, daß ihr nichts sei. Ihre kleinen schlaffen Beine stolper-

ten auf dem Fußboden. Im Schlafzimmer stützte sie sich auf die Möbel; sie hatte den Mut, nicht zu weinen, trotz des Feuers, das ihren Leib verzehrte. Ihre Mutter brachte sie zu Bett und konnte das Haupthaar des Kindes für die Nacht nur rasch in einen Knoten schürzen, so sehr beeilte sich Johanna, ihre Kleider abzuwerfen. Sie schlüpfte unter die Decke und schloß sogleich die Augen.

Bist du wohl? fragte Helene, die Decke glatt streifend.

Sehr wohl. Laß mich; rücke mich nicht von meinem Platze ... Nimm die Lampe mit.

Sie hatte nur ein Verlangen: im Dunkel zu sein, um die Augen wieder zu öffnen und ihr Übel zu fühlen, ohne daß jemand sie betrachte. Als die Lampe nicht mehr da war, öffnete sie weit die Augen.

Inzwischen ging Helene im Schlafzimmer hin und her. Ein seltsames Bedürfnis nach Bewegung hielt sie aufrecht; der Gedanke, zu Bett zu gehen, war ihr unerträglich. Sie blickte auf die Uhr: zwanzig Minuten vor neun. Was sollte sie anfangen? Sie suchte in einer Schublade, ohne zu wissen, was sie suchte. Dann näherte sie sich dem Bücherschrank und warf einen Blick auf die Bücher, ohne sich entschließen zu können, schon von den Titeln gelangweilt. Die Stille des Zimmers summte in ihren Ohren; diese Einsamkeit, diese dumpfe Luft tat ihr weh. Sie hätte Geräusch, Gesellschaft gewünscht, etwas, das sie von ihr selbst entfernen würde. Zweimal horchte sie an der Tür des kleinen Kabinetts, wo Johanna lag, ohne einen Hauch vernehmen zu lassen. Alles schlief; sie machte noch einmal die Runde im Zimmer und stellte die Gegenstände, die ihr in die Hände fielen, dahin und dorthin. Doch plötzlich kam sie auf einen Einfall; sie dachte, daß Zéphirin noch bei Rosalien sein müsse. Erleichtert und froh bei dem Gedanken, nicht allein zu sein, begab sie sich in die Küche, ihre Pantoffelchen nachschleifend.

Als sie das Vorzimmer betrat und eben im Begriffe war, die Glastür des kleinen Ganges zu öffnen, vernahm sie den hellen Klatsch einer Maulschelle. Rosalie schrie:

Da! Du wirst dir das Kneifen abgewöhnen! Die Pfote weg!

Zéphirin aber murmelte vergnüglich:

Das tut nichts, mein Schatz; ich liebe dich so ... Da hast du noch eins ...

Doch jetzt knarrte die Tür. Als Helene eintrat, hatten der Soldat und die Köchin die Nase im Teller und aßen ruhig. Sie spielten die Gleichgültigen, als seien sie es gar nicht. Aber sie waren sehr rot; ihre Augen leuchteten wie Kerzen; sie hüpften ordentlich auf ihren Strohsesseln. Rosalie erhob sich und eilte ihrer Herrin entgegen.

Gnädige Frau wünschen etwas?

Helene hatte an einen Vorwand nicht gedacht. Sie kam, um sie zu sehen, um zu plaudern, um unter Leuten zu sein. Aber jetzt ward sie von einem Schamgefühl ergriffen, sie wagte nicht zu sagen, daß sie nichts wolle.

Haben Sie warmes Wasser? fragte sie endlich.

Nein, Madame; und auch mein Feuer ist schon erloschen ... Aber das tut nichts; ich werde Ihnen in fünf Minuten warmes Wasser geben. Es siedet ja gleich.

Sie legte frische Kohle zu und setzte den Kessel auf den Herd. Als sie sah, daß ihre Herrin auf der Schwelle stehen blieb, sagte sie:

In fünf Minuten bringe ich Ihnen das Wasser, gnädige Frau.

Helene machte eine unbestimmte Gebärde und erwiderte:

Es hat keine Eile; ich werde warten. Lassen Sie sich nicht stören; essen Sie ruhig; der Soldat muß ja bald in die Kaserne zurück.

Rosalie setzte sich wieder zu ihrem Essen. Zéphirin, der bisher gestanden hatte, grüßte und machte sich wieder daran, sein Fleisch zu zerschneiden, wobei er die Ellbogen vom Leibe entfernte, um zu zeigen, daß er sich zu benehmen wisse. Wenn sie — nach dem Essen der Herrin — beisammen aßen, unterließen sie, den Tisch in die Mitte zu rücken und zogen vor, sich nebeneinander zu setzen, mit der Nase gegen die Wand. In dieser Weise konnten sie sich mit den Knien stoßen, sich kneifen, sich Ohrfeigen verabreichen, ohne sich im Essen zu stören; und wenn sie die Blicke erhoben, hatten sie den erfreulichen Anblick der Schüsseln; an der Wand hing ein Strauß von Lorbeer und Thymian, die Gewürzbüchse verbreitete einen scharfen Geruch von Pfeffer. Die Küche war noch nicht in Ordnung gebracht; es stand alles herum, wie es von der Tafel abgeräumt worden; sie war nichtsdestoweniger ein sehr angenehmer Aufenthalt für Liebhaber mit gutem Appetit, die sich hier Leckerbissen gönnen durften, die es in der Kaserne niemals gab. Es roch hier besonders nach Braten, dazu ein Stich vom Essig des Salats. Der Widerschein des Gaslichtes tanzte auf all dem kupfernen und eisernen Küchengerät. Da der

Herd eine große Hitze verbreitete, hatten sie das Fenster geöffnet, durch das der kühle Wind aus dem Garten hereindrang, den Vorhang von blauem Zitz blähend.

Sie müssen Schlag zehn Uhr in der Kaserne sein? fragte Helene.

Ja, Madame, mit Respekt zu melden, erwiderte Zéphirin.

Es ist ein hübsch weiter Weg. Sie benützen wohl manchmal den Omnibus?

Nur selten, Madame ... Im Laufschritt komme ich noch früher an.

Sie trat jetzt vollends in die Küche und lehnte sich an den Speiseschrank, die Hände auf dem Bauche gekreuzt. Sie sprach von dem häßlichen Wetter des Tages, dann davon, was man beim Regiment esse, hernach von der Teurung auf dem Ekermarkte. Aber jedesmal, wenn sie eine Frage gestellt und die Antwort erhalten hatte, stockte das Gespräch. Sie war ihnen hinderlich, wie sie da hinter ihrem Rücken stand; sie wandten sich nicht mehr um, redeten in ihren Teller hinein, zogen unter ihren Blicken die Schultern ein und aßen ganz kleine Bissen, um sich anständig zu benehmen. Helene ward allmählich ruhiger und befand sich da sehr wohl.

Haben Sie Geduld, gnädige Frau, sagte Rosalie. Das Wasser kocht schon ... Wenn ich ein größeres Feuer hätte ...

Helene wollte nicht zugeben, daß sie sich stören lasse. Sie habe Zeit; sie fühle bloß eine große Müdigkeit in den Beinen. Mechanisch durchschritt sie die Küche und ging zum Fenster, wo sie den dritten Stuhl sah, einen hölzernen, sehr hohen Stuhl, der sich in einen Fußschemel verwandelte, wenn man ihn umlegte. Aber sie setzte sich nicht sogleich. Sie hatte auf einer Ecke des Tisches Bilder bemerkt.

Schau! sagte sie, indem sie nach den Bildern griff, wie um Zéphirin gefällig zu sein.

Der kleine Soldat lachte stillvergnügt. Er strahlte vor Stolz, folgte den Bildern mit dem Blick und nickte, wenn eines der schöneren Stücke der gnädigen Frau vor Augen kam.

Dieses da, sagte er plötzlich, habe ich in der Templestraße gefunden ... Das ist eine schöne Dame, mit Blumen in ihrem Korbe ...

Helene hatte sich niedergesetzt. Sie betrachtete die schöne Frau; es war der Deckel einer Pastillenschachtel, vergoldet und lackiert. Zéphirin hatte den Deckel fein säuberlich vom Staube gereinigt.

Auf der Lehne des Stuhles lag ein Abwischlappen, der Helene hinderte, sich anzulehnen. Sie tat den Lappen weg und vertiefte sich von neuem in die Betrachtung der Bilder. Als die beiden Verliebten die gnädige Frau so gütig sahen, taten sie sich keinen Zwang mehr an; ja, sie vergaßen schließlich ihre Anwesenheit. Helene hatte die Bilder eines nach dem andern auf ihre Knie niederfallen lassen; mit einem unbestimmten Lächeln betrachtete und hörte sie die beiden.

Sag, Kleiner, willst du nicht noch ein Stück Hammelfleisch? flüsterte die Köchin.

Er antwortete nicht ja und nicht nein und wiegte sich nur auf seinem Sitze, als habe man ihn gekitzelt, dann legte er sich behaglich und breit über den Teller, als Rosalie ihm eine tüchtige Schnitte Fleisch hingelegt hatte. Seine roten Achselstücke hüpften, während sein runder Kopf mit den abstehenden großen Ohren in dem gelben Kragen wackelte wie der einer chinesischen Figur. Sein Rücken schüttelte sich vor Lachen, er wollte schier aus seinem Rocke fahren, den er, wenn er sich in der Küche aufhielt, aus Achtung vor der gnädigen Frau niemals aufknöpfte.

Das ist besser als die Rüben des Vater Rouvet, sagte er schließlich mit vollem Munde.

Es war dies eine heimatliche Erinnerung. Beide platzten schier vor Lachen; Rosalie mußte sich an den Tisch klammern, um nicht vom Stuhl zu fallen. Eines Tages — es war vor ihrer ersten Kommunion — hatte Zéphirin dem Vater Rouvet drei Rüben gestohlen; die Rüben waren hart, daß man schier die Zähne dabei verlor; aber dies hinderte Rosalie nicht, hinter dem Schulhause verborgen, ihren Teil davon hinunterzuwürgen. Wenn sie jetzt beisammen aßen, bemerkte Zéphirin jedesmal:

Das ist besser als die Rüben des Vater Rouvet.

Und jedesmal lachte Rosalie so stark, daß ihr Schürzenband riß. Man hörte jetzt wieder das Schürzenband reißen.

Es ist wieder hin; sagte der kleine Soldat triumphierend.

Er streckte die Hände aus, um nachzusehen, aber er erhielt Schläge.

Ruhig, du wirst es doch nicht ausbessern ... Es ist dumm, daß die Schnur immer reißt; jede Woche brauche ich eine neue.

Als er dennoch tasten wollte, versetzte sie ihm einen tüchtigen Zwick auf die Hand. Diese Schmeichelei schien ihn noch mehr zu erregen, allein sie wies mit einem wütenden Blick auf Madame,

die alles mit ansah. Ohne sonderlich verlegen zu werden, stopfte er sich mit einem riesigen Bissen den Mund, zwinkerte mit den Augen nach Art eines aufgeweckten Soldaten, als wolle er sagen, es sei den Frauen nicht unangenehm, auch den feinen nicht. Es mache einem immer Vergnügen, verliebte Leute zu sehen.

Sie haben noch fünf Jahre als Soldat zu dienen? fragte Helene, wobei sie sich lässig und behaglich in dem Sessel zurücklehnte.

Ja, Madame, vielleicht nur vier Jahre, wenn man mich nicht braucht.

Rosalie begriff, daß Madame an die Heirat ihrer Köchin dachte. Sie rief in einem erzwungen grollenden Tone:

Ach, Madame, er mag noch zehn Jahre beim Militär bleiben; ich würde seinetwegen nicht einen Schritt bei der Regierung tun ... Er wird gar zu zutunlich; ich glaube, man verdirbt ihn ganz beim Regiment ... Ja, du lachst vergebens. Bei mir verfängt das nicht. Stehen wir erst vor dem Herrn Bürgermeister, dann mag der Spaß angehen.

Da er ihr noch stärker zusetzte, um vor der gnädigen Frau als Herzensräuber zu erscheinen, erzürnte sich die Köchin noch mehr.

Geh, geh! rief sie. Im Grunde, gnädige Frau, ist er ein alberner Junge. Man hat keinen Begriff davon, wie dumm die Uniform diese Jungen macht. Er benimmt sich hier wie unter seinen Kameraden. Wenn ich ihn vor die Türe setzte, könnten Sie ihn auf der Treppe flennen hören ... Du bist mir schnuppe, mein Kleiner! Wenn ich will, wirst du immer da sein, um zu erfahren, wie meine Strümpfe aussehen.

Damit schaute sie ihn ganz nahe an; doch, als sie sein gutmütiges, sommerfleckiges Gesicht sah, das unruhig zu werden begann, zeigte sie sich plötzlich gerührt. Ohne jeden Übergang sagte sie:

Ei, ich vergaß, dir zu erzählen: ich habe einen Brief von der Tante erhalten ... Die Eheleute Guignard möchten ihr Haus verkaufen. Es wäre um ein Spottgeld zu haben ... Man könnte vielleicht später ...

Ei freilich! rief Zéphirin entzückt aus. Da wären wir gut aufgehoben. Es ist auch ein Stall für zwei Kühe da.

Nun schwiegen sie. Sie waren beim Nachtisch. Der kleine Soldat leckte an dem Traubenmus, mit dem sein Brot beschmiert war,

mit der Lüsternheit eines Kindes, während die Köchin sorgfältig und mit mütterlicher Miene einen Apfel schälte. Zéphirin hatte inzwischen eine Hand, die ihm frei geblieben, unter den Tisch geschoben und krabbelte da an den Knien Rosaliens herum, aber so sachte, daß sie tat, als fühle sie es nicht. Wenn er sich anständig benahm, zürnte sie ihm nicht. Sie schien es sogar zu lieben, ohne es zu gestehen, denn sie hüpfte vergnügt auf ihrem Stuhl. Kurz, an diesem Tage war die Unterhaltung vollständig.

Gnädige Frau, Ihr Wasser siedet, sagte Rosalie nach längerem Stillschweigen.

Helene rührte sich nicht. Sie fühlte sich gleichsam eingehüllt in die Zärtlichkeit der beiden und spann an ihrer Statt ihren Traum fort; sie dachte sich sie in ihrem fernen Dorfe, im Hause der Eheleute Guignard mit ihren zwei Kühen. Sie lächelte, als sie ihn so ernst sah mit der Hand unter dem Tische, während die kleine Magd sich sehr steif hielt, um nichts merken zu lassen. Alle Abstände rückten zusammen; sie hatte keine klare Vorstellung von sich selbst und von den anderen, von dem Orte, wo sie sich befand und davon, was sie da machen wollte. Die Kupfergeschirre glänzten an den Wänden; eine Erschlaffung ihres Wesens hielt sie zurück mit zufriedenem Antlitz, ohne daß die Unordnung der Küche sie verletzt hätte. Diese Selbsterniedrigung gewährte ihr den innigen Genuß eines befriedigten Bedürfnisses. Aber ihr war sehr heiß; die Hitze des Ofens trieb ihr den Schweiß auf die bleiche Stirn; durch das halboffene Fenster hinter ihr drang ein Lufthauch ein, der ihren Nacken köstlich erschauern ließ.

Gnädige Frau, Ihr Wasser siedet, wiederholte Rosalie. Es wird nichts im Kessel bleiben.

Sie stellte den Kessel vor sie hin. Helene war einen Augenblick betroffen; sie mußte sich erheben.

Ach ja ... Ich danke Ihnen.

Sie hatte keinen Vorwand mehr; sie ging langsam mit Bedauern fort. In ihrem Zimmer wußte sie mit dem Kessel nichts anzufangen. Ihre ganze Leidenschaft brach jetzt hervor. Diese Erschlaffung, die sie wie eine Schwachsinnige niedergehalten hatte, löste sich jetzt in einer Flut glühenden Lebens, dessen Strom sie zu verbrennen drohte. Sie erschauerte von der Wollust, die sie nicht empfunden hatte. Erinnerungen kehrten ihr wieder; ihre Sinne erwachten zu spät mit einer unermeßlichen, ungelöschten Begierde. Mitten im Zimmer stehend, reckte sich ihr

ganzer Körper; sie streckte die eingebogenen Arme in die Höhe und ließ die entnervten Glieder krachen. Sie liebte ihn und verlangte nach ihm; sie wollte das nächstemal sich ihm hingeben, wie sie war.

In dem Augenblicke, als sie ihr Hauskleid ablegte und ihre nackten Arme betrachtete, ward sie durch ein Geräusch beunruhigt; sie glaubte, Johanna habe gehustet. Sie nahm die Lampe. Das Kind mit seinen geschlossenen Augenlidern schien zu schlafen. Allein, als die Mutter beruhigt den Rücken wandte, öffnete sie weit ihre schwarzen Augen, die der in ihr Zimmer Zurückkehrenden folgten. Sie schlief noch nicht; sie wollte nicht, daß man sie einschläfere. Ein neuer Hustenanfall zerriß ihr die Kehle; sie steckte den Kopf unter die Bettdecke und unterdrückte den Husten. Sie konnte nunmehr vergehen, ihre Mutter merkte es nicht. Sie behielt die Augen offen im Dunkel; sie wußte alles, als ob sie nachgedacht hätte, und starb daran ohne Klage.

Zweites Kapitel

Am andern Morgen hatte Helene allerlei praktische Gedanken. Sie erwachte mit dem gebieterischen Bedürfnisse, über ihr Glück selbst zu wachen, zitternd vor Angst, daß sie Heinrich durch irgendeine Unvorsichtigkeit verlieren könne. Zu dieser kühlen Morgenstunde, während das Zimmer noch im Schlummer lag, begehrte sie nach ihm in einem Drang ihres ganzen Wesens. Niemals war sie so sehr wie jetzt darauf bedacht gewesen, geschickt zu sein. Ihr erster Gedanke war, daß sie Julie noch am selben Morgen sehen müsse. So werde sie verdrießlichen Erklärungen und Nachforschungen vorbeugen, die alles verderben konnten.

Als sie gegen neun Uhr bei Frau Deberle ankam, fand sie diese schon auf; sie war bleich und hatte gerötete Augen wie eine Dramenheldin. Als die arme Frau Helene erblickte, warf sie sich schluchzend in ihre Arme und nannte sie ihren guten Engel. Sie liebe Malignon keineswegs, das schwöre sie ihr. Mein Gott, welch ein blödes Abenteuer! Sie wäre sicherlich daran gestorben, denn sie fühle jetzt, daß sie nicht für diese Dinge geschaffen sei, für die Lügen, Leiden und Tyranneien eines sich immer gleich bleibenden Gefühls. Wie wohl tat es ihr, sich wieder frei zu

fühlen! Sie lachte vor Vergnügen; dann brach sie wieder in Schluchzen aus und flehte ihre Freundin an, sie nicht zu verachten. Am Grunde ihrer fieberhaften Aufregung lag die Furcht, daß ihr Mann alles wisse. Er war gestern in großer Aufregung heimgekehrt. Sie überschüttete Helene mit Fragen. Mit einer Kühnheit und einer Leichtigkeit, die sie selbst in Staunen versetzten, erzählte ihr Helene eine Geschichte, deren Einzelheiten sie nacheinander in großer Fülle erfand. Sie schwor ihr, daß ihr Gatte nichts ahne. Sie selbst habe alles erfahren und sie retten wollen; so sei sie auf den Gedanken gekommen, ihr Stelldichein zu stören. Julie hörte sie an und nahm diesen Roman hin; ihr Antlitz strahlte unter Tränen. Sie warf sich ihr noch einmal an den Hals. Helenen waren diese Liebkosungen nicht lästig: sie fühlte nichts von jenen Ehrlichkeitsbedenken, die sie ehemals gepeinigt hatten. Als sie sie verließ, nachdem sie ihr das Versprechen abgenommen, ruhig zu sein, lachte sie innerlich über ihre Geschicklichkeit. Sie ging entzückt von dannen.

Einige Tage verflossen. Helenens ganze Lebensweise hatte eine Verschiebung erfahren; sie lebte nicht zu Hause, sie lebte bei Heinrich; ihm galten alle ihre Gedanken. Für sie gab es nichts mehr als das kleine Nachbarhaus, für das ihr Herz schlug. Sobald sie einen Vorwand ersinnen konnte, eilte sie hinüber und vergaß sich daselbst, glücklich, wenn sie nur dieselbe Luft einatmen konnte. In diesem ersten Entzücken des Besitzes rührte es sie, Julie zu sehen, weil Julie zu Heinrich gehörte. Dieser hatte sie indessen noch keinen Augenblick allein treffen können. Sie schien eine Verschärfung des Genusses darin zu suchen, die Stunde des zweiten Stelldicheins hinauszuschieben. Als er sie eines Abends in den Flur hinausbegleitete, ließ sie ihn schwören, das Haus in dem Wasserweg nicht aufzusuchen, weil er sie bloßstellen werde. Beide zitterten in der Erwartung der leidenschaftlichen Umarmung, in der sie einander wiederfinden würden — sie wußten nicht wo; irgendwo, in irgendeiner Nacht. Von diesem Verlangen verfolgt, lebte Helene fortan nur für diese Minute, gleichgültig für alles andere, ihre Tage in der Hoffnung auf diese Minute verbringend, sehr glücklich und in ihrem Glücke nur durch das Angstgefühl gestört, daß Johanna in ihrer Nähe hustete.

Es war ein kurzer, trockener, häufig wiederkehrender Husten, der am Abend immer an Heftigkeit zunahm. Sie hatte dann leichte Fieberanfälle, und Schweißausbrüche schwächten sie während des

Schlafes. Wenn ihre Mutter sie befragte, antwortete sie, daß sie nicht krank sei, daß sie nicht leide. Es war ohne Zweifel eine schwindende Erkältung. Durch diese Erklärung beruhigt, ohne klares Bewußtsein von dem, was um sie her vorging, bewahrte Helene doch in dem Entzücken, in dem sie lebte, das unbestimmte Gefühl eines Schmerzes wie eine Last, unter deren Druck sie blutete an einer Stelle, die sie nicht hätte nennen können. Inmitten ihrer freudigen Erregungen, die sie mit Zärtlichkeit erfüllten, ward sie zuweilen von einer Beklemmung ergriffen; ihr war, als stehe ein Unglück hinter ihr. Sie wandte sich um und lächelte. Wenn man zu glücklich ist, zittert man immer. Niemand war da. Johanna hatte gehustet; aber sie trank Kräutertee; es werde nichts sein.

Der alte Doktor Bodin, der als alter Freund des Hauses oft zu Besuch kam, zog eines Nachmittags seinen Besuch in die Länge und beobachtete aufmerksam aus dem Winkel seiner kleinen, blauen Augen den Zustand Johannas. Er fragte sie aus, scheinbar gleichgültig, als spiele er nur mit ihr. An diesem Tage sagte er nichts. Aber zwei Tage später kam er wieder; diesmal ohne Johanna zu beobachten; mit der Heiterkeit eines Greises, der viele Dinge gesehen hat, lenkte er das Gespräch auf die Reisen. In seiner Jugend hatte er als Militärchirurg gedient; von jener Zeit her kannte er ganz Italien. Es sei ein herrliches Land, das man im Frühjahr bewundern müsse. Warum führe Frau Grandjean ihre Tochter nicht dahin? So kam er nach geschickten Übergängen dazu, ihr einen Aufenthalt im Lande der Sonne — wie er es nannte — anzuraten. Helene sah ihn starr an. Aber er rief beruhigend, keine von beiden sei krank; aber ein Luftwechsel werde sie verjüngen. Sie war erbleicht, von einer tödlichen Angst ergriffen bei dem Gedanken, Paris zu verlassen. Mein Gott, so weit fortzugehen, so weit! Heinrich plötzlich zu verlieren, ein so jähes Ende ihrer Liebe zu sehen! Es war ein solcher Riß durch das Herz, daß sie sich zu Johanna neigte, um ihre Verwirrung zu verbergen. Wollte denn Johanna reisen? Das Kind hatte fröstelnd seine dünnen Finger gefaltet. Ach ja, sie wollte; sie wollte weit fort in die Sonne; ganz allein, nur sie und die Mutter; und auf ihrem armen, mageren Gesicht, dessen Fieber auf ihren Wangen glühte, leuchtete die Hoffnung eines neuen Lebens. Doch Helene, argwöhnisch und empört, hörte nicht mehr; sie war jetzt überzeugt, daß sich alle gegen sie verständigt hatten, der Abbé, der

Doktor Bodin, Johanna selbst, um sie von Heinrich zu trennen. Als er sie so bleich sah, glaubte der alte Arzt, er habe es an Vorsicht fehlen lassen; er beeilte sich, zu sagen, daß es nicht dränge, doch war er entschlossen, auf den Gegenstand ein andermal wieder zurückzukommen.

Frau Deberle mußte an diesem Tage zu Hause bleiben. Kaum war der Arzt fort, so beeilte sich Helene, ihren Hut aufzusetzen. Johanna weigerte sich, auszugehen; sie befinde sich wohler am Kaminfeuer, sagte sie; sie werde artig sein und das Fenster nicht öffnen. Seit einiger Zeit quälte sie ihre Mutter nicht mehr mit dem Verlangen, sie zu begleiten; sie folgte ihr bloß mit einem langen Blick. Wenn sie allein war, hockte sie auf ihrem Sessel stundenlang, ohne sich zu rühren.

Mama, ist's weit nach Italien? fragte sie, wenn Helene sich ihr näherte, um sie zu küssen.

O sehr weit, mein Engel.

Doch Johanna hielt sie am Halse fest. Sie ließ sie nicht sogleich wieder los und murmelte:

Rosalie würde dein Hauswesen bewachen. Wir würden sie nicht brauchen ... Einen ganz kleinen Koffer ... Es wäre so gut, Mütterchen; nur wir zwei ... Ich würde dick und fett zurückkommen, so! ...

Sie blies die Wangen auf und rundete die Arme. Helene sagte, man werde schon sehen. Dann eilte sie fort und empfahl Rosalien, auf das Fräulein achtzuhaben. Das Kind zog sich dann in seine Kaminecke zurück, schaute zu, wie das Feuer brannte, und versenkte sich in seine Träumerei. Von Zeit zu Zeit streckte sie mechanisch die Hände aus, um sie zu erwärmen. Der Widerschein der Flamme ermüdete ihre großen Augen. Sie war dermaßen vertieft, daß sie das Eintreten des Herrn Rambaud nicht hörte. Seine Besuche waren jetzt häufiger; er kam — wie er vorgab — wegen der gelähmten Frau, die der Doktor Deberle noch immer nicht in dem Hospital für unheilbare Kranke untergebracht hatte. Wenn er Johanna allein fand, setzte er sich auf der anderen Seite des Kamins nieder und plauderte mit ihr wie mit einer großen Person. Es sei sehr verdrießlich; die arme Frau warte seit einer Woche. Aber er werde sogleich hinuntergehen und den Doktor aufsuchen, der ihm vielleicht eine Antwort geben werde. Indes rührte er sich nicht vom Fleck.

Hat dich deine Mutter nicht mitgenommen? fragte er.

Johanna zuckte müde mit den Achseln. Es sei ihr zu lästig, zu anderen Leuten zu gehen. Nichts gefalle ihr mehr. Und sie fügte hinzu:

Ich werde alt, ich kann nicht immer spielen ... Mama unterhält sich draußen; ich unterhalte mich zu Hause, und so sind wir nicht beisammen.

Es ward wieder still. Das Kind fröstelte und streckte beide Hände nach dem Kamin aus, wo ein helles Feuer loderte; sie glich in der Tat einem Mütterchen, wie sie da in einen Schal eingehüllt saß, mit einem Tuch um den Hals und einem zweiten auf dem Kopfe. Wie sie in all den Hüllen steckte, merkte man, daß sie nicht größer war als ein krankes, struppiges Vöglein, das in sein Gefieder bläst. Herr Rambaud legte die Hände über seinen Knien ineinander und betrachtete das Feuer. Dann wandte er sich zu Johanna und fragte sie, ob ihre Mutter gestern ausgegangen sei. Das Kind nickte bejahend. Und vorgestern? und ehevorgestern? Sie nickte immer ja. Ihre Mutter ging alle Tage aus. Herr Rambaud und die Kleine blickten einander lange an mit bleichen, ernsten Gesichtern, als hätten sie einen gemeinsamen, großen Kummer. Sie sprachen darüber nicht, weil ein kleines Mädchen und ein alter Mann darüber nicht miteinander sprechen können; aber sie wußten sehr wohl, weshalb sie so traurig waren, und weshalb sie so gern dasaßen rechts und links vom Kamin, wenn das Haus leer war. Es war ihnen ein großer Trost. Sie rückten eng zusammen, um ihre Verlassenheit weniger zu empfinden. Stürmische Regungen der Zärtlichkeit kamen über sie. Sie hätten einander weinend in die Arme stürzen mögen.

Du frierst sicherlich, guter Freund. Komm doch näher zum Feuer.

Nein, mein Engelchen, mir ist nicht kalt.

Du sagst nicht die Wahrheit; deine Hände sind eisig ... Komm näher, oder ich werde böse.

Dann wieder ward er unruhig.

Ich wette, daß man dir keinen Kräutertee dagelassen hat ... Ich werde ihn dir bereiten, willst du? Ich verstehe, ihn sehr gut zu machen. Wenn ich dich pflegen würde, sollte es dir an nichts fehlen. Das solltest du sehen.

Er erlaubte sich keine deutlicheren Anspielungen. Johanna erwiderte erregt, der Kräutertee sei ihr widerlich; man lasse sie zuviel davon trinken. Zuweilen ließ sie es jedoch geschehen, daß

Herr Rambaud sich um sie zu schaffen machte wie eine sorgsame Mutter. Er schob ihr ein Kissen unter die Schultern, reichte ihr ihren Trank, wenn sie ihn vergessen wollte, führte sie an seinem Arm im Zimmer umher. Diese kleinen Verhätschelungen rührten beide. Wie Johanna mit tiefen Blicken sagte, deren Flamme den wackeren Mann so sehr rührte, spielten sie Papa und Töchterchen, wenn die Mutter nicht da war. Plötzlich wurden sie von Traurigkeit ergriffen, sprachen nicht mehr und betrachteten einander mitleidsvoll.

An diesem Tage wiederholte das Kind nach langem Stillschweigen die Frage, die es schon an seine Mutter gerichtet hatte:

Ist's weit nach Italien?

Ich glaube wohl, sagte Herr Rambaud. Es ist weit hinter Marseille ... Warum fragst du das?

Weil ... erklärte sie ernst.

Dann beklagte sie sich, daß sie nichts wisse. Sie sei immer krank gewesen, man habe sie niemals in eine Pension gegeben. Beide schwiegen, die große Hitze schläferte sie ein.

Inzwischen hatte Helene Frau Deberle und ihre Schwester Pauline in dem japanischen Pavillon aufgesucht, wo sie oft den Nachmittag verbrachte. Es war daselbst sehr heiß; eine Öffnung der Luftheizung hauchte eine erstickende Luft aus. Die breiten Spiegelfenster waren geschlossen; man sah das schmale Gärtchen in seiner Winterkleidung, einer großen Sepiazeichnung gleichend, die mit vollendeter Meisterschaft behandelt, von der braunen Erde die kleinen, schwarzen Äste abhob.

Laß mich in Frieden! rief Julie; unser wohlverstandenes Interesse heischt, daß wir die Türkei unterstützen.

Ich habe mit einem Russen gesprochen, antwortete Pauline ebenso lebhaft. In Petersburg liebt man uns; dort sind unsere wahren Freunde zu suchen.

Doch Julie nahm eine ernste Miene an und sagte, die Arme kreuzend:

Was soll da aus dem europäischen Gleichgewicht werden?

Die orientalische Frage beschäftigte damals ganz Paris; überall ward nur davon gesprochen; eine Dame von Welt konnte von nichts anderem reden. Seit zwei Tagen versenkte sich Frau Deberle mit Überzeugung in die auswärtige Politik. Sie hatte ganz bestimmte Ansichten über die verschiedenen Möglichkeiten, die einzutreten drohten. Ihre Schwester Pauline ärgerte sie sehr mit

ihrem sonderbaren Einfall, Rußland zu unterstützen, im augenscheinlichen Gegensatze mit den Interessen Frankreichs. Sie wollte sie überzeugen; dann wurde sie böse.

Schweig! du sprichst wie eine Törin ... Wenn du wenigstens mit mir die Frage studiert hättest ...

Sie unterbrach sich, um Helene zu grüßen, die eben eintrat.

Guten Tag, meine Liebe. Sehr hübsch, daß Sie kommen ... Sie wissen nichts. Man sprach heute morgen von einem Ultimatum. Das Haus der Gemeinen hatte eine sehr stürmische Sitzung.

Nein, ich weiß nichts, erwiderte Helene, von dieser Frage betroffen. Ich gehe so selten aus!

Julie hatte übrigens die Antwort nicht abgewartet. Sie erklärte Paulinen, weshalb man das Schwarze Meer neutralisieren müsse; dabei nannte sie englische und russische Generale mit großer Vertraulichkeit und sehr richtiger Aussprache. Doch jetzt erschien Heinrich mit einem Bündel Zeitungen in der Hand. Helene begriff, daß er ihretwegen in den Garten gekommen sei. Ihre Blicke suchten sich; sie schauten einander fest in die Augen. Dann hüllten sie sich völlig in den langen, stillen Händedruck ein, den sie austauschten.

Was gibt es in den Zeitungen? fragte Julie mit fieberhafter Neugierde.

In den Zeitungen, Liebste? Nichts.

Jetzt vergaß man einen Augenblick die orientalische Frage. Es war wiederholt von jemandem die Rede, auf den man zählte, und der nicht kam. Pauline bemerkte, daß es bald drei Uhr sei. Er wird schon kommen, versicherte Frau Deberle; er hat es fest versprochen. Aber sie nannte keinen Namen. Helene hörte, ohne zu verstehen. Was nicht Heinrich war, interessierte sie nicht. Sie brachte keine Handarbeit mehr mit; sie machte Besuche, die zwei Stunden währten, blieb dem Gespräch fremd, hatte den Kopf oft mit demselben kindischen Traum beschäftigt, bildete sich ein, daß die anderen durch ein Wunder verschwinden und sie mit ihm allein bleiben werde. Indes antwortete sie auf die Fragen Juliens, während Heinrichs Blick, immer auf die ihren geheftet, ihr eine köstliche Ermüdung verursachte. Er schritt hinter ihrem Sessel vorbei, wie, um den Fenstervorhang hinaufzuschieben; und an dem Lufthauch, mit dem er ihre Haare streifte, fühlte sie wohl,

daß er ein Stelldichein verlangte. Sie willigte ein; sie hatte nicht die Kraft, noch länger zu warten.

Man hat geschellt, das muß er sein, sagte Pauline plötzlich.

Die beiden Schwestern nahmen eine gleichgültige Miene an. Malignon erschien, noch vornehmer gekleidet als sonst, mit einem Stich ins Ernste. Er drückte die Hände, die sich ihm entgegenstreckten; aber er vermied seine gewohnten Scherze, er betrat sehr feierlich das Haus, in dem er seit einiger Zeit nicht mehr erschienen war. Während der Doktor und Pauline über die Seltenheit seiner Besuche klagten, neigte sich Julie zu Helenens Ohr, die trotz ihrer meisterhaft gespielten Gleichgültigkeit sehr erstaunt war.

Es überrascht Sie, nicht wahr? Mein Gott, ich zürne ihm nicht. Im Grunde ist er ein so guter Junge, daß man ihm nicht auf die Dauer grollen kann ... Denken Sie sich: er hat einen Gatten für Pauline gefunden. Das ist hübsch; finden Sie nicht?

Gewiß, erwiderte Helene gefällig.

Ja, einen seiner Freunde, einen sehr reichen Mann, der nicht im mindesten daran gedacht hat zu heiraten, und den er uns zuführen will, wie er geschworen hat ... Wir erwarten ihn heute, um die endgültige Antwort zu hören ... Sie begreifen, daß ich über vieles hinwegsehen mußte. Es ist keine Gefahr mehr; wir kennen uns nun gegenseitig.

Sie lachte allerliebst und errötete bei der Erinnerung, die sie hervorgerufen. Dann bemächtigte sie sich Malignons sehr lebhaft. Helene lächelte ebenfalls. Diese Leichtigkeit in der Auffassung des Lebens war auch für sie eine Entschuldigung. Man tat unrecht, gleich an düstere Dramen zu denken; alles löste sich in reizende Gemütlichkeit auf. Doch während sie so ein feiges Glück genoß, indem sie sich sagte, daß nichts verboten sei, hatten Julie und Pauline die Tür des Pavillons geöffnet und Malignon in den Garten geschleppt. Plötzlich hörte sie hinter ihrem Nacken Heinrich, der mit leiser, glühender Stimme sagte:

Ich bitte Sie, Helene; ach, ich bitte Sie ...

Sie fuhr zusammen und blickte in plötzlicher Angst um sich. Sie waren allein; sie sah die drei anderen langsam in einer Allee dahinschreiten. Heinrich hatte gewagt, sie bei den Schultern zu fassen; sie zitterte, und in ihren Schreck mengte sich ein süßer Rausch.

Wann Sie wollen, stammelte sie, wohl begreifend, daß er ein Stelldichein verlangte.

Sie tauschten hastig einige Worte aus.

Erwarten Sie mich heute abend in dem Hause in dem Wasserweg.

Nein, ich kann nicht ... Ich habe Ihnen schon erklärt ... Sie haben mir geschworen ...

Nun, dann anderswo; wo es Ihnen beliebt, wenn ich Sie nur sehe. Bei Ihnen heute nacht?

Sie weigerte sich; aber sie konnte nur mit einer Gebärde ablehnen; denn zu ihrem Schrecken sah sie die zwei Frauen und Malignon zurückkehren. Frau Deberle hatte getan, als habe sie den jungen Mann nur hinweggeführt, um ihm ein Wunder zu zeigen: mehrere Veilchenbüsche, die trotz der Kälte in voller Blüte standen. Jetzt kam sie eilenden Schrittes zurück.

Es ist geschehen! rief sie freudestrahlend.

Was denn? fragte Helene, noch völlig erregt und alles vergessend, was vorhin gesprochen worden.

Nun, diese Heirat! ... Ach, ich bin ordentlich froh; Pauline ist nachgerade unbequem geworden. Der junge Mann hat sie gesehen und findet sie reizend. Morgen speisen wir alle bei Papa ... Ich hätte Malignon für seine gute Nachricht küssen mögen.

Heinrich hatte sich in vollkommener Selbstbeherrschung von Helene wieder entfernt. Auch er fand Malignon sehr liebenswürdig. Er schien sich mit seiner Frau zu freuen, daß das Schwesterchen endlich unter die Haube kam. Dann machte er Helene aufmerksam, daß sie einen ihrer Handschuhe verliere. Sie dankte ihm. Im Garten hörte man Paulinens scherzende Stimme, sie neigte sich zu Malignon und flüsterte ihm abgebrochene Worte ins Ohr und brach in ein Gelächter aus, als auch er ihr die Antwort ins Ohr flüsterte. Ohne Zweifel machte er ihr vertrauliche Mitteilungen über den Zukünftigen. Durch die offene Pavillontür drang die kalte Luft ein, die Helene mit Wonne einatmete.

Zur selben Zeit saßen Johanna und Herr Rambaud im Zimmer oben, eingeschläfert durch die große Hitze des Kaminfeuers. Das Kind brach das lange Schweigen plötzlich mit einer Frage, die der Schluß ihres langen Nachsinnens zu sein schien:

Wollen wir in die Küche gehen? ... Vielleicht bemerken wir Mama.

Ja, ich will, antwortete Herr Rambaud.

Sie war heute kräftiger als sonst. Sie kam, ohne gestützt zu werden, in die Küche und lehnte ihr Antlitz an eine Fensterscheibe. Auch Herr Rambaud blickte in den Garten. Die Bäume waren laublos; man sah über die kahlen Rasenplätze hinweg deutlich das Innere des japanischen Pavillons. Rosalie, die ihren Suppentopf überwachte, nannte das Fräulein eine Neugierige. Doch das Kind hatte das Kleid der Mutter erkannt und zeigte sie ihm; sie drückte ihr Antlitz an der Fensterscheibe platt, um besser zu sehen. Inzwischen erhob Pauline den Kopf und winkte ihr. Helene erschien gleichfalls und rief sie mit der Hand.

Man hat Sie bemerkt, Fräulein, wiederholte die Köchin. Man sagt Ihnen, Sie mögen hinabgehen.

Herr Rambaud mußte das Fenster öffnen. Man bat ihn, Johanna hinabzubringen; jedermann verlangte nach ihr. Johanna flüchtete in das Zimmer, weigerte sich heftig und beschuldigte ihren guten Freund, er habe vorsätzlich an die Fensterscheibe geklopft. Sie wollte wohl ihre Mutter sehen, aber nicht mehr in dieses Haus gehen. Auf alle seine Bitten und Fragen antwortete sie nur mit ihrem schrecklichen „Weil", das alles erklärte.

Du solltest mich nicht nötigen, sagte sie schließlich mit finsterer Miene.

Allein, er wiederholte, daß sie ihrer Mutter großen Kummer verursachen werde und man die Leute nicht verletzen dürfe. Er werde sie gut einhüllen, sie werde nicht frieren. Bei diesen Worten band er den Schal um ihren Leib; er entfernte das Seidentuch von ihrem Kopfe und setzte ihr eine gestrickte Haube auf. Als sie bereit war, wehrte sie sich noch immer. Endlich ließ sie sich hinwegführen unter der Bedingung, daß er sie sogleich wieder hinaufbegleiten werde, wenn sie sich unwohl fühlen sollte. Die Hausbesorgerin öffnete ihnen das Verbindungspförtchen; sie wurden im Garten mit freudigen Ausrufen empfangen. Besonders Frau Deberle bezeigte Johanna viel Wohlwollen; sie setzte sie in einen Lehnstuhl neben der Mündung der Luftheizung und forderte, daß man sogleich die Fenster schließe, weil die Luft für das liebe Kind noch zu kühl sei. Malignon war fort. Als Helene die wirren Haare des Kindes glättete, weil sie sich ein wenig schämte, sie so vor Leuten zu sehen, in einen Schal eingehüllt, den Kopf mit einer gestrickten Haube bedeckt, rief Julie:

Lassen Sie gut sein! Sind wir denn nicht im Familienkreise? Die arme Johanna! sie fehlte uns.

Sie läutete und erkundigte sich, ob Fräulein Smithson mit Lucien noch nicht von ihrem täglichen Spaziergange zurückgekehrt seien. Nein, sie waren noch nicht zurück. Lucien wurde übrigens unerträglich. Gestern seien die fünf Fräulein Levasseur zu Besuch dagewesen, und er habe sie mit seinen Unarten zum Weinen gebracht.

Wollen wir „Täubchen fliegt" spielen? fragte Pauline, welche die Aussicht auf ihre nahe Heirat toll vor Freude machte. Das Spiel ist ganz und gar nicht ermüdend.

Allein Johanna lehnte mit einem Kopfschütteln ab. Zwischen den gesenkten Augenwimpern heftete sie lange Blicke auf die Personen, die sie umgaben. Der Doktor hatte Herrn Rambaud eben mitgeteilt, daß sein Schützling im Krankenhause der Unheilbaren endlich aufgenommen sei. Herr Rambaud drückte ihm gerührt die Hände, als sei ihm persönlich eine große Wohltat erwiesen worden. Alle hatten in Lehnsesseln Platz genommen, die Unterhaltung gestaltete sich sehr vertraulich. Die Stimmen verlangsamten sich, zuweilen trat Stille ein. Da Frau Deberle mit ihrer Schwester plauderte, sagte Helene den beiden Herren:

Der Doktor Bodin hat uns eine Reise nach Italien geraten.

Ach, deshalb also hat Johanna mich befragt! rief Herr Rambaud. Würde es dir denn Vergnügen machen, nach Italien zu gehen?

Das Kind drückte statt aller Antwort seine beiden Händchen an die Brust, während sein trübes Antlitz sich erhellte. Ihr Blick hatte sich angsterfüllt dem Doktor zugewendet; sie hatte begriffen, daß ihre Mutter sie zu Rate zog. Er bebte leicht zusammen und saß wie erstarrt da. Allein plötzlich mengte sich Julie in die Unterhaltung; denn sie wollte — wie es ihre Gewohnheit war — über alles mitreden.

Wie, Sie reden von Italien? ... Sagten Sie nicht, daß Sie nach Italien gehen? Das trifft sich ja ganz drollig! Gerade heute morgen quälte ich Heinrich, daß er mich nach Neapel führe ... Denken Sie sich, daß ich seit zehn Jahren davon träume, Neapel zu sehen. In jedem Frühjahr verspricht er es mir, aber hält sein Wort nicht.

Ich sagte dir nicht, daß ich nicht wollte, bemerkte der Doktor. Wie, du sagtest es nicht? Du schlugst es rundweg ab mit der Erklärung, daß du deine Kranken nicht verlassen könntest.

Johanna horchte. Eine tiefe Furche legte sich quer über ihre reine Stirne, während sie mechanisch ihre Finger krümmte, einen nach dem andern.

Ach, meine Kranken! fuhr der Arzt fort. Ich würde sie für einige Wochen meinem Kollegen überlassen. Wenn ich dir damit ein großes Vergnügen bereite ...

Doktor, unterbrach Helene, sind Sie ebenfalls der Ansicht, daß eine solche Reise für Johanna gut wäre?

Ausgezeichnet; das würde sie vollständig auf die Beine bringen. Den Kindern tut das Reisen immer gut.

Dann nehmen wir Lucien mit, rief Julie aus. Wir reisen alle zusammen. Willst du?

Gewiß! Ich will alles, was du willst, antwortete er lächelnd.

Johanna senkte den Kopf und trocknete zwei schwere Tränen des Zornes und des Schmerzes, die ihr in den Augen brannten. Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück, wie um nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu hören, während Frau Deberle, entzückt von dieser unverhofften Zerstreuung, die sich ihr darbot, in geräuschvolle Worte ausbrach. Wie lieb war doch ihr Mann. Sie küßte ihn für seine Willfährigkeit und sprach sogleich von den Vorbereitungen zur Reise. Man werde schon die nächste Woche abreisen, meinte sie. Ach Gott! sie werde bis dahin nimmer fertig werden. Dann wollte sie einen Reiseplan entwerfen. Man müsse diese Richtung nehmen, eine Woche in Rom bleiben, dann in einer reizenden Gegend Aufenthalt nehmen, von der Frau von Guirand ihr erzählt hatte. Schließlich zankte sie mit Pauline, die verlangte, daß man die Reise aufschiebe, damit sie mit ihrem Gemahl daran teilnehmen könne.

O nein! sagte sie. Nach unserer Rückkehr soll Hochzeit gemacht werden.

Man vergaß Johanna völlig. Diese beobachtete scharf ihre Mutter und den Arzt. Helene willigte jetzt in diese Reise, die sie Heinrich näher bringen mußte. Es war eine große Freude, daß sie beide in das Land der Sonne reisen sollten, wo sie ihre Tage Seite an Seite verleben und alle freien Stunden benutzen würden. Ein Lachen der Erleichterung drängte sich auf ihre Lippen; sie hatte große Angst gehabt, ihn zu verlieren, und war jetzt glücklich, mit allen ihren Lieben reisen zu können. Während Julie die

Gegenden entrollte, die sie durchreisen würden, glaubten die beiden Verliebten schon, in einem wunderbaren Frühling dahinzuwandeln, und sagten sich mit einem Blick, daß sie sich da und da lieben würden, überall wohin sie kommen würden.

Herr Rambaud, der allmählich still und traurig geworden, bemerkte jetzt Johannas Übelbefinden.

Fühlst du dich unwohl, mein Engelchen? fragte er halblaut.

Mir ist ganz übel, sagte sie. Bringe mich hinauf, ich bitte dich.

Aber ich muß deine Mutter benachrichtigen.

Nein, nein, Mama ist beschäftigt, sie hat keine Zeit. Bringe mich hinauf, bringe mich hinauf.

Er nahm sie in seine Arme und sagte Helenen, das Kind fühle sich ein wenig müde. Sie sagte, er möge sie oben erwarten, sie folge ihnen nach. Das Kind, obwohl sehr leicht, glitt ihm aus den Händen; er mußte auf dem zweiten Treppenabsatze haltmachen. Sie hatte den Kopf an seine Schulter gelehnt; sie sahen einander tiefbekümmert an.

Freust du dich, nach Italien zu gehen? fragte er.

Allein sie brach in ein Schluchzen aus und stammelte, daß sie nicht wolle, daß sie es vorziehe, in ihrem Zimmer zu sterben. Sie werde nicht gehen; sie fühle wohl, daß sie krank werde. Sie werde nirgends hingehen. Man könne ihre kleinen Schuhe den Armen geben. Dann begann sie unter Tränen ganz leise mit ihm zu sprechen.

Erinnerst du dich, was du eines Abends mich fragtest?

Was denn, mein Engel?

Ob es mir recht wäre, wenn du immer mit Mama bliebest, immer, immer ... Nun wohl, wenn du noch willst, so will ich auch.

Herrn Rambaud traten Tränen in die Augen. Er küßte sie zärtlich, während sie die Stimme noch mehr dämpfend hinzufügte:

Du bist vielleicht gekränkt, weil ich damals in Zorn geriet ... Aber ich wußte nicht; begreifst du? Jetzt weiß ich, daß ich dich will. O sogleich! Sprich, sogleich! ... Ich liebe dich mehr als den andern ...

Helene vergaß sich wieder im Pavillon unten. Man sprach noch immer von der Reise. Sie empfand ein gebieterisches Bedürfnis,

ihr übervolles Herz zu erschließen, Heinrich all das Glück mitzuteilen, das sie zu ersticken drohte. Während Julie und Pauline erörterten, wie viele Kleider man auf eine solche Reise mitnehmen müsse, neigte sie sich zu Heinrich und gab ihm das Stelldichein, das sie eine Stunde früher ihm verweigert hatte.

Kommen Sie heute nacht; ich werde Sie erwarten.

Als sie endlich hinaufging, begegnete sie Rosalien, die ganz verstört und laufend die Treppe herabkam. Als sie ihre Herrin erblickte, rief sie:

Ach, gnädige Frau, eilen Sie. Dem Fräulein ist sehr übel. Sie speit Blut.

Drittes Kapitel

Als man sich vom Tische erhob, erwähnte der Doktor seiner Frau, er sei zu einer Dame in Kindesnöten gerufen und werde daselbst wahrscheinlich die Nacht zubringen müssen. Um neun Uhr ging er fort, stieg zum Fluß hinab und spazierte im Dunkel der Nacht in der verlassenen Straße. Es wehte ein leiser, feuchter Wind; die angeschwollene Seine rollte tiefschwarze Fluten dahin. Als es elf Uhr schlug, stieg er die Hänge des Trocadero hinan und umschlich das Haus, dessen große viereckige Masse gleichsam eine Verdichtung der Finsternis war. Allein die Fenster des Eßzimmers waren noch hell. Er ging um das Haus herum und sah auch aus dem Küchenfenster helles Licht ausstrahlen. Da wartete er erstaunt und wurde allmählich unruhig. Schatten bewegten sich hinter den Vorhängen; eine Aufregung schien in dem Hause zu herrschen. Vielleicht war Herr Rambaud zum Essen dageblieben? Aber der würdige Mann blieb doch niemals über zehn Uhr da. Er wagte nicht hinauf zu gehen; was sollte er sagen, wenn Rosalie ihm öffnete? Als gegen Mitternacht die Ungeduld ihm schier den Verstand raubte, ließ er alle Vorsicht außer acht, läutete und ging ohne zu antworten, an der Loge der Pförtnerin Frau Bergeret vorbei. Oben ward er von Rosalien empfangen.

Sie sind's, mein Herr? Treten Sie ein. Ich werde melden, daß Sie gekommen sind ... Gnädige Frau erwartet Sie sicherlich.

Sie war nicht im mindesten überrascht, ihn zu dieser Stunde zu sehen. Während er wortlos in das Eßzimmer trat, fuhr sie in lebhafter Bestürzung fort:

Ach, das Fräulein ist sehr krank, mein Herr ... Welche Nacht! Ich fühle meine Beine nicht mehr.

Sie verließ ihn. Der Doktor hatte sich mechanisch niedergesetzt. Er vergaß, daß er Arzt sei. Auf der Straße unten hatte er vor dem Zimmer geträumt, in welches Helene ihn geleiten würde, den Finger an die Lippen legend, um Johanna nicht zu erwecken, die im anstoßenden Kabinett schlief. Die Nachtlampe würde brennen, das Zimmer werde in Dunkel gehüllt sein, ihre Küsse würden kein Geräusch verursachen. Und jetzt saß er da wie zu Besuch mit dem Hute auf den Knien und wartete. Ein hartnäckiger Husten hinter der geschlossenen Tür des Schlafzimmers unterbrach allein die tiefe Stille.

Rosalie erschien wieder; sie durcheilte rasch das Eßzimmer mit einem Waschbecken in der Hand und warf ihm die Worte hin:

Gnädige Frau hat gesagt, Sie sollen nicht hineingehen.

Er blieb da sitzen und fand nicht die Kraft, sich zu entfernen. Sollte das Stelldichein auf einen andern Tag verschoben werden? Dies verblüffte ihn wie eine unmögliche Sache. Dann sagte er sich in Gedanken: Die arme Johanna sei wirklich nicht gesund; man habe mit den Kindern nur Kummer und Verdruß. Doch jetzt ging die Tür wieder auf; der Doktor Bodin erschien und bat tausendmal um Verzeihung; er fügte einige Worte hinzu; man habe ihn geholt, und er fühle sich immer sehr glücklich, seinen ausgezeichneten Kollegen zu Rate ziehen zu können und dergleichen mehr.

Gewiß, gewiß, murmelte der Doktor Deberle, dem die Ohren summten.

Der alte Arzt schien beruhigt und tat, als sei er verlegen wegen der Krankheitsbestimmung. Die Stimme dämpfend, erörterte er die Anzeichen mit wissenschaftlichen Ausdrücken, die er unterbrach und mit einem Augenzwinkern beendete. Es sei ein Husten ohne Auswurf; dazu große Abgespanntheit und starkes Fieber. Vielleicht habe man es mit einem typhösen Fieber zu tun. Doch sprach er sich nicht mit Bestimmtheit aus; die auf Blutarmut zurückgehende Neurose, gegen die man die Kranke schon so lange

Zeit behandelte, ließ ihn unvorhergesehene Verwicklungen befürchten.

Wie denken Sie darüber? fragte er nach jedem Satze.

Der Doktor Deberle antwortete mit ausweichenden Gebärden. Während sein Kollege sprach, fühlte er sich allmählich beschämt, weil er da war. Warum war er heraufgekommen?

Ich habe ihr zwei Zugpflaster anlegen lassen, fuhr der alte Arzt fort. Ich warte; was kann man da machen? ... Aber Sie werden ja sehen und sich nachher aussprechen.

Er führte ihn in das Zimmer. Heinrich trat mit einem Schauer ein. Das Zimmer war von einer Lampe schwach beleuchtet. Er erinnerte sich anderer, ähnlicher Nächte, desselben warmen Geruches, derselben stillen, schwülen Luft mit den in tiefere Schatten gehüllten Möbeln und Vorhängen. Aber niemand kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen wie ehemals. Herr Rambaud saß niedergeschlagen in einem Lehnsessel und schien zu schlafen. Helene, mit einem weißen Frisiermantel bekleidet, stand vor dem Bette und wandte sich nicht um; die bleiche Gestalt schien ihm sehr groß. Einen Augenblick betrachtete er prüfend Johanna. Ihre Schwäche war so groß, daß sie nur mühsam die Augen öffnen konnte. In Schweiß gebadet lag sie träge da mit bleichem Antlitz und fieberroten Backen.

Es ist eine plötzlich aufgetretene Schwindsucht, sagte er endlich, unwillkürlich laut sprechend, nicht im mindesten überrascht, als habe er den Fall längst vorausgesehen.

Helene hörte es und sah ihn an. Sie war eisig kühl mit trockenen Augen und furchtbar ruhig.

Sie glauben? entgegnete bloß der Doktor Bodin, indem er zustimmend nickte mit der Miene eines Menschen, der sich nicht als erster hat aussprechen wollen.

Er horchte von neuem das Kind ab. Johanna überließ sich mit kraftlosen Gliedern dieser Untersuchung; sie schien nicht zu begreifen, warum man sie peinige. Die beiden Ärzte tauschten einige hastig gesprochene Worte aus. Der alte Arzt murmelte etwas von verkürzter Atmung und von einem Rasselgeräusch; indessen schien er noch immer zu zögern und sprach jetzt von einer Lungenentzündung. Der Doktor Deberle erklärte, eine zufällige Ursache müsse die Krankheit zur Entscheidung gebracht haben, ohne Zweifel eine Erkältung, doch habe er schon wiederholt die

Wahrnehmung gemacht, daß ein Zustand der Blutarmut das Brustleiden begünstige. Helene stand erwartungsvoll hinter ihnen.

Horchen Sie selbst, sprach der Doktor Bodin, indem er seinen Platz Heinrich überließ.

Dieser neigte sich hernieder und wollte Johanna anfassen. Sie hatte die Augenlider noch immer nicht gehoben; von heißem Fieber verzehrt überließ sie sich den Untersuchungen. Das verschobene Hemd ließ eine kindliche Brust sehen, an der die weiblichen Formen kaum angedeutet waren; man konnte sich nichts Keuscheres denken als diese schon vom Tode berührte Reife. Unter den Händen des alten Arztes hatte sie sich ganz willfährig verhalten. Aber sobald Heinrichs Finger sie streiften, war es, als durchfahre sie eine Erschütterung. Ein Entsetzen der Züchtigkeit störte sie aus dem Zustande der Ohnmacht auf, in dem sie lag. Sie machte die Gebärde einer Überrumpelten und vergewaltigten jungen Frau, preßte die mageren Ärmchen vor der Brust zusammen und stammelte mit zitternder Stimme:

Mama ... Mama ...

Sie schlug die Augen auf. Als sie den Mann erkannte, der da war, überkam sie ein Entsetzen. Sie sah ihre Nacktheit, schluchzte vor Scham und zog hastig die Decke hinauf. Es war, als sei sie in ihrem Todeskampfe plötzlich um zehn Jahre älter geworden und mit ihren zwölf Jahren — jetzt, dem Tode nah — reif genug, um zu begreifen, daß dieser Mann sie nicht anrühren und ihre Mutter in ihr wiederfinden dürfe. Sie rief von neuem die Mutter zu Hilfe:

Mama ... Mama! ... Ich bitte dich!

Helene, die noch nicht gesprochen hatte, trat ganz nahe an Heinrich heran. Sie sah ihn scharf an mit ihrem marmorstrengen Antlitz. Als sie so nahe war, daß sie ihn berührte, sagte sie mit gedämpfter Stimme das einzige Wort:

Gehen Sie!

Der Doktor Bodin bemühte sich, Johanna zu beruhigen, die von einem Hustenanfall in ihrem Bett geschüttelt wurde. Er versicherte ihr, daß man sie nicht ärgern wolle, daß alle weggehen würden, um sie in Ruhe zu lassen.

Gehen Sie! wiederholte Helene ihrem Geliebten mit leiser, tiefer Stimme. Sie sehen ja, daß wir sie getötet haben.

Ohne ein Wort der Entgegnung zu finden, entfernte sich Heinrich. Er blieb noch einen Augenblick im Eßzimmer und erwartete — er wußte selbst nicht was, irgend etwas, das sich vielleicht ereignen werde. Als er sah, daß der Doktor Bodin ihm nicht folgte, verließ er das Haus, tastete sich die Treppe hinunter, ohne daß Rosalie sich die Mühe gab, ihm zu leuchten. Er dachte an den reißenden Verlauf gewisser Fälle von plötzlich auftretender Schwindsucht; die hirseförmigen Tuberkel vermehren sich mit ungeheurer Schnelligkeit, die Erstickungsanfälle mehren sich. Johanna hatte kaum mehr drei Wochen zu leben.

Acht Tage verflossen. Die Sonne ging auf und ging unter über Paris an dem unermeßlich weiten Himmel vor dem Fenster, ohne daß Helene ein klares Bewußtsein von der unerbittlichen, gleichmäßig geregelten Zeit hatte. Sie wußte, daß ihre Tochter aufgegeben sei, und war wie betäubt in dem furchtbaren Leid, das ihr Inneres zerriß. Es war ein Warten ohne Hoffen; die Gewißheit, daß der Tod keine Gnade üben werde. Ihre Tränen waren versiegt; sie ging leise in dem Zimmer umher, war stets auf den Beinen, und pflegte mit langsamen, aber sicheren Bewegungen die Kranke. Zuweilen sank sie erschöpft auf einen Sessel und betrachtete stundenlang die Kranke. Johanna ward immer schwächer; sehr schmerzliches Erbrechen erschöpfte sie; das Fieber hörte nicht mehr auf. Wenn der Doktor Bodin kam, betrachtete er sie einen Augenblick und verschrieb etwas. Wenn er ging, drückte sich in seiner gebeugten Haltung eine solche Machtlosigkeit aus, daß Helene es unterließ, ihn zu begleiten, um ihn zu befragen.

Am Tage nach der Krise war der Abbé Jouve herbeigeeilt. Er und sein Bruder kamen jeden Abend, tauschten mit Helene stillschweigend einen Händedruck, wagten aber nicht, Erkundigungen einzuholen. Sie hatten sich erbötig gemacht, abwechselnd am Bett der Kranken zu wachen; aber um zehn Uhr entließ sie die Brüder; sie wollte zur Nachtzeit niemanden im Zimmer haben. Eines Abends nahm der Abbé, der seit dem vorhergehenden Tage sehr nachdenklich schien, Helene beiseite.

Ich habe an eine Sache gedacht, murmelte er. Das liebe Kind ist durch seine schwankende Gesundheit in allem zurückgeblieben ... Sie könnte hier ihre erste Kommunion halten ...

Helene schien nicht sogleich zu begreifen. Dieser Vorschlag, in dem — trotz seiner sonstigen Duldsamkeit — der Priester mit

seiner Sorge um das Seelenheil in den Vordergrund trat, überraschte, ja, verletzte sie ein wenig. Sie machte eine gleichgültige Gebärde und sagte:

Nein, nein, ich will nicht, daß man sie quäle ... Wenn es ein Paradies gibt, wird sie geradeswegs dahin aufsteigen.

Am Abende dieses Tages hatte Johanna einen jener Augenblicke vorübergehender Erleichterung, die so leicht Täuschungen über den Zustand der Sterbenden hervorrufen. Mit dem feinen Ohr der Kranken hatte sie den Vorschlag des Abbé gehört.

Bist du es, guter Freund? sagte sie. Du sprachst von der Kommunion. Wird es bald geschehen?

Gewiß, mein Engel, antwortete er.

Sie verlangte, daß er näher komme, um mit ihm plaudern zu können. Ihre Mutter hatte sie mit den Kissen gestützt; sie saß da ganz klein, ihre fieberheißen Lippen lächelten, während in ihren hellen Augen schon der Tod lag.

Mir ist jetzt ganz wohl, sagte sie. Ich könnte aufstehen, wenn ich wollte ... Ich werde ein weißes Kleid mit einem Blumenstrauß bekommen, nicht wahr? Wird die Kirche so schön sein wie bei dem Marienfeste?

Viel schöner, mein Engel.

Wirklich? Mit so vielen Blumen und so schönen Gesängen wie damals? ... Nur recht bald, recht bald; versprich es mir!

Sie schwamm in Entzücken und sagte, die weißen Bettvorhänge betrachtend, daß sie den guten Gott liebe und daß sie ihn gesehen habe, als in der Kirche so schön gesungen wurde. Sie hörte die Orgel wieder, sah die Lichter kreisen, während die Blumen in den großen Vasen zu fliegen schienen wie Schmetterlinge. Doch ein heftiger Hustenanfall warf sie wieder in das Bett zurück. Sie fuhr fort zu lächeln und schien nicht zu wissen, daß sie hustete.

Morgen werde ich aufstehen, fuhr sie fort, und meinen Katechismus ohne Fehler lernen. Wir werden alle sehr glücklich sein.

Helene schluchzte am Fuße des Bettes. Sie, die nicht mehr weinen konnte, fühlte einen Tränenstrom in ihrer Kehle aufsteigen, als sie Johanna lachen hörte. Sie drohte zu ersticken und floh in das Eßzimmer, um dort ihren unsäglichen Jammer zu verbergen. Der Abbé war ihr dahin gefolgt. Herr Rambaud hatte sich rasch erhoben, um die Kleine zu beschäftigen.

Horch! Mama hat geschrien; hat sie sich weh getan? fragte sie.

Deine Mama? erwiderte er. Sie hat nicht geschrien; sie hat im Gegenteil gelacht, weil du so wohl bist.

Im Eßzimmer war Helene auf den Tisch niedergesunken und erstickte ihr Schluchzen in ihren gefalteten Händen. Der Abbé neigte sich zu ihr und bat sie, sich zu beherrschen. Doch sie erhob ihr tränenüberströmtes Antlitz und klagte sich an; sie sagte ihm, sie habe ihre Tochter getötet; und eine ganze Beichte entrang sich in abgerissenen Worten ihren Lippen. Niemals würde sie diesem Manne sich ergeben haben, wenn Johanna an ihrer Seite geblieben wäre. Sie hatte ihm in jenem unbekannten Zimmer begegnen müssen. Mein Gott! der Himmel hätte sie mit ihrem Kinde zu sich nehmen sollen. Sie könne nicht länger leben. Der entsetzte Priester beruhigte sie und verhieß ihr die Verzeihung des Himmels.

Man läutete; aus dem Vorzimmer drang ein Geräusch von Stimmen herein. Helene trocknete sich die Augen, als Rosalie eintrat.

Madame, es ist der Doktor Deberle ...

Er soll nicht eintreten.

Er holt Erkundigungen nach dem Fräulein ein.

Sagen Sie ihm, daß sie stirbt.

Die Tür war offen geblieben: Heinrich hatte gehört. Ohne die Rückkehr der Magd abzuwarten, ging er wieder hinunter. Jeden Tag kam er herauf, empfing die nämliche Antwort und ging.

Was Helene vollends brach, waren die Besuche. Die wenigen Damen, deren Bekanntschaft sie im Hause des Doktor Deberle gemacht hatte, glaubten, sie trösten zu sollen. Frau von Chermette, Frau Levasseur, Frau von Guiraud und noch andere erschienen. Sie wünschten nicht einzutreten, aber sie befragten Rosalie so laut, daß das Geräusch ihrer Stimmen durch die dünnen Wände der kleinen Behausung drang. Von Ungeduld ergriffen, empfing Helene sie im Eßzimmer, ohne sich zu setzen, und beantwortete kurz alle ihre Fragen. Sie blieb den ganzen Tag im Schlafrock, vergaß, die Leibwäsche zu wechseln, und wand das schöne Haupthaar einfach in einem Knoten zusammen. Vor Müdigkeit

fielen ihr die Augen zu in dem geröteten Gesicht; ihr bitterer, klebriger Mund fand keine Worte mehr. Wenn Julie heraufkam, konnte sie ihr das Krankenzimmer nicht verschließen; sie ließ sie einen Augenblick sich neben dem Bett niedersetzen.

Meine Liebste, sagte ihr diese eines Tages freundschaftlich, Sie geben sich zu sehr der Verzweiflung hin. Fassen Sie doch ein wenig Mut.

Helene schickte sich an zu antworten, als Julie sie zu zerstreuen suchte, indem sie ihr von den Ereignissen erzählte, die Paris beschäftigten.

Wissen Sie schon, daß wir Krieg bekommen? Mir ist's sehr unangenehm, weil ich zwei Vettern habe, die ins Feld rücken müssen.

So kam sie jedesmal herauf, wenn sie ihre Gänge in der Stadt beendigt hatte, lebhaft gestimmt durch einen mit Geplauder verbrachten Nachmittag, und brachte den Wirbelsturm ihrer langen Röcke in dieses Krankenzimmer mit. Es war vergebens, daß sie ihre Stimme dämpfte und eine teilnahmvolle Miene annahm; ihre liebliche Gleichgültigkeit schlug dennoch durch; man sah, wie sie über die eigene Gesundheit glücklich war. Helene, die niedergeschlagen vor ihr stand, litt an einer neidischen Beklemmung.

Gnädige Frau, fragte Johanna eines Abends, warum kommt Lucien nicht spielen?

Julie war einen Augenblick verlegen und lächelte bloß.

Ist er vielleicht auch krank? fragte die Kleine weiter.

Nein, Liebste, er ist nicht krank. Er ist in der Schule.

Als Helene ihr bis ins Vorzimmer das Geleite gab, wollte sie ihre Lüge erklären ...

Ich würde ihn gern mitbringen; ich weiß, daß diese Krankheit nicht ansteckend ist ... Aber die Kinder erschrecken so leicht, und Lucien ist so einfältig! Er wäre imstande zu weinen, wenn er Ihres armen Engels ansichtig würde ...

Ja, ja, Sie haben recht, unterbrach sie Helene, deren Herz schier brechen wollte bei dem Gedanken an die fröhliche Frau, die ihr Kind zu Hause gesund wußte.

Eine zweite Woche war vorüber. Die Krankheit nahm ihren Fortgang und in jeder Stunde etwas vom Leben Johannas mit sich. Sie hatte keine Eile in ihrem zerstörenden Verlauf und be-

folgte alle vorhergesehenen Zeiten, indem sie diesen gebrechlichen und reizenden Körper zerstörte, ohne ihm auch nur eine einzige dieser Zeiten zu erlassen. Die blutigen Auswürfe waren verschwunden; für Augenblicke hörte der Husten auf. Eine solche Beklommenheit erstickte das Kind, daß man an der Schwierigkeit des Atems die Verheerungen des Übels in seiner armen, kleinen Brust verfolgen konnte. Es war zu hart für so viel Schwäche; die Augen des Abbés und des Herrn Rambaud füllten sich mit Tränen, wenn sie sie atmen hörten. Ganze Tage lang, ganze Nächte lang hörte man ihren Atem hinter den Vorhängen; das arme Geschöpf, so schwach, daß scheinbar ein Stoß es töten mußte, konnte nicht sterben in dieser schweren Arbeit, die sie in Schweiß badete. Die Mutter, die mit ihren Kräften zu Ende war und dieses Röcheln nicht länger anhören konnte, ging ins Nachbarzimmer und lehnte da den Kopf an die Wand.

Allmählich vereinsamte Johanna. Sie sah die Welt nicht mehr; das Antlitz nahm einen weltentrückten, traumverlorenen Ausdruck an, als habe sie schon irgendwo allein gelebt. Wenn die Personen, die sie umgaben, ihre Aufmerksamkeit erregen wollten und sich nannten, damit sie sie erkenne, betrachtete sie dieselben starr ohne ein Lächeln und wandte sich dann mit einem Ausdruck der Müdigkeit zur Mauer um. Ein Schatten hüllte sie ein; sie ging von hinnen mit dem gereizten Schmollen ihrer bösen Eifersuchtstage. Nur gewisse Krankenlaunen erweckten sie manchmal. Eines Morgens fragte sie ihre Mutter:

Ist's heute Sonntag?

Nein, mein Kind, antwortete Helene. Wir haben erst Freitag. Warum fragst du?

Sie schien sich ihrer Frage nicht mehr zu erinnern. Als jedoch am zweitnächsten Tage Rosalie ins Zimmer kam, sagte sie ihr halblaut:

Heut ist Sonntag . . . Zéphirin ist da; bitte ihn hereinzukommen.

Die Magd zögerte; allein Helene, die diese Worte gehört hatte, winkte ihr zustimmend. Das Kind wiederholte:

Führe ihn herein; kommt beide, es wird mir Freude machen.

Als Rosalie mit Zéphirin eintrat, erhob sich die Kranke auf ihrem Kissen. Der kleine Soldat mit seinem glatt geschorenen

Kopfe und seinen ausgespreizten Händen wiegte sich in den Hüften, um seine tiefe Rührung zu verbergen. Er liebte das Fräulein sehr, und es betrübte ihn ernstlich, daß er sie „das Gewehr ablegen" sah, wie er sich in der Küche ausdrückte. Trotz der Weisungen Rosaliens, die ihm gesagt hatte, daß er heiter sein solle, stand er ganz dumm mit bestürzter Miene da, als er sie so bleich und arg herabgekommen sah. Trotz seiner kriegerischen Art war er sehr empfindsam geblieben. Keine einzige der hübschen Redensarten, die er in der Kaserne gelernt hatte, wollte ihm jetzt einfallen. Die Magd kniff ihn rückwärts, um ihn zum Lachen zu bringen. Aber er vermochte nur die Worte zu stammeln:

Verzeihung, Fräulein und die ganze Gesellschaft ...

Johanna stützte sich noch immer auf ihre mageren Ärmchen. Sie öffnete ihre großen, leeren Augen; sie schien etwas zu suchen. Ihr Kopf zitterte, ohne Zweifel blendete sie die große Helle in dem Dunkel, in das sie schon hinabstieg.

Treten Sie näher, mein Freund, sagte Helene dem Soldaten. Das Fräulein hat Sie zu sehen gewünscht.

Die Sonne schien zum Fenster herein; es war ein breiter, gelber Balken, in dem der Staub des Teppichs tanzte. Der März war da; draußen erwachte das junge Jahr. Zéphirin tat einen Schritt vorwärts und erschien in der Sonne; sein kleines, rundes, sommerfleckiges Gesicht hatte den goldgelben Widerschein reifen Getreides, während die Knöpfe seines Rockes glänzten und sein rotes Beinkleid in der grellen Farbe eines Mohnblumenfeldes schimmerte. Jetzt wurde Johanna ihn gewahr. Aber ihre Augen wurden wieder unruhig und unsicher und irrten von einem Winkel zum andern.

Was willst du, mein Kind? fragte die Mutter. Wir sind alle da.

Dann begriff sie.

Rosalie, kommen Sie näher ... Das Fräulein will Sie sehen.

Da trat auch Rosalie in den Sonnenschein. Sie trug eine Haube, deren über die Schultern zurückgeschlagenen Bänder flatterten wie die Flügel eines Schmetterlings. Ein Goldstaub rieselte auf ihr grobes, schwarzes Haar und auf ihr gutmütiges Gesicht mit der platten Nase und den dicken Lippen hernieder. Sonst war niemand im Zimmer, bloß der kleine Soldat und die Magd Seite an Seite im Sonnenschein. Johanna betrachtete sie.

Nun, mein Engel, fragte Helene, sagst du ihnen nichts? Sie sind jetzt beisammen da.

Johanna betrachtete sie mit dem Zittern ihres Kopfes, dem leisen Zittern einer sehr alten Frau. Sie standen da wie Mann und Frau, bereit sich unter den Arm zu fassen, um in ihre Heimat zurückzukehren. Die Wärme des Frühlings durchdrang sie, und in ihrem Streben, das Fräulein aufzuheitern, lachten sie einander ins Gesicht und machten dazu eine alberne und zärtliche Miene. Von ihren runden Rücken stieg ein wohltuender Geruch von Gesundheit auf. Wären sie allein gewesen, hätte Zéphirin Rosalien sicher um den Leib gefaßt und eine tüchtige Maulschelle von ihr bekommen. Das konnte man in ihren Augen lesen.

Nun, mein Engel, hast du ihnen nichts zu sagen? wiederholte die Mutter.

Johanna betrachtete sie mit zunehmender Beklemmung. Sie brachte kein Wort hervor, aber plötzlich brach sie in Tränen aus. Zéphirin und Rosalie mußten sogleich das Zimmer verlassen.

Verzeihung, mein Fräulein und die ganze Gesellschaft ... wiederholte der kleine Soldat verblüfft, indem er sich entfernte.

Es war eine der letzten Launen Johannas. Sie verfiel in eine düstere Stimmung, aus der sie nichts herauszuziehen vermochte. Sie löste sich von allem los, selbst von ihrer Mutter. Wenn diese sich über das Bett neigte, um ihren Blick zu suchen, bewahrte das Kind ein stummes Antlitz, als sei nur der Schatten der Vorhänge an ihren Augen vorübergezogen. Es war die stille, dumpfe Entsagung einer Verlassenen, die ihren Tod herankommen fühlt. Zuweilen lag sie lange mit halbgeschlossenen Augenlidern da, ohne daß man aus ihrem verringerten Blick hätte erraten können, welcher beharrliche Gedanke sie beschäftigte. Nichts mehr existierte für sie als ihre große Puppe, die an ihrer Seite lag. Man hatte sie ihr einmal nachts gegeben, um sie in ihren unerträglichen Schmerzen zu zerstreuen; seither wollte sie die Puppe nicht mehr zurückgeben; sie verteidigte sie mit wilden Gebärden, wenn man sie ihr nehmen wollte. Die Puppe mit ihrem auf dem Kissen ruhenden Kopfe von Kartonpapier lag ausgestreckt da wie eine kranke Person, bis zu den Schultern zugedeckt. Ohne Zweifel pflegte das Kind sie; denn von Zeit zu Zeit betastete sie mit ihren fiebernden Händen die Glieder mit ihrer rosigen, rissigen Haut,

unter der die Kleie weggeflossen war. Stundenlang ruhten ihre Blicke auf diesen stets starren Emailleaugen, auf diesen weißen Zähnen, die nie aufhörten zu lächeln. Dann ward sie von einem Drang der Zärtlichkeit ergriffen, von einem Bedürfnisse, sie an ihre Brust zu schließen, ihre Wange an die kleine Perücke zu drücken, deren kitzelnde Berührung ihr wohltutun schien. So suchte sie eine Zuflucht in ihrer Liebe zu ihrer großen Puppe; wenn sie aus ihrem Schlummerzustande erwachte, versicherte sie sich, daß die Puppe noch da war; sie sah nur sie, plauderte mit ihr, und zuweilen flog der Schatten eines Lächelns über ihr Antlitz, als ob die Puppe ihr etwas ins Ohr geflüstert habe.

Die dritte Woche ging zu Ende. Eines Morgens richtete sich der alte Arzt am Bette der Kranken danach ein, da zu bleiben. Helene begriff, daß ihr Kind den Tag nicht überleben werde. Seit gestern befand sie sich in einer dumpfen Betäubung, die ihr selbst das Bewußtsein ihrer Handlungen benahm. Man kämpfte nicht mehr gegen den Tod, man zählte die Stunden. Da die Kranke quälenden Durst litt, hatte der Arzt einfach ein Opiat verordnet, um ihr den Todeskampf zu erleichtern. Dieses Preisgeben jeder Arznei machte Helene ganz stumpfsinnig. Solange noch Arzneiflaschen auf dem Nachttische herumstanden, hoffte sie auf ein Wunder der Heilung. Jetzt waren die Fläschchen und Schachteln verschwunden und mit ihnen der letzte Rest ihres Glaubens. Sie hatte nur mehr einen Gedanken: bei Johanna zu bleiben, sie nicht zu verlassen, sie zu betrachten. Der Doktor, der sie dieser schrecklichen Betrachtung entziehen wollte, suchte sie vom Bette zu entfernen, indem er ihr allerlei kleine Aufträge erteilte. Aber sie kam wieder zurück mit dem gebieterischen Bedürfnis zu sehen. Aufrecht vor dem Bette, mit hängenden Armen, in einer Verzweiflung, die ihr Antlitz aufblähte, harrte sie.

Gegen ein Uhr kamen der Abbé Jouve und Herr Rambaud. Der Arzt ging ihnen entgegen und sagte ihnen ein Wort. Beide erbleichten; sie blieben bestürzt stehen; ihre Hände zitterten. Helene hatte sich nicht umgewendet.

Der Tag war herrlich; ein sonniger Aprilnachmittag, Johanna wälzte sich unruhig in ihrem Bette. Der Durst, der sie verzehrte, ließ sie von Zeit zu Zeit schmerzlich die Lippen bewegen. Sie hatte ihre armen, durchsichtigen Hände unter der Decke hervorgezogen und bewegte sie fachte in der Luft. Die dumpfe Arbeit

der Krankheit war vollbracht; sie hustete nicht mehr; ihre erloschene Stimme glich einem Hauche. Seit einer Minute wandte sie den Kopf und suchte mit den Augen das Licht. Der Doktor Bodin öffnete das Fenster weit. Fortan blieb Johanna ruhig, die Wange auf dem Kissen, die Augen auf Paris gerichtet, mit ihrem beklommenen Atemzug, der immer langsamer wurde.

Während dieser drei Leidenswochen hatte sie sich oft so gegen die am Horizont sich ausbreitende Stadt gewandt. Ihr Gesichtchen wurde ernst, sie sann nach. In dieser letzten Stunde lächelte Paris unter der blonden Aprilsonne. Von außen kamen laue Lüfte, Kinderlachen und Sperlinggezwitscher. Die Sterbende setzte ihre letzten Kräfte an, um noch zu sehen, um noch den fliegenden Rauchwolken zu folgen, die von den fernen Vorstädten aufstiegen. Sie fand ihre drei Bekannten wieder, den Invalidendom, das Pantheon, den Jakobsturm; dahinter begann das Unbekannte, ihre müden Lider schlossen sich zur Hälfte vor dem ungeheuren Dächermeere. Vielleicht träumte sie, daß sie allmählich sehr leicht werde, daß sie wie ein Vogel davonfliege. Endlich werde sie doch wissen, sie werde sich auf die Kuppeln und Türme niederlassen und nach wenigen Flügelschlägen die verbotenen Dinge sehen, die man vor den Kindern geheim halte. Allein eine neue Unruhe bewegte sie, ihre Hände suchten etwas, und sie beruhigte sich nicht eher, als bis sie ihre große Puppe in ihren kleinen Armen an die Brust drücken konnte. Sie wollte sie mit sich nehmen. Ihre Blicke verloren sich in der Ferne zwischen den Rauchfängen, die von der Sonne rosig beleuchtet wurden.

Es hatte vier Uhr geschlagen; der Abend ließ schon seine dunklen Schatten niederfallen. Es war das Ende, ein Ersticken, ein langsamer und ohne Erschütterung fortschreitender Todeskampf. Der liebe Engel hatte nicht mehr die Kraft sich zu wehren. Herr Rambaud fiel überwältigt auf die Knie; von stillem Schluchzen geschüttelt schleppte er sich hinter einen Vorhang, um seinen Schmerz zu verbergen. Der Abbé war am Kopfende niedergekniet, die Hände gefaltet und die Sterbesakramente stammelnd.

Johanna, Johanna, murmelte Helene, von einem Entsetzen erstarrt, das ihr die Haare sträubte.

Sie hatte den Doktor beiseite geschoben; sie warf sich zur Erde und lehnte sich an das Bett, um ihre Tochter ganz in der Nähe

zu sehen. Johanna öffnete die Augen, aber sie sah ihre Mutter nicht mehr. Ihre Blicke irrten noch immer nach außen über Paris hin, das sich in Dunkel zu hüllen begann. Sie drückte ihre Puppe, ihre letzte Liebe, fester an sich. Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust, dann folgten zwei leichtere Seufzer. Ihre Augen ermatteten, ihr Gesicht drückte einen Augenblick eine lebhafte Beklemmung aus. Allein bald schien sie erleichtert, sie atmete nicht mehr und lag mit offenem Munde da.

Es ist zu Ende, sagte der Doktor, ihre Hand fassend.

Johanna starrte Paris mit ihren großen, hohlen Augen an. Ihr schmales Gesicht mit den strengen Zügen war noch länger geworden, ein grauer Schatten fiel von den zusammengezogenen Augenbrauen auf die bleichen Wangen. Die Puppe mit ihrem zurückgesunkenen Kopfe und hängenden Haar schien tot wie Johanna.

Es ist zu Ende, wiederholte der Doktor, indem er die kleine kalte Hand zurückfallen ließ.

Helene drückte mit schmerzverzerrtem Angesicht ihre Stirne zwischen ihre geballten Hände, als ob ihr Schädel sich zu öffnen drohe. Sie weinte nicht, ihre Blicke schweiften irre im Zimmer umher. Dann entwand sich ein schmerzliches Stöhnen ihrer Kehle; sie hatte am Fuße des Bettes ein Paar kleine Schuhe bemerkt, die dort vergessen worden Es war aus; Johanna werde sie nie mehr anziehen, man konnte die kleinen Schuhe den Armen geben. Ihre Tränen flossen; sie verharrte auf den Knien und wälzte ihr Haupt auf der herabgeglittenen Hand der Toten. Herr Rambaud schluchzte. Der Abbé betete jetzt laut, während Rosalie in der halbgeöffneten Tür des Speisezimmers an ihrem Taschentuch nagte, um mit ihrem Weinen die Stille nicht zu unterbrechen.

In diesem Augenblicke läutete der Doktor Deberle. Er konnte es sich nicht versagen, nach dem Befinden der Kranken Erkundigung einzuholen.

Wie geht es? fragte er.

Ach, mein Herr, stammelte Rosalie, sie ist tot.

Er blieb unbeweglich, erstaunt über dieses Ende, das er doch von Tag zu Tag erwartet hatte. Dann murmelte er:

Mein Gott! das arme Kind! welches Unglück!

Er fand nur dieses empörend dumme Wort. Die Tür schloß sich, und er ging.

Viertes Kapitel

Als Frau Deberle den Tod Johannas erfuhr, weinte sie; es trat bei ihr eine jener leidenschaftlichen Aufwallungen ein, die sie auf achtundvierzig Stunden außer Rand und Band brachten. Es war eine geräuschvolle, maßlose Verzweiflung. Sie ging hinauf, um sich Helenen in die Arme zu werfen. Dann bemächtigte sich auf ein Wort, das an ihr Ohr schlug, ihrer der Gedanke, der kleinen Toten ein ergreifendes Leichenbegängnis zu veranstalten, und dieser Gedanke beschäftigte sie alsbald vollständig. Sie machte sich erbötig, alles zu übernehmen, selbst die geringsten Einzelheiten. Die arme Mutter, deren Tränen versiegt waren, saß vernichtet auf einem Sessel. Herr Rambaud, der in ihrem Namen handelte, verlor den Kopf. Unter reichlichen Danksagungen gab er Julie die erbetene Einwilligung. Helene erwachte einen Augenblick aus ihrem Brüten, um zu sagen, daß sie Blumen wolle, viele Blumen.

Ohne eine Minute zu verlieren, stürzte sich Frau Deberle in eine Menge Geschäfte. Sie benützte den nächsten Tag dazu, bei allen Damen ihrer Bekanntschaft vorzusprechen und ihnen die betrübende Nachricht zu melden. Sie träumte davon, einen Zug weißgekleideter, kleiner Mädchen zu haben; es mußten mindestens dreißig sein, und sie kehrte nicht eher heim, als bis sie ihre Zahl voll hatte. Sie war selbst zur Leichenbestattungsanstalt gegangen, hatte die Klasse festgestellt, die Trauervorhänge ausgewählt. Das Gartengitter sollte mit Tüchern verkleidet, die Bahre mitten unter den Fliederbüschen aufgestellt werden, die schon mit feinen, grünen Spitzen bedeckt waren. Es sollte reizend werden.

Mein Gott! wenn wir morgen nur schönes Wetter haben! sagte sie am Abend, nachdem sie mit allen ihren Besorgungen fertig geworden.

Es war ein strahlender Morgen mit einem klaren, blauen Himmel, goldighellen Sonnenschein und dem reinen, lebhaften Hauche des Frühlings. Die Leichenfeier war für zehn Uhr angesagt. Um neun Uhr wurden die Trauertücher ausgespannt. Julie gab den Arbeitern die nötigen Weisungen. Sie wollte, daß man die Bäume nicht ganz verhänge. Die weißen Vorhänge mit Silberfransen bildeten ein Portal zwischen den beiden Flügeln

des Gittertores, die man geöffnet und zwischen die Fliederbüsche geschoben hatte. Doch sie kehrte rasch in den Salon zurück, um die Damen zu empfangen. Man versammelte sich bei ihr, um nicht die zwei Zimmer der Frau Grandjean zu überfüllen. Aber sie hatte einen Verdruß: ihr Mann hatte am Morgen nach Versailles reisen müssen wegen einer unaufschieblichen ärztlichen Besprechung, wie er sagte. Sie war allein und wußte nicht, wie sie fertig werden sollte. Frau Berthier mit ihren beiden Töchtern kam zuerst an.

Denken Sie sich, Heinrich hat mich im Stich gelassen, rief Frau Deberle ... Lucien, du hast noch nicht guten Tag gesagt.

Lucien war zum Leichenbegängnisse gekleidet und trug schwarze Handschuhe. Er war überrascht, Sophie und Blanka wie zu einer Prozession gekleidet zu sehen. Ihr weißes Musselinekleid wurde durch ein Seidenband festgehalten; der bis zum Boden herabwallende weiße Schleier verhüllte das Tüllhäubchen. Während die beiden Mütter plauderten, betrachteten sich die drei Kinder etwas steif in ihren Toiletten. Dann sagte Lucien:

Johanna ist tot.

Sein Herz war betrübt; aber er lächelte dennoch und zeigte eine erstaunte Miene. Der Gedanke, daß Johanna tot sei, machte ihn seit gestern sehr artig. Da seine Mutter zu sehr beschäftigt war, um ihm zu antworten, hatte er die Dienstleute befragt. Ist's wahr, daß man sich nicht mehr rührt, wenn man einmal tot ist?

Sie ist tot, sie ist tot, wiederholten die beiden Schwestern, die ganz rosig in ihren weißen Schleiern waren. Wird man sie noch sehen?

Er sann nach; und mit traumverlornen Blicken und offenem Munde, als wolle er zu erraten suchen, was es wohl dort weit hinten geben möge, jenseits von dem, was er wußte, sagte er endlich leise:

Man wird sie nicht mehr sehen.

Inzwischen kamen noch andere kleine Mädchen. Auf einen Wink seiner Mutter ging Lucien ihnen entgegen. Margarete Tissot in ihrer Wolke von Musselin und mit ihren großen Augen glich einer Jungfrau Maria im Kindesalter; ihre blonden Haare schlüpften unter dem Häubchen hervor und legten sich wie ein goldgestickter Kragen unter den weißen Schleier. Ein stilles Lä-

cheln ging durch den Salon, als die fünf Fräulein Levasseur ankamen. Sie waren alle gleich gekleidet wie die Zöglinge eines Pensionates; die älteste eröffnete, die jüngste schloß den Zug; ihre Röcke bauschten so sehr, daß sie einen ganzen Winkel des Zimmers einnahmen. Als die kleine Guiraud erschien, wurden die Flüsterstimmen lauter; man lachte; man reichte sie sich von Hand zu Hand, um sie zu sehen und zu küssen. Sie hatte das Aussehen einer Turteltaube mit gesträubtem Gefieder, nicht größer als ein Vogel inmitten ihrer flatternden Gazeröcke, die sie wie eine große, weiße Kugel erscheinen ließen. Ihre eigene Mutter vermochte ihre Händchen kaum zu finden. So füllte sich der Salon allmählich mit einem Schneefall, in dem einige Knaben, mit ihren Überröcken dunkle Flecke bildeten. Lucien, dessen Fräuchen nun tot war, suchte sich ein anderes. Er schwankte lange; er hätte eine Frau haben mögen, die größer war als er, wie Johanna es gewesen. Doch schien er sich für Margarete zu entschließen, deren Haare ihn in Erstaunen versetzten. Er wich nicht mehr von ihrer Seite.

Die Leiche ist noch nicht heruntergeschafft worden, meldete Pauline ihrer Schwester.

Pauline tummelte sich im Hause herum, als handele es sich um die Vorbereitungen zu einem Ball. Ihre Schwester hatte viel Mühe gehabt, durchzusetzen, daß sie nicht weiß gekleidet erscheine.

Wie, noch immer nicht? rief Julie. An was denken sie denn? Ich muß hinaufgehen. Bleibe bei den Damen.

Sie verließ eilig den Salon, wo die in dunkler Kleidung erschienenen Mütter halblaut plauderten, während die Kinder sich kaum zu rühren wagten aus Furcht, ihre weißen Kleidchen zu zerknittern. Als Julie das Totenzimmer betrat, ward sie von großer Verwunderung ergriffen. Johanna lag noch mit gefalteten Händen da; gleich Margarete und dem Fräulein Levasseur hatte auch sie ein weißes Kleid, ein weißes Häubchen, weiße Schuhe. Ein Kranz von weißen Rosen lag auf ihrem Häubchen und machte sie zur Königin unter ihren kleinen Freundinnen, gefeiert von der ganzen Gesellschaft, die unten ihrer harrte. Vor dem Fenster stand auf zwei Sesseln der Sarg von Eichenholz, mit Samt ausgeschlagen, offen wie ein Juwelenkästchen. Die Möbel waren sorgfältig geordnet; eine Wachskerze brannte auf dem Tischchen. In dem geschlossenen, verdunkelten Zimmer

herrschte tiefe Stille und schwebte ein feuchter Geruch wie in einer seit langer Zeit vermauerten Gruft. Julie, die aus der Sonne, aus dem lächelnden Leben der Außenwelt kam, blieb in stummer Ergriffenheit stehen und wagte nicht mehr zu sagen, daß man sich beeile.

Es sind schon viele Leute da, sagte sie endlich.

Da sie keine Antwort erhielt, fügte sie hinzu, um noch etwas zu sagen:

Heinrich mußte zu einer ärztlichen Beratung nach Versailles; Sie werden ihn wohl entschuldigen.

Helene, die vor dem Bette saß, blickte sie mit ausdruckslosen Augen an. Man konnte sie aus diesem Zimmer nicht fortbringen. Seit sechsunddreißig Stunden war sie da trotz der Bitten des Herrn Rambaud und des Abbé Jouve, die mit ihr wachten. Die beiden Nächte besonders waren für sie ein endloses Sterben und hatten sie völlig gebrochen. Dann war der furchtbare Schmerz der Bekleidung der Toten gekommen, die Schuhe von weißer Seide, die sie selbst der teuren Kleinen anziehen wollte. Mit ihren Kräften zu Ende saß sie jetzt regungslos da, gleichsam eingeschläfert durch ihr unermeßliches Herzleid.

Haben Sie Blumen? stammelte sie mühsam, die Augen noch immer auf Frau Deberle geheftet.

Ja, ja, meine Teure, erwiderte diese. Quälen Sie sich doch nicht so sehr.

Seitdem ihre Tochter den letzten Seufzer ausgehaucht, hatte sie nur mehr diese eine Sorge: Blumen, ganze Ladungen von Blumen. Der Anblick jeder neuen Person beunruhigte sie; sie schien zu fürchten, daß man nicht genug Blumen finde.

Haben Sie Rosen? fragte sie nach einer Weile.

Ja, ich versichere Ihnen, daß Sie zufrieden sein werden.

Sie nickte mit dem Kopfe und verfiel wieder in ihre Unbeweglichkeit. Auf dem Flur draußen warteten die Bediensteten der Leichenbestattungsanstalt. Man mußte ein Ende machen. Herr Rambaud, der selber taumelte wie ein Betrunkener, machte Julie ein bittendes Zeichen, damit sie ihm beistehe, die arme Frau wegzuführen. Beide nahmen sie sanft unter den Armen, hoben sie auf und führten sie nach dem Speisezimmer. Als sie aber begriff, schob sie in einem letzten Anfall der Verzweiflung sie zu-

rück. Es war eine ergreifende Szene. Sie hatte sich vor dem Bette auf die Knie geworfen und an die Bettücher geklammert, das Gemach mit dem Jammer ihres Widerstandes erfüllend, während Johanna in ihrem ewigen Stillschweigen, kalt und steif ausgestreckt, ihr steinernes Antlitz bewahrte. Das Gesicht war ein wenig schwarz geworden, der Mund glich dem Schmollmäulchen eines grollenden Kindes; gerade dieser finstere und unerbittliche Ausdruck einer eifersüchtigen Tochter war es, der Helenen schier den Verstand raubte. Sie hatte wohl gesehen, wie sie seit sechsunddreißig Stunden sich in ihren eisigen Groll gehüllt hatte, immer grausamer wurde, je mehr sie sich der Erde näherte. Welche Erleichterung, wenn Johanna ein letztes Mal hätte lächeln können!

Nein, nein! schrie sie. Ich bitte Sie, lassen Sie mich einen Augenblick da ... Sie können sie mir nicht wegnehmen. Ich will sie noch küssen. Ach, einen Augenblick, nur einen Augenblick.

Mit ihren zitternden Armen hielt sie sie und wehrte sie sie den Männern, die der Szene den Rücken kehrend mit gelangweilten Gesichtern im Vorzimmer harrten. Allein ihre Lippen erwärmten nicht das kalte Gesicht; sie fühlte, wie Johanna sich eigensinnig weigerte. Da überließ sie sich den Händen, die sie hinwegzogen, sank auf einen Sessel im Speisezimmer, immer wieder die dumpfe Klage ausstoßend:

Mein Gott! ... mein Gott! ...

Herr Rambaud und Frau Deberle waren von dieser aufregenden Szene erschöpft. Als die letztere nach einer kurzen Weile die Türe halb öffnete, war alles vorüber. Es hatte kaum ein Geräusch, kaum ein leises Rauschen gegeben. Die im Voraus geölten Nieten schlossen für immer den Deckel. Und das Zimmer war leer; ein weißes Tuch verhüllte den Sarg.

Jetzt blieb die Türe offen, und man ließ Helene allein. Als sie in das Gemach zurückkehrte, warf sie einen irren Blick auf die Möbel ringsumher. Man hatte die Leiche fortgeschafft, und Rosalie hatte die Decke über das Bett gebreitet, um selbst den leichten Eindruck der nunmehr für immer Entschwundenen zu verhüllen. In wahnwitziger Gebärde die Hände ausstreckend, stürzte Helene zur Treppe. Sie wollte hinunter. Herr Rambaud hielt sie zurück, während Frau Deberle ihr erklärte, daß man es nicht tue. Allein sie versicherte, sie werde vernünftig sein, dem

Leichenzuge nicht folgen. Man konnte ihr doch erlauben zu sehen; sie werde ruhig im Pavillon bleiben. Beide weinten, während sie ihr zuhörten. Man mußte sie ankleiden. Julie warf einen schwarzen Schal über das Hauskleid Helenens. Aber sie fand keinen Hut; endlich entdeckte sie einen, von dem sie einen Strauß von Eisenkraut entfernte. Herr Rambaud, der den Leichenzug führen sollte, reichte Helenen seinen Arm. Als sie im Garten waren, flüsterte ihm Frau Deberle zu:

Verlassen Sie sie nicht; ich habe noch vieles zu tun.

Und sie huschte von dannen. Helene schritt nur mühsam, die suchenden Blicke vorausschickend. Als sie in den Sonnenschein kamen, seufzte sie tief auf. Mein Gott, welch ein schöner Tag! Doch ihre Augen wandten sich geradeaus zum Gittertor; sie hatte daselbst die kleine Bahre unter weißen Vorhängen bemerkt. Herr Rambaud ließ sie nur zwei, drei Schritte näher gehen.

Fassen Sie Mut! sagte er ihr. Dabei zitterte er selbst.

Sie schauten hin. Der schmale Sarg war von einem Sonnenstrahl übergossen. Zu seinen Füßen stand ein silbernes Kruzifix auf einem Spitzenpolster. Links lag ein Sprengwedel in einem Weihkessel. Die großen Wachskerzen brannten ohne Flamme; sie flimmerten bloß in der Sonne wie Irrlichter. Unter den Vorhängen bildeten Baumzweige mit ihren violetten Knospen eine Laube. Es war ein im Frühlingsschmuck prangender Winkel, auf den durch einen Spalt der Vorhänge der Goldstaub eines breiten Sonnenstrahls herniederfiel, die Blumen belebend, die auf der Bahre ausgestreut lagen. Es war ein ganzer Haufe Blumen, Büschel weißer Rosen, weiße Kamelien, weißer Flieder, weiße Nelken, ein Schneefall von weißen Blüten, unter dem der Sarg verschwand; weiße Dolden glitten von dem Bahrtuche herab; auf der Erde lagen Wintergrün und Hyazinthen, die sich da entblätterten. Die wenigen Leute, die durch die Weinstraße kamen, blieben stehen mit einem Lächeln der Rührung angesichts dieses in Sonnenschein gebadeten Gärtchens, wo diese kleine Tote unter Blumen schlief. All das Weiß schien ein heller Gesang; eine schimmernde Reinheit flammte gleichsam in dem Lichte; die Sonne erwärmte die Vorhänge, die Blumensträuße und die Kränze und erfüllte sie mit einem Schauer des Lebens. Über den Rosen summte eine Biene.

Die Blumen ... die Blumen ... flüsterte Helene, die keine anderen Worte fand.

Sie preßte ihr Taschentuch an die Lippen; ihre Augen füllten sich mit Tränen. Ihr schien, daß Johanna warm sein müsse, und dieser Gedanke brach sie völlig in einem Gefühl der Rührung, in die sich Dankbarkeit für jene mischte, die das Kind mit allen diesen Blumen bedeckt hatten. Sie wollte vorwärts gehen; Herr Rambaud dachte nicht mehr daran, sie zurückzuhalten. Wie gut war es doch unter allen den Vorhängen! Ein Duft stieg auf; kein Hauch ging durch die warme Luft. Da bückte sie sich und wählte nur eine Rose. Sie war gekommen, um eine Rose zu holen und in ihr Leibchen gleiten zu lassen. Doch sie ward jetzt von einem Zittern ergriffen, und Herr Rambaud erschrak.

Bleiben Sie nicht da, sagte er, sie fortziehend. Sie haben versprochen, sich nicht krank zu machen.

Er bemühte sich, sie in den Pavillon zu führen, als die Salontüre sich weit öffnete. Pauline erschien zuerst. Sie hatte es übernommen, den Zug zu ordnen. Einzeln kamen die kleinen Mädchen herunter. Es war wie ein vorzeitiges Lenzesblühen, eine wunderbar blühende Weißdornhecke. Die weißen Kleider bauschten sich in der Sonne und nahmen einen durchsichtigen Wasserschimmer an, in dem alle zarten Schattierungen der weißen Farbe wie auf Schwanenflügeln dahin huschten. Ein Apfelbaum ließ seine Blüten niederregnen; Sommerfäden schwebten in der Luft; die weißen Kleider waren gleichsam die Keuschheit des Lenzes. Es kamen immer mehr weißgekleidete Mädchen; sie umgaben schon den Rasenplatz, und doch stiegen immer neue den Perron herunter, federleicht und blühend im Sonnenschein.

Als Helene den Garten ganz weiß sah durch diese Schar kleiner Mädchen, erinnerte sie sich des vorjährigen Balles, wo alle diese kleinen Beine sich so fröhlich tummelten. Sie sah Margarete als Milchmädchen wieder, mit dem am Gürtel hängenden Milchkännchen, Sophie als Kammerkätzchen am Arme ihrer Schwester Blanka, deren Kostüm als Göttin der Torheit ein helles Schellengeklingel verursachte. Dann die fünf Schwestern Levasseur als Rotkehlchen mit ihren Häubchen von braunem Samt, geschmückt mit schwarzen Samtbändern. Die kleine Guiraud mit ihrer Elsässer Schleife im Haar hüpfte wie toll vor einem Harlekin, der zweimal so groß war wie sie. Heute waren sie alle weiß. Auch Johanna war weiß auf ihrem Kissen von weißem Samt, umgeben von weißen Blumen. Die zartgebaute Japanerin mit den langen Nadeln im Haar in einem Überwurf von

Purpurstoff mit eingestickten Vögeln: sie zog heute ebenfalls weiß ihres Weges.

Wie sie gewachsen sind! murmelte Helene in Tränen ausbrechend.

Alle waren da, nur ihre Tochter fehlte. Herr Rambaud drängte sie in den Pavillon; doch sie verblieb auf der Schwelle; sie wollte sehen, wie der Leichenzug sich in Bewegung setzte. Die Damen grüßten sie still; die Kinder betrachteten sie mit ihren erstaunten blauen Augen.

Inzwischen ging Pauline herum und gab Weisungen. Sie dämpfte dabei ihre Stimme, vergaß sich aber dennoch zuweilen.

Still! Benehmt euch artig! ... Schau, dummes Trudchen, wie du dich schmutzig gemacht hast! ... Rührt euch nicht, bis ich komme, euch zu holen.

Jetzt kam der Leichenwagen; man konnte aufbrechen. Frau Deberle erschien und rief:

Man hat die Blumensträuße vergessen! ... Pauline, rasch die Blumensträuße!

Da entstand eine kleine Verwirrung. Man hatte ein Sträußchen von weißen Rosen für jedes der kleinen Mädchen vorbereitet; diese Sträußchen mußten jetzt verteilt werden. Die Kinder hielten entzückt die Rosenbüschel vor sich hin wie Kerzen. Lucien, der Margarete nicht mehr verließ, roch mit Entzücken an den Blumen, die sie ihm unter die Nase hielt. Alle diese kleinen Mädchen mit ihren blumengeschmückten Händen waren fröhlich im heiteren Sonnenschein; dann wurden sie plötzlich ernst und folgten mit den Blicken dem Sarge, der von Männern auf den Leichenwagen gehoben wurde.

Ist sie da drinnen? fragte Sophie sehr leise.

Ihre Schwester Blanka nickte mit dem Kopfe. Dann bemerkte sie ihrerseits:

Die Männer bekommen so große Kästen!

Dabei breitete sie die Arme aus, so weit sie konnte. Doch die kleine Margarete lachte jetzt; sie hatte das Näschen in die Rosen gesteckt und erzählte, dies kitzle so wohlig. Jetzt steckten auch die anderen alle das Näschen in die Rosen, um zu sehen, wie das sei. Doch man rief sie jetzt, und sie wurden wieder artig.

Draußen bildete sich der Zug. An der Ecke der Weinstraße stand ein Weib im bloßen Haar, die Füße in schlechten Pantoffeln steckend, und weinte und trocknete sich die Tränen mit einem Zipfel ihrer Schürze. Einige Leute hatten sich an die Fenster gestellt; man hörte teilnahmvolle Bemerkungen in der stillen Gasse. Der mit weißen, silberfransigen Vorhängen geschmückte Leichenwagen rollte geräuschlos dahin; man hörte nur die gemessenen Tritte der Schimmel, gedämpft durch die gestampfte Erde des Fahrdammes. Der Wagen führte gleichsam eine ganze Ernte von Blumen, Sträußen und Kränzen; der Sarg war nicht sichtbar; die leichten Stöße des Gefährtes schüttelten die Blumenhaufen; der Wagen streute Fliederzweiglein hinter sich aus. An seinen vier Enden flatterten lange Bänder von weißer Seide, die vier kleine Mädchen hielten, Sophie und Margarete, ein Fräulein Levasseur und die kleine Guiraud, diese so putzig und so ungeschickt, daß ihre Mutter an ihrer Seite bleiben mußte. Die anderen umgaben in dichtgedrängten Reihen den Leichenwagen mit ihren Rosenbüschen in der Hand. Sie schritten sachte dahin, die Schleier flogen, die Räder drehten sich inmitten all des Musselinstoffes, wie von einer Wolke getragen, in der zarte Engelsköpfchen lächelten. Hinter dem Herrn Rambaud, der mit bleichem, gesenktem Gesicht einherschritt, folgten Damen, einige kleine Knaben, Rosalie, Zéphirin und die Dienstleute der Familie Deberle. Fünf leere Trauerwagen folgten. In der sonnenhellen Gasse folgte eine Schar weißer Tauben diesem Frühlingsgefährt.

Mein Gott, wie verdrießlich! wiederholte Frau Deberle, als sie den Zug sich in Bewegung setzen sah. Heinrich hätte doch diese ärztliche Beratung verschieben können. Ich sagte es ihm.

Sie wußte mit Helenen nichts anzufangen, die auf einem Sessel des Pavillons niedergesunken war. Heinrich wäre an ihrer Seite geblieben und hätte sie ein wenig getröstet. Es war sehr unangenehm, daß er nicht da war. Glücklicherweise trug Fräulein Aurelie ihre Dienste an; sie liebte die traurigen Dinge nicht und war bereit, sich auch mit der Mahlzeit zu beschäftigen, welche die Kleinen bei ihrer Rückkehr vorfinden sollten. Frau Deberle beeilte sich, den Leichenzug einzuholen, der durch die Passy-Straße sich zur Kirche bewegte.

Der Garten war jetzt leer; Arbeiter waren damit beschäftigt, den Trauerschmuck zu entfernen. Auf dem Sande, da wo Jo-

hanna weggeführt worden, lagen nur die Blätter einer Kamelie. Plötzlich empfand in dieser Stille und Einsamkeit Helene wieder die Beklemmung und den Schmerz der ewigen Trennung. Noch einmal bei ihr sein, noch ein einziges Mal! Die fixe Idee, daß Johanna grollend von dannen ziehe mit ihrem stummen, zürnenden Antlitz, fuhr ihr brennend durch den Leib wie ein glühendes Eisen. Als sie sah, daß Fräulein Aurelie sie bewachte, sann sie über eine List nach, wie sie ihr entschlüpfen und nach dem Kirchhofe eilen könne.

Ja, es ist ein großer Verlust, wiederholte das alte Mädchen, indem es sich bequem in einem Sessel niederließ. Ich würde die Kinder sehr geliebt haben, besonders die kleinen Mädchen. Aber wenn ich die Sache bedenke, bin ich recht froh, nicht geheiratet zu haben. Da bleibt einem mancher Kummer erspart.

Sie glaubte, Helene zu zerstreuen. Sie sprach von einer ihrer Freundinnen, die sechs Kinder gehabt und alle durch den Tod verloren hatte. Eine andere Dame behielt bloß einen Sohn, der sie prügelte. Dieser hätte sterben sollen; seine Mutter würde sich unschwer getröstet haben. Helene schien ihr zuzuhören. Sie saß regungslos da, bloß von einem Zittern der Ungeduld geschüttelt.

Sie sind jetzt ruhiger, sagte endlich Fräulein Aurelie. Mein Gott, man muß sich ja schließlich darein finden.

Die Türe des Speisezimmers öffnete sich in den japanischen Pavillon. Sie hatte sich erhoben, öffnete die Türe und steckte den Kopf hinein. Der Tisch war mit Tellern voll Kuchen bedeckt. Helene lief hurtig durch den Garten davon. Die Gittertür stand offen; die Arbeiter der Leichenbestattungsanstalt entfernten sich eben mit ihrer Leiter.

Links mündet die Weinstraße in die Wasserleitungsstraße. In dieser Straße liegt der Kirchhof von Passy. Eine kolossale Stützmauer erhebt sich vom Boulevard der Stummen; der Kirchhof ist wie eine ungeheure Terrasse, welche die Höhen, den Trocadero, die Alleen, ganz Paris beherrscht. Nach zwanzig Schritten stand Helene vor dem weit offenen Tor, durch das man den verlassenen Gottesacker mit seinen weißen Grüften und seinen schwarzen Grabkreuzen sehen konnte. Sie ging hinein. An der Ecke der ersten Allee standen zwei große Fliederbüsche in voller Blüte. Hier gab es nur wenige Gräber; das Gras gedieh üppig; einige Zypressen bildeten mit ihren Stämmen dunkle Streifen

in all dem Grün. Helene ging geradeaus; ein Schwarm von Sperlingen flog auf; ein Totengräber erhob den Kopf, nachdem er eine Schaufel Erde hinausgeworfen hatte. Ohne Zweifel war der Leichenzug noch nicht eingetroffen; der Kirchhof schien leer. Sie ging rechts quer über den Gottesacker bis zur Brustwehr der Terrasse; als sie sich umwandte, bemerkte sie hinter einer Gruppe von Akazienbäumen die kleinen, weißgekleideten Mädchen, vor der Gruft kniend, in die man die Leiche Johannas hinabgelassen hatte. Der Abbé Jouve sprach mit ausgestreckter Hand einen letzten Segen. Sie hörte nur mehr das dumpfe Geräusch des niederfallenden Grufsteines. Es war aus.

Indessen hatte Pauline sie bemerkt und zeigte sie ihrer Schwester, der Frau Deberle. Diese flüsterte fast zornig:

Wie? sie ist doch gekommen? Aber das tut man nicht; das ist sehr abgeschmackt!

Sie näherte sich ihr und gab ihr durch verdrossene Miene zu verstehen, daß sie ihre Handlungsweise mißbillige. Jetzt kamen auch andere Damen neugierig hinzu. Herr Rambaud näherte sich gleichfalls und blieb schweigend neben ihr stehen. Sie lehnte sich an einen Akazienbaum, denn sie fühlte sich schwach werden; die Anwesenheit der vielen Leute wirkte ermüdend auf sie. Während sie auf die Trostworte mit Kopfnicken antwortete, beklemmte ein Gedanke ihre Brust: sie war zu spät gekommen, sie hatte nur mehr das Geräusch des niederfallenden Grufsteines gehört. Ihre Augen wandten sich immer nach der Gruft, deren Stufen jetzt von einem Hüter des Kirchhofes reingefegt wurden.

Pauline, hab' acht auf die Kleinen, sagte Frau Deberle.

Die kleinen, knienden Mädchen erhoben sich wie ein Schwarm weißer Sperlinge. Einige — die kleinsten, deren Knie sich unter den Röcken verloren — hatten sich auf die Erde gesetzt; man mußte sie aufheben. Während Johanna in ihrem Sarge hinabgelassen worden, hatten die größeren Mädchen den Kopf vorgestreckt, um in die Grube zu schauen. Es war da sehr finster; sie wurden bleich, und ein Fröstеln überlief sie. Sophie versicherte leise, daß man Jahre um Jahre da unten bleibe. Auch nachts? fragte eines der Fräulein Levasseur. Gewiß, auch nachts; immer. Ach, des Nachts würde sie da sterben, sagte Blanka. Alle sahen einander mit großen Augen an, als hätten sie eine Räubergeschichte gehört. Doch als sie in Gruppen rings um die Gruft dastanden,

wurden sie wieder rosig und heiter. Es sei nicht wahr, meinten sie; man erzähle ihnen diese Dinge nur zum Spaß. Es sei hier sehr lieblich in diesem hübschen Garten mit seinem hohen Grase. Man könne so schön Blindekuh spielen hinter allen Steinen. Die kleinen Füßchen tanzten schon wieder; die weißen Kleidchen flatterten gleich Flügeln. Zwischen den stillen Gräbern floß das warme Licht der Sonne auf das junge Leben all der Kinder hernieder. Lucien hatte schließlich die Hand unter den Schleier Margaretas gesteckt; er betastete ihre Haare, um zu sehen, ob ob sie nicht etwas dazu tue, daß sie so schön gelb seien. Die Kleine tat sehr stolz. Dann sagte er, sie würden einander heiraten. Margarete war einverstanden; aber sie fürchtete, er werde sie bei den Haaren ziehen. Er betastete die Haare wieder und fand sie weich wie Briefpapier.

Geht nicht so weit! schrie Pauline.

Wir kehren heim, sagte Frau Deberle. Wir haben hier nichts mehr zu tun. Die Kinder müssen schon einen tüchtigen Hunger haben ...

Man mußte die kleinen Mädchen sammeln, die sich zerstreut hatten wie ein Pensionat auf einem Ausfluge. Man zählte sie ab; es fehlte die kleine Guiraud. Endlich fand man sie sehr weit in einer Allee, mit dem Sonnenschirm ihrer Mama sehr ernst dahin wandelnd. Die Damen lenkten jetzt ihre Schritte nach dem Eingangstor, die Flut der weißen Kleidchen vor sich hintreibend. Frau Berthier beglückwünschte Pauline zu ihrer Heirat, die im nächsten Monat stattfinden sollte. Frau Deberle erzählte, daß sie in drei Tagen mit ihrem Gatten und Lucien nach Neapel abreisen werde. Der Friedhof leerte sich; Zéphirin und Rosalie blieben als die letzten da. Endlich gingen auch sie. Sie faßten einander unter dem Arm, entzückt von diesem Spaziergange trotz ihres Kummers. Sie verlangsamten ihre Schritte, und man sah noch einen Augenblick an der Ecke der Allee im Sonnenlichte ihre Rücken sich zärtlich aneinander schmiegen.

Kommen Sie, sagte Herr Rambaud.

Doch Helene bat ihn mit einer Gebärde, noch zu warten. Sie blieb allein; ihr schien, als sei ein Blatt aus ihrem Leben ausgerissen. Als sie die letzten Personen hatte verschwinden sehen, kniete sie schmerzerfüllt vor der Gruft nieder. Der Abbé Jouve in seinem Chorhemd hatte sich noch nicht erhoben. Beide be-

teten lange. Dann half ihr der Priester sich erheben und sah sie dabei mit seinem gütigen, erbarmungsvollen Blicke an.

Reiche ihr den Arm, sagte er einfach Herrn Rambaud.

Am Horizonte lag Paris im hellen Lichte des Frühlingsmorgens. Auf dem Friedhofe sang ein Fink.

Fünftes Kapitel

Zwei Jahre waren verflossen. An einem Dezembermorgen schlummerte der kleine Kirchhof in großer Kälte. Seit dem gestrigen Tage fiel ein feiner Schnee hernieder, von einem Nordwinde gejagt. Von dem bleichen Himmel fielen vereinzelt mit der fliegenden Leichtigkeit von Federn die Schneeflocken zu Boden. Der Schnee verhärtete sich schon. Ein hoher Saum von Schwanenfedern lag auf der Brustwehr der Terrasse. Jenseits dieser weißen Linie in der nebelhaften Bläße des Horizontes breitete sich Paris aus.

Frau Rambaud betete noch, vor der Gruft Johannas im Schnee kniend. Ihr Gatte hatte sich soeben still erhoben. Im November hatten sie in Marseille geheiratet. Herr Rambaud hatte sein Handlungshaus im Hallenviertel verkauft; er war seit drei Tagen in Paris, um dieses Geschäft zu beenden; und der Wagen, der sie in der Wasserleitungsstraße erwartete, sollte bei dem Gasthofe vorbeifahren, um da ihre Koffer aufzunehmen und sie dann zur Eisenbahn bringen. Helene hatte die Reise nur mitgemacht, um am Grabe Johannas zu beten. Sie kniete unbeweglich mit gesenktem Haupte da wie weltverloren, die Kälte der Erde nicht fühlend, die ihre Knie erstarren ließ.

Inzwischen hatte der Wind aufgehört. Herr Rambaud war auf der Terrasse weitergegangen, um sie dem stummen Schmerze ihrer Erinnerungen zu überlassen. Ein Nebel erhob sich aus den Fernen von Paris, dessen Unermeßlichkeit in der fahlen Unbestimmtheit dieses Gewölks sich verlor. Am Fuße des Trocadero lag die bleifarbene Stadt unter den langsam niederfallenden letzten Schneeflocken wie tot da. In der unbeweglich gewordenen Luft waren diese wie blasse Flecken auf dunklem Grunde, die in einem kaum wahrnehmbaren, ununterbrochenen Wiegen herniederflossen. Kein Hauch stieg von diesem traumhaften Schnee-

fall auf, der wie in der Luft verzaubert, schläfrig und wie geschaukelt herniederging. Den Hausdächern sich nähernd, schienen die Flocken ihren Flug zu verlangsamen. Sie legten sich aufeinander, unermüdlich, zu Millionen, so still, daß Blumen, die sich entblättern, mehr Geräusch verursachen; und ein Vergessen der Erde und des Lebens, ein erhabener Friede kam von dieser in Bewegung befindlichen Menge, deren Gang durch den unendlichen Raum man nicht hörte. Der Himmel erhellte sich immer mehr und überall zugleich durch eine Milchfarbe, die noch durch einen Nebelqualm getrübt wurde. Allmählich hoben die schimmernden Häuserwogen sich ab; die Stadt tauchte auf, durchquert von ihren Straßen und Plätzen, deren schattige Einschnitte und Höhlungen das Riesengerippe der Stadtviertel abzeichneten.

Helene hatte sich langsam erhoben, die Eindrücke ihrer Knie im Schnee zurücklassend. In einen dunklen Pelzmantel eingehüllt, schien sie sehr groß mit ihren breiten Schultern in dieser weißen Umgebung. Das Barett ihres Hutes, eine Flechte von schwarzem Samt, legte gleichsam den Schatten eines Diadems auf ihre Stirn. Sie hatte ihr schönes, ruhiges Antlitz wiedergefunden, ihre grauen Augen und weißen Zähne, ihr rundes, ein wenig starkes Kinn, das ihrem Antlitz einen besonnenen und entschlossenen Charakter verlieh. Als sie den Kopf wandte, nahmen ihre Züge wieder die ernste Reinheit einer Bildsäule an. Das Blut schlummerte unter der ruhigen Blässe der Wangen; man merkte, daß sie sich wieder in den Stolz ihrer Ehrbarkeit hüllte. Zwei Tränen waren von ihren Augenlidern herniedergerollt; sie hatte nach ihrem ehemaligen Leid ihre Ruhe wiedergefunden. Sie stand aufrecht vor dem Grabmal, einer einfachen Säule, in welche der Name Johannas mit zwei Daten eingegraben war, die den Anfang und das Ende des kurzen Erdenwallens dieser zwölfjährigen Toten bezeichneten.

Rings um sie her breitete der Kirchhof sein weißes Schneefeld aus, nur unterbrochen durch einzelne Winkel von rostzerfressenen Grabmalen und eisernen Kreuzen, die in Trauer gehüllten menschlichen Armen glichen. Nur die Fußspuren Helenens und ihres Gatten bildeten einen Pfad in diesem verlassenen Winkel. Es war eine fleckenlose Einsamkeit, in der die Toten schliefen. Die Alleen zogen sich dahin mit den gespensterhaften Abrissen ihrer Bäume. Von Zeit zu Zeit fiel geräuschlos ein großes Stück

Schnee von einem allzu ſtark belaſteten Zweige; dann rührte ſich nichts mehr. Am andern Ende des Gottesackers entſtand ein Getrappel von ſchwarzen Geſtalten; man begrub jemanden unter dieſem weißen Laken. Links kam ein zweiter Leichenzug heran. Still zogen die Bahren mit ihrem Gefolge einher gleich Schatten, die ſich von der Bläſſe eines Linnens abheben.

Helene fuhr aus ihrer Träumerei auf, als ſie neben ſich eine Bettlerin bemerkte, die ſich mühſam fortſchleppte. Es war die Mutter Sétu; der Schnee dämpfte die Tritte ihrer plumpen Männerſchuhe, die zerriſſen und mit Schnüren zuſammengehalten waren. Helene hatte die Alte niemals in einem ſolchen Elend ſchlottern ſehen; ſie war in ſchmutzige Lumpen gehüllt, aber fetter und blöder geworden. Es war jetzt das Geſchäft der Alten, bei ſchlechtem Wetter in Regen und Schnee den Leichenbegängniſſen zu folgen und auf das Erbarmen der mildtätig geſtimmten Menſchen zu rechnen. Sie wußte, daß man im Kirchhofe angeſichts der Schrecken des Todes leichter in den Beutel greift. Sie beſuchte die Gräber, näherte ſich den Leuten, die da knieten, in dem Augenblicke, da ſie in Tränen zerfloſſen, weil man in ſolcher Seelenſtimmung ein Almoſen nicht verweigern kann. Mit dem letzten Leichenzuge angekommen, beobachtete ſie ſeit einer Weile Helene. Aber ſie hatte die gute Dame nicht erkannt; ſie erzählte ſchluchzend und die Hände ausſtreckend, daß ſie zu Hauſe zwei Kinder habe, die hungers ſterben. Helene hörte ihr zu, ganz ſtumm angeſichts dieſer Erſcheinung. Die Kinder frieren, erzählte die Alte weiter; das ältere ſei bruſtkrank und werde ſicherlich ſterben. Aber plötzlich hielt die Mutter Sétu inne; die tauſend Falten ihres Geſichtes arbeiteten, ihre Äuglein blinzelten. Wie? das war ja die gute Dame! Der Himmel hat alſo doch ihre Gebete erhört! Ohne die Geſchichte mit den zwei Kindern weiter aufzuklären, begann ſie zu ſtöhnen unter einer unerſchöpflichen Flut von Worten. Sie hatte jetzt noch weniger Zähne; man hörte ſie kaum. Alles Elend des guten Gottes ſei über ihr Haupt gekommen, jammerte ſie. Ihr junger Herr habe die Wohnung aufgegeben; ſie ſelbſt habe drei Monate krank zu Bette gelegen. Jawohl; ihr Leiden ſitze noch immer in den Gliedern, ſie fühle es jetzt überall. Eine Nachbarin habe geſagt, daß ihr ſicherlich eine Spinne in den Mund gekrochen ſei, während ſie ſchlief. Wenn ſie doch nur ein wenig Feuer machen könne, um ſich den Bauch zu wärmen. Dies allein bringe ihr Erleich-

terung. Aber sie habe nichts; nicht einmal Zündhölzchen. Die gnädige Frau sei vielleicht auf Reisen gewesen. Doch das sei ihre Sache. Genug, daß sie sie gesund und frisch und schön wiedersehe. Gott werde ihr alles vergelten. Als Helene die Börse zog, schnaufte die Alte und stützte sich an Johannas Grabmal.

Die Leichenzüge hatten sich wieder entfernt. Irgendwo in einer nahen Grube hörte man die regelmäßigen Spatenstiche eines Totengräbers, den man nicht sah. Die Alte hatte sich inzwischen erholt; ihre Augen hafteten unverwandt auf der Börse. Um ein größeres Almosen zu erlangen, zeigte sie sich sehr schmeichlerisch und sprach von der anderen Dame. Es sei eine sehr mildtätige Dame, dagegen lasse sich nichts sagen; aber sie wisse die Sache nicht anzufassen, ihr Geld bringe keinen Segen. Während sie diese Dinge sagte, schaute sie pfiffig zu Helenen hinüber. Dann wagte sie den Doktor zu nennen. O dieser war gut wie das tägliche Brot. Im letzten Sommer hatte er wieder eine Reise mit seiner Frau gemacht. Ihr Knäblein gedieh und wurde ein sehr schönes Kind. Doch Helenens Finger, mit dem Öffnen der Börse beschäftigt, begannen jetzt zu zittern, und die Mutter Fétu änderte plötzlich die Stimme. Ganz dumm und erschreckt merkte sie jetzt erst, daß die gute Dame sich hier am Grabe ihrer Tochter befinde. Sie stammelte, seufzte, trachtete Helene zum Weinen zu bringen. Ach, was war das für ein liebes Herzchen mit reizenden Patschhändchen, die sie jetzt noch vor Augen habe, wie sie ihr Silbermünzen gaben. Und wie schöne lange Haare sie hatte! .. und wie sie die Armen mit ihren großen, tränenfeuchten Augen so mitleidsvoll anblickte! ... Ach, für einen solchen Engel gebe es keinen Ersatz; in ganz Passy sei kein zweiter mehr zu finden. In der schönen Jahreszeit werde sie jeden Sonntag für das Grab der Kleinen ein Sträußchen Vergißmeinnicht in den Festungsgräben pflücken. Plötzlich schwieg sie, geängstigt durch die Gebärde, mit der Helene ihr Schweigen gebot. Wußte sie denn nicht mehr, wie sie reden solle? Die gute Dame weinte nicht und gab ihr nur ein Zwanzigsousstück.

Herr Rambaud hatte sich inzwischen der Brüstung der Terrasse genähert. Helene folgte ihm dahin. Der Anblick dieses Herrn machte die Mutter Fétu stutzig. Sie kannte ihn nicht; es mußte ein neuer sein. Schleppenden Fußes ging sie hinter Helenen her, alle Segnungen des Paradieses auf ihr Haupt erflehend.

Als sie in der Nähe des Herrn Rambaud stand, sprach sie wieder vom Doktor. Der werde, wenn er einmal sterbe, ein schönes Begräbnis haben, wenn alle die Armen, denen er ohne Bezahlung seine ärztliche Hilfe angedeihen lasse, seinem Sarge folgen würden! Er sei allerdings ein wenig leichtlebig, niemand stelle es in Abrede. Manche Damen in Passy kennten ihn genau. Das hindere ihn aber nicht, seine Frau anzubeten, eine so hübsche Frau, die ja leicht einen schlechten Wandel hätte führen können und doch nicht daran dachte. Sie lebten zusammen wie ein paar Tauben. War gnädige Frau zu Besuch bei Ihnen? Sie seien sicherlich zu Hause; sie habe die Vorhänge der nach der Weinstraße gehenden Fenster geöffnet gesehen. Sie liebten die gnädige Frau ehemals so sehr und würden sich freuen, sie zu umarmen! Während die Alte diese Sätze vor sich hinbrummte, schielte sie immer zu Herrn Rambaud hinüber. Er hörte ihr zu mit der Ruhe eines Mannes, der das Herz am rechten Fleck hat. Die vor ihm wiedererweckten Erinnerungen legten keinen Schatten auf sein friedliches Antlitz. Er glaubte bloß zu bemerken, daß die Zudringlichkeit dieser Bettlerin Helenen lästig sei, und suchte in seiner Tasche, um ihr auch seinerseits ein Almosen zu geben, wobei er ihr mit einer Handbewegung den Weg wies. Als die Mutter Fétu ein zweites Silberstück erblickte, brach sie in Danksagungen aus. Sie werde ein wenig Holz kaufen, um sich in ihrem Leid zu pflegen; die Wärme allein lindere ihre Bauchschmerzen. Ja, sie lebten wie die Tauben; zum Beweise dessen habe die Dame vorigen Winter ein zweites Kind geboren, ein kleines Mädchen, rosig und dick, das jetzt bald vierzehn Monate alt sei. Am Tage der Taufe habe der Doktor ihr vor der Kirchentür hundert Sous geschenkt. Ach, die guten Herzen begegnen sich; die gnädige Frau habe ihr Glück gebracht. Gott wolle jeden Kummer von ihr abwenden und alle seine Segnungen über sie ausschütten. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen!

Helene stand angesichts der fernen Stadt, während die Mutter Fétu zwischen den Gräbern sich entfernte, drei Vaterunser und drei Ave vor sich hinbrummend. Es hatte aufgehört zu schneien; die letzten Flocken hatten sich mit träger Langsamkeit auf die Dächer gesetzt; und an dem unermeßlichen, perlgrauen Himmel hinter den zerfließenden Dünsten entzündete der Goldton der Sonne ein rosiges Licht. Ein einziger blauer Streif säumte über

Montmartre den Horizont ein, ein Streif von so reiner, zarter Bläue wie der Schatten eines weißen Samts. Paris löste sich aus dem Nebel los und breitete sich aus mit seinen Schneefeldern und seiner Umwandlung, die es gleichsam in toter Unbeweglichkeit erstarren ließ. Nicht mehr verliehen die flatternden Streifen der Stadt jenes mächtige Erbeben, dessen bleiche Wogen an den rostfarbenen Häuserreihen zitterten. Die Häuser stiegen ganz schwarz aus den weißen Massen hervor, unter denen sie schliefen, wie in vielhundertjähriger Nässe verschimmelt. Ganze Straßen schienen zerstört, wie vom Salpeter zerfressen, die Dächer dem Einsturze nahe, die Fenster schon eingestoßen. Ein Platz, dessen gipsweißes Viereck man sah, füllte sich mit einem Trümmerhaufen. Doch in dem Maße, wie der blaue Streif gegen Montmartre hin sich vergrößerte, floß ein klares Licht hernieder, kalt wie ein Quellwasser und brachte ganz Paris gleichsam unter einen Glassturz, wo selbst die Fernen die Deutlichkeit eines japanischen Bildes annahmen.

Helene stand da, in ihren Pelzmantel gehüllt, die Hände unter dem Ärmelsaum verborgen und sann nach. Ein einziger Gedanke kehrte in ihr wieder wie ein Echo. Sie hatten ein Kind bekommen; ein kleines Mädchen, rosig und dick; und sie sah das Kind in dem reizenden Alter, wo Johanna zu plappern begann. Die kleinen Mädchen sind mit vierzehn Monaten so niedlich! Sie zählte die Monate; vierzehn, mit den übrigen fast zwei Jahre; genau die Zeit, bis auf vierzehn Tage. Da hatte sie ein sonniges Bild von Italien, eine wundervolle Landschaft mit goldigen Früchten, wo die Liebespaare in würzigen Nächten innig umschlungen dahinwandelten. Sie sah Heinrich und Julie im Mondenschein sich ergehen. Sie liebten sich wie Gatten, die wieder Liebhaber werden. Und sie sah ein kleines, rosiges, dickes Mädchen, dessen nackter Leib in der Sonne lachte, während es verworrene Worte zu stammeln suchte, die von den Küssen der Mutter erstickt wurden. Sie dachte an all diese Dinge ohne Groll mit stummem Herzen, ihre Ruhe in ihrer Traurigkeit noch mehr gewinnend. Das Sonnenland war verschwunden; sie ließ ihre Blicke langsam über Paris dahingleiten, dessen Riesenkörper in Winterstarre dalag. Es war, als lägen Marmorkolosse da in dem erhabenen Frieden ihrer Kälte, die Glieder müde von altem Siechtum, das sie nicht mehr fühlten. Über dem Pantheon war eine blaue Lichtung entstanden.

Indes gingen ihre Erinnerungen weiter zurück. Sie hatte zu Marseille seit Johannas Tode in einer Art Betäubung gelebt. Als sie eines Morgens durch die kleine Marienstraße ging, begann sie vor dem Hause zu schluchzen, wo sie ihre Kindheit verlebt hatte. Damals hatte sie zum letztenmal geweint. Herr Rambaud kam oft; sie fühlte ihn um sich wie einen Schutz. Er verlangte nichts, er erschloß niemals sein Herz. Gegen den Herbst hatte sie ihn eines Abends mit geröteten Augen, schmerzgebrochen eintreten sehen. Sein Bruder, der Abbé Jouve, war tot. Da war sie es, die ihn tröstete. Was weiter geschah, dessen erinnerte sie sich nicht mehr genau. Der Abbé schien immer hinter ihnen zu stehen; sie gab der Resignation nach, in die er sie einhüllte. Da er noch immer auf seinem Wunsche beharrte, fand sie kein Wort der Weigerung. Ihr schien es sehr klug. Als ihre Trauerzeit zu Ende ging, hatte sie selbst in ernster Weise alle Einzelheiten ihrer Verbindung geregelt. Die Hände ihres alten Freundes zitterten in überschwenglicher Zärtlichkeit. Nach ihrem Wunsche, erklärte er, warte er seit Monaten; ein Wink genüge ihm. Sie heirateten in schwarzen Kleidern. Am Hochzeitsabend hatte auch er ihre nackten Füße geküßt, ihre schönen, statuenhaften Füße, die wieder wie Marmor wurden. Jetzt floß das Leben von neuem dahin.

Während die Himmelsbläue am Horizont sich ausbreitete, war dieses Wiedererwachen der Erinnerung eine Überraschung für Helene. War sie denn verrückt ein volles Jahr hindurch? Wenn sie sich heute der Frau erinnerte, die nahezu drei Jahre in jenem Zimmer der Weinstraße gelebt hatte, glaubte sie, eine ihr fremde Person zu verurteilen, deren Betragen sie mit Verachtung und Erstaunen erfüllte. Was war das für ein seltsamer Anfall von Wahnsinn! welch eine abscheuliche Krankheit, blöd wie der Blitz! Sie hatte das Übel doch nicht gerufen! Sie lebte ruhig, in ihrem Winkel verborgen, in der Liebe zu ihrer Tochter aufgehend. Ihr Weg zog sich vor ihr dahin ohne eine Neugierde, ohne ein Verlangen. Dann war ein Windstoß gekommen und hatte sie zu Boden geworfen. Noch jetzt konnte sie sich die Sache ganz und gar nicht erklären. Ihr Wesen gehörte nicht mehr ihr; eine andere Person handelte in ihr. War es möglich? Sie hatte diese Dinge getan? Dann kam eine tiefe Kälte über sie. Johanna zog unter Rosen von dannen. Von ihrem Schmerz betäubt, ward sie wieder sehr ruhig ohne ein Verlangen, ohne eine Neugierde,

ihren langsamen Weg auf der geraden Straße fortsetzend. Ihr Leben begann von neuem mit der strengen Ruhe und dem Stolz einer ehrbaren Frau.

Herr Rambaud näherte sich und wollte sie hinwegführen von diesem Orte der Trauer. Allein Helene winkte ihm, daß sie noch bleiben wolle. Sie war an die Brüstung getreten und schaute hinab auf die Allee der Stummen, eine Mietwagenstelle, wo sich eine Reihe alter, wurmstichiger Droschken neben dem Bürgersteige dahinzog. Die schäbigen Wagendächer und Räder, die moosüberzogenen Pferde schienen seit undenklichen Zeiten da zu faulen. Die Kutscher saßen unbeweglich, steif da, in ihre hartgefrorenen Mäntel gehüllt. Andere Wagen fuhren auf der schneebedeckten Straße einer nach dem andern mühsam dahin. Die Tiere glitten aus, reckten die Hälse, während die Kutscher, von ihrem Bocke steigend, die Pferde fluchend am Zügel hielten. Hinter den Wagenfenstern konnte man die Fahrgäste sehen, die in den Kissen zurückgelehnt sich darein ergaben, einen Weg von zehn Minuten in drei Viertelstunden zurückzulegen. Eine Watte schien über alles gebreitet, die jedes Geräusch erstickte; bloß die Stimmen drangen von den totenstillen Straßen herauf mit einem seltsamen Klange, dünn und scharf: Rufe, Gelächter von Leuten, die auf dem Glatteis ausrutschten, Geschrei von Kärrnern, die mit ihren Peitschen knallten, und ängstliches Pferdeschnauben. Weiterhin rechts boten die Bäume am Ufer einen wunderbaren Anblick. Die Bäume waren wie von gesponnenem Glas, glichen riesigen venezianischen Leuchtern, deren mit Blumen besteckte Arme in einer Künstlerlaune gewunden worden. Der Nordwind hatte die Stämme in Säulenschäfte verwandelt. Oben verwirrten sich die mit einem Flaum belegten Zweiglein, weiße Federbüsche, ein köstlicher Ausschnitt von schwarzen Hälmchen, eingesäumt von weißen Fädchen. Es fror; kein Hauch ging durch die klare Luft.

Und Helene sagte sich, daß sie Heinrich nicht kenne. Ein Jahr hindurch hatte sie ihn fast jeden Tag gesehen. Stunden war er an ihrer Seite gewesen Aug' in Auge in vertraulichem Geplauder. Jetzt kannte sie ihn nicht mehr. Eines Abends hatte sie sich hingegeben, und er hatte sie genommen. Jetzt kannte sie ihn nicht mehr. Sie strengte sich ungeheuer an, ohne die Sache zu begreifen. Woher kam er? Wieso befand er sich an ihrer Seite? Was für ein Mann war er, daß sie sich ihm ergeben, sie, die

lieber gestorben wäre, als sich einem andern zu ergeben? Sie wußte es nicht. Es war ein Schwindel, in dem ihr Verstand wankte. Am letzten wie am ersten Tage blieb er ihr fremd. Vergebens faßte sie die verschiedenen unbedeutenden Tatsachen zusammen, seine Worte, seine Handlungen, alles, dessen sie sich von seiner Person erinnerte. Er liebte seine Frau und sein Kind; er lächelte fein, er bewahrte die vornehme Haltung eines wohlerzogenen Mannes. Dann sah sie sein flammendes Gesicht, seine gierig tastenden Hände wieder. Wochen flossen dahin; er verschwand, er war fort. Zu dieser Stunde hätte sie nicht sagen können, wo sie ihn zum letzten Male gesprochen. Er zog von dannen und sein Schatten mit ihm. Und ihre Geschichte hatte kein anderes Ende. Sie kannte ihn nicht.

Ein blauer, fleckenloser Himmel wölbte sich über die Stadt. Ihrer Erinnerungen müde und glücklich über diese Reinheit erhob Helene den Kopf. Es war ein durchsichtiges, sehr blasses Blau, kaum ein blauer Widerschein in der Weiße der Sonne. Das tief am Horizonte sitzende Gestirn hatte den Glanz einer Silberlampe. Es brannte ohne Hitze mitten in dem strahlenden Schimmer des Schnees in der eisigen Luft. Große Dächer, die Ziegeldächer der Kriegsbäckerei, die Schieferdächer der Häuser am Ufer breiteten unten weiße, schwarzgesäumte Tücher aus. Jenseits des Flusses zog das Viereck des Marsfeldes wie eine Steppe sich hin, wo es dunkle Punkte, einzelne Wagen gab, die an russische Schlitten erinnerten, die mit ihrem Schellengeklingel dahinschießen; während die Ulmen am Orsay-Ufer, durch die Entfernung verkleinert, mit ihren Eisnadeln in langer Reihe eine Blütenpracht von feinen Kristallen entwickelten. Inmitten der Unbeweglichkeit dieses Eismeeres wälzte die Seine schmutziggelbe Fluten zwischen den Ufern dahin, die sie zu beiden Seiten weiß einsäumten. Sie führte seit gestern Treibeis, und man hörte das Geräusch der an den Pfeilern der Invalidenbrücke zerschellenden Eistafeln, deren Stücke unter den Brückenbogen verschwanden. Dann bauten die Brücken sich staffelweise auf, gleich weißen Spitzen, je ferner desto zarter, bis zu den schimmernden Häuserblöcken der Altstadt, die die Türme der Liebfrauenkirche mit ihren schneebedeckten Kuppeln überragten. Links durchlöcherten noch andere Spitzen die einförmige Ebene der Stadtviertel. Die Sankt-Augustin-Kirche, die Oper, der Jakobsturm: sie glichen Höhen, auf denen ewiger Schnee liegt; die näher ge-

legenen Gebäude der Tuilerien und des Louvre, durch die neuen Gebäude miteinander verbunden, zeichneten gleichsam den Rücken einer Bergkette mit unbefleckten Gipfeln. Dazu kamen rechts die weißen Spitzen des Invalidenpalastes, der Sulpiziuskirche, des Pantheons, dieses letztere sehr weit am Blau des Himmels einen Zauberpalast mit Mauern von bläulichem Marmor abzeichnend. Keine Stimme erhob sich. Einzelne Straßen erblickte man nur als graue Risse, einzelne Straßenkreuzungen schienen krachend sich aufgetan zu haben. Ganze Häuserzeilen waren verschwunden. Bloß die nahen Vorderseiten waren an den tausend Strichen ihrer Fenster zu erkennen. Dann flossen die Schneefelder ineinander und verloren sich in einer blendenden Ferne in einen See, dessen blaue Schatten gleichsam eine Fortsetzung der Himmelsbläue waren. Paris leuchtete unermeßlich und hell in der Frische dieses Frostwetters unter dieser silberweißen Sonne.

Helene umfaßte zum letzten Male mit einem Blicke die stille, träge Stadt, die ihr ebenfalls unbekannt schien. Sie fand sie ruhig und gleichsam unsterblich im Schnee wieder, wie sie die Stadt verlassen, wie sie die Stadt drei Jahre hindurch tagtäglich gesehen hatte. Paris war für sie voll mit ihrer Vergangenheit. Mit Paris hatte sie geliebt, mit Paris war Johanna gestorben. Allein dieser Gefährte all ihrer Tage bewahrte die Ruhe seines Riesenantlitzes ohne die geringste Rührung, ein stummer Zeuge all des Frohsinns und all der Tränen, deren Flut die Seine fortzuwälzen schien. Je nach den wechselnden Stimmungen der Stunden hatte ihr die Stadt bald ein wildes Ungeheuer, bald ein gutmütiger Riese geschienen. Heute fühlte sie, daß sie in ihrer Breite und Gleichgültigkeit ihr ewig unbekannt bleiben werde.

Herr Rambaud berührte sie leicht an der Schulter, um sie hinwegzuführen. Sein gutmütiges Antlitz begann unruhig zu werden.

Grämе dich nicht, flüsterte er.

Er wußte alles und fand nur dieses Wort. Frau Rambaud sah ihn an und beruhigte sich. Ihr Antlitz war von der Kälte gerötet, ihr Auge klar. Ihre Gedanken weilten schon fern von da. Das Leben begann von neuem.

Ich weiß nicht, ob ich den großen Koffer gut verschlossen habe, sagte sie.

Herr Rambaud versprach nachzusehen. Der Zug ging um Mittag ab; sie hatten Zeit. Man streute Sand auf die Straßen;

ihr Wagen wird keine Stunde brauchen, um sie auf den Bahnhof zu bringen. Doch plötzlich rief er laut:

Du hast die Angelruten sicherlich vergessen!

Freilich! entgegnete sie überrascht und ärgerlich über ihre Vergeßlichkeit.

Es waren sehr bequeme Angelruten, wie sie in Marseille nicht zu haben waren. Sie besaßen nahe am Meer ein kleines Landhaus, wo sie den Sommer zu verbringen gedachten. Herr Rambaud schaute auf seine Taschenuhr. Unterwegs nach dem Bahnhof konnten sie die Angelruten noch kaufen. Man werde sie mit den Regenschirmen zusammenbinden. Dann führte er sie hinweg; sie wateten quer zwischen den Gräbern bis zum Ausgangstor. Der Friedhof war leer; im Schnee waren nur ihre Fußspuren zu sehen. Die tote Johanna blieb allein angesichts von Paris für immer zurück.

*

Nachwort

Vor einem Menschenalter wirkte der Name Zola auf deutsche Leser wie ein Kinderschreck. Man sah in ihm einen Schriftsteller, der mit teuflischer Freude das Laster in seinen ärgsten Entartungen schilderte, indem er in einer endlosen Folge von Bänden eine französische Familie unter dem zweiten Kaiserreich, die Rougon-Macquart, so beschrieb, daß zwanzig ihrer Mitglieder zu Helden je eines Romans wurden. In jedem dieser Romane war eine Schicht der französischen Gesellschaft aufs Korn genommen. Sorgsamste Beobachtung, volkswirtschaftliche, naturwissenschaftliche und statistische Hilfsmittel lieferten die Unterlagen. Zola meinte, sein „Experimentalroman" beweise nach der Methode physiologischer Tierversuche an den erfundenen Romangestalten den Einfluß von Abstammung und Umwelt auf Wesen und Schicksal des Menschen und auf sein Verhältnis zu den Mitlebenden. Rücksichtsloser Wahrheitsmut, unermüdlicher Fleiß, strengste Methode sollten dieses exakte Ergebnis zeitigen.

Die zwanzig Bände der Rougon-Macquart schufen ihrem Verfasser einen Ruhm, gemischt aus Bewunderung und Abscheu. Die naturalistische Dichtung aller Länder, auch Deutschlands, sah in ihm ihren Führer. Ihr Glaubensbekenntnis schloß alle Phantasie, alle Äußerung persönlichen Gefühls und alle Erfindung aus. Aber in Wahrheit hat niemals ein Dichter lebensfähige Werke geschaffen, die solchem Dogma entsprochen hätten, am wenigsten Zola selbst. Er war kein Naturalist in dem von ihm behaupteten Sinne. Hinter der Theorie stand ein Romantiker größten Maßes, ein zartfühlender, bürgerlich denkender Mensch, der in phantastischen Visionen, in fein ausgeführten Bildern schwelgte. Wo sich ihm die Gelegenheit dazu gab, ergriff er sie mit Freuden, und nur widerwillig erfüllte er die

vermeinte Pflicht, seinem heißgeliebten Volke in den Bildern des Lasters den Spiegel vorzuhalten, damit es erkenne, wodurch der große Zusammenbruch von 1870/71 bedingt wurde. Überall erweist sich die Theorie als schwächer gegenüber dem poetischen Drange. Selbst der berüchtigtste Teil der großen Romanreihe, „Nana", beglänzt das Dasein der Dirne mit einer farbig schillernden Sentimentalität.

Noch stärker kommt dieses Gefühlselement zur Geltung in dem unmittelbar vorhergehenden Bande „Ein Liebesblatt". Er zeigt unter den bis dahin erschienenen am wenigsten von jener künstlich aufgeprägten, sozusagen wissenschaftlichen Tendenz. Er erzählt eine Liebesgeschichte mit der vollen Kraft dichterischer Erfindung, kaum irgendwo hindeutend auf den verstandesmäßig entworfenen Plan der ganzen Reihe. Die junge Witwe Helene Mouret kommt nach dem Tode ihres Gatten mit dem elfjährigen nervösen, reizbaren Töchterchen Jeanne nach Paris. Die Krankheit Jeannes bringt die Mutter in Beziehung zu einem Arzte und alle Stadien dieser Leidenschaft werden nun vor unseren Augen durchlaufen. Das Kind stirbt durch die Schuld der Mutter und damit erlischt in dieser die Flamme.

In Helene hat Zola eine schöne, wahre Frauengestalt geschaffen, deren Schuld und Sühne unser Herz im Innersten bewegt. Wie rührend einfach wirkt neben ihr die Figur des schüchternen innig liebenden Rambeaud, des milden greisen Priesters Jouve, vor allem Jeanne mit ihrer eifersüchtigen Liebe zur Mutter. Und wie vortrefflich zeichnet Zola den heißblütigen Arzt, seine kokette Frau, den Geck en Malignon!

Der Roman ist streng architektonisch aufgebaut. Fünf Teile, jeder zu fünf Kapiteln, jedesmal im letzten von ihnen Bilder der Stadt Paris, so anschaulich und farbensatt, daß sie als Meisterstücke gelten können.

Vielleicht ist kein Band der „Rougon-Macquart" so geeignet, den deutschen Leser an dieses Monumentalwerk heranzuführen, wie „Ein Liebesblatt". Nachher mag man die an Kraft und Bedeutung überragenden Bände zur Hand nehmen, um nach diesem kleinen Ausschnitt den gewaltigen Schilderer der großen französischen Welt schätzen und lieben zu lernen. Dann wird der Leser von selbst auch den Weg finden zu den anderen Werken, die Zola in seinem von unablässiger Arbeit erfüllten Leben geschaffen hat.

Als Sohn eines italienischen Ingenieurs war er 1840 in Paris geboren, verbrachte seine Jugend in der Provence, wurde Buchhändler und schrieb eine Reihe von wenig bedeutenden Romanen, bis er mit kleineren Erzählungen Aufmerksamkeit gewann, mehr noch durch seine Kunstkritiken, die den neuen impressionistischen Malern, seinen Freunden, im Kampfe gegen den Klassizismus zu dienen suchten. Zum Weltruhm gelangte er in langsamer, ständig aufsteigender Anerkennung seit, unmittelbar nach dem Kriege, im Jahre 1871, die Reihe der Rougon-Macquart begann und nun fast alljährlich bis 1893 in neuen Bänden fortgesetzt wurde. Daneben erschienen gesammelte Kritiken, theoretische Werke, ein paar erfolglose Dramen.

Kaum waren die Rougon-Macquart vollendet, da ging Zola an ein neues großes Unternehmen. In drei Romanen „Lourdes", „Rom" und „Paris" (1894—1898) schilderte er den Zustand der Kirche, des religiösen Lebens, den Übergang von katholischer Schwärmerei zu sozialistischem Freidenkertum. In der Dreyfus-Affäre ergriff Zola mutig die Partei des unschuldig verurteilten jüdischen Offiziers und erreichte einen vollen Erfolg, der zu dem Ruhm des großen Schriftstellers den des großen Wahrheitskämpfers fügte. Nun ging der Sechzigjährige an ein neues Unternehmen. Er wollte die Kräfte zeigen, die Frankreich auf dem Boden der Freiheit zu neuer Blüte gedeihen lassen sollten. Unter dem vielumfassenden Namen „Die vier Evangelien" begann ein neuer Romanzyklus, dessen Aufschriften die Absichten des Dichters deutlich aussprechen: „Fruchtbarkeit", „Arbeit", „Wahrheit", „Gerechtigkeit". Nur die drei ersten konnte Zola noch vollenden, dann nahm ihm am 28. September 1902 der Tod die Feder aus der unermüdlichen Hand.

*

476006

LF Zola, Emile
Z86lp Ein Liebesblatt; übersetzt von Schwarz.
.Gs

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 30 22 01 005 6